Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten

Ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch

von

Fritz Kern
Professor der allgemeinen und m.-nzt. Geschichte an der Universität Bonn.

Mit 445 Abbildungen.



J. F. Lehmanns Verlag / München 1927

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Dem Andenken Friedrich Ratzels.

Eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihrem Ursprung bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat. Wir sind heute noch, was wir gestern waren.

Heinrich von Sybel.

Die Geschichte hat von jeher häufig die stille Urbildung der Natur unterbrochen, indem sie verschiedenartige Stämme und Volkstümlichkeiten übereinander schichtete und gerade aus der Vermischung manchmal eine zweite gelungenere Natur und gediegene Staatsbildungen gewann.

F. C. Dahlmann.

Die historische Anthropologie ist heute in den ersten Stadien, von Anthropologie und von Geschichte, die sie verbinden will, oft schroff abgelehnt, entstellt durch dilettantische Schwärmer — aber eine ruhige Betrachtung lehrt, daß da ein Keim im Aufgehen ist, der wohl eine große Zukunft haben dürfte.

Eugen Fischer.

Vorwort.

Den Abschluß dieses Buches habe ich jahrelang hinausgezögert, um immer wieder neuen Funden und Klärungen noch Raum zu gewähren. Nun ich endlich abschließe, auf einem Wissensgebiet, das einen *eigentlichen* Abschluß noch niemandem ermöglicht, habe ich allen denen zu danken, die mir durch ihren Beistand Mut gemacht haben, der hypothesenreichen Rassengeschichte unsres Volkes eine zusammenhängende Ansicht abzuringen und einen Entwurf vorzulegen, so gut wie ich ihn eben unter vielseitiger Hilfe zu schaffen imstande war. Seit Übernahme des Bonner Lehrstuhls im Jahre 1922 habe ich begonnen, meine schon vor dem Krieg angefangenen weltgeschichtlichen Studien in Vorlesungen und Übungen zusammenzufassen. Eine glückliche Fügung gab mir in Fritz *Gräbner* den Kollegen und Lehrer, welcher am meisten dazu beigetragen hat, die allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit nach streng geschichtlichen Methoden aus der Völkerkunde abzuleiten. Auch die Meister der in Mödling blühenden Zweigschule der Ratzel-Gräbner-Ankermannschen Richtung, Wilhelm *Schmidt* und Wilhelm *Koppers* haben mir in persönlichem Umgang erlaubt, den aus ihren Schriften gezogenen Gewinn zu vertiefen und zu festigen. Oswald *Menghin* aber, der als erster die Brücke von der völkerkundlichen Kulturgeschichte zur Vorgeschichte geschlagen hat, ist es, der mir Alteuropa lesbar gemacht hat.

Noch weniger als Völkerkunde und Vorgeschichte hat die Rassengeschichte einen auch nur vorläufigen Ruhezustand erreicht. Hypothesen sind noch unvermeidlich, und das Streben kann vorderhand nur auf das Wahrscheinliche, nicht das absolut Gewisse gerichtet werden. Die Rassengeschichte ist kein Gebiet für hundertprozentige Behauptungen. Sie verdient aber auch nicht die völlige Skepsis, mit der man ihr vielfach begegnet. Nur der alte Danziger Wappenspruch nec temere nec timide kann hier vorwärts führen. Vor allem schien es angebracht, die Urkunden der Rassengeschichte mit denen der Kulturgeschichte und Vorgeschichte zu vergleichen. Der Historiker, der vom Anthropologen wie vom Völkerkundler und Vorgeschichtler lernt, kann sich am wenigsten bei Teilwahrheiten der einzelnen Fächer beruhigen, besonders wo diese sich widersprechen und zwischen den Einzelfächern vernachlässigte Strecken sichtbar werden, die niemand als eben der allgemeine Historiker recht betreut. In der Verknüpfung der Fächer hat der Historiker sein eigenes Arbeitsfeld. Selbstverständlich hätte ich nicht wagen dürfen, mich auf diesen Zwischengebieten zu bewegen, hätte ich nicht auch bei den Anthropologen vielfältige Hilfe gefunden. Eugen *Fischer* hat der Arbeit in allen ihren Stadien seinen ermunternden Zuspruch geschenkt und sich der Mühe einer anthropologischen Nachprüfung trotz eigener Belastung liebenswürdigst unterzogen. Mit feinem Sinn auch für kulturgeschichtliche Fragestellungen hat Freiherr von *Eickstedt* mir sein umfassendes Wissen und seine Bilderschätze bereitwillig zur Verfügung gestellt. Vor allem bin ich Fritz *Paudler* zu Dank verbunden, der uns allen erst die Augen für die lebende Cromagnonform geöffnet hat. Trotz mancher Vorläufer bleibt die Wieder-

entdeckung dieser Rasse Paudlers geschichtliches Verdienst. Die Zeit dürfte nicht fern sein, wo seine bahnbrechende Feststellung allgemein angenommen wird. Ich habe Paudler nicht nur dafür zu danken, daß er diesem Buch einen seiner Grundgedanken gab (von dem aus die Entwirrung der rassischen Vorgeschichte unsres Volkes erst möglich wird), sondern auch für eine unermüdliche Mitarbeit, die soweit ging, daß in den vorderen Abschnitten dieses Buches nicht weniges sein geistiges Eigentum mehr als das meinige ist. Was eigentlich erforderlich wäre, um die lebende Cromagnonrasse erschöpfend aufzuhellen, statistische Erhebungen und messende Massenuntersuchungen, das stand mir nicht zu Gebot. Ich stellte mir nur die Aufgabe, die bisher fehlende Anschauung der lebenden deutschen Cromagnonrasse in einer ersten Sammlung von Bildern zu schaffen. Meine „Expeditionen ins unbekannte Deutschland" sind denen zu Dank verpflichtet, die mich bei der schwierigen Suche nach guten Modellen unterstützt haben, insbesondere den verständnisvollen Lehrern, Pfarrern und Ärzten, deren Wohlwollen mir die anstrengenden Arbeitstage im Dorf zum Teil in einen Genuß verwandelt haben.

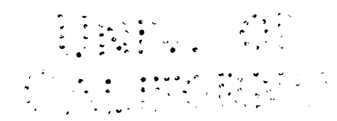
Durch gefällige Auskünfte und zum Teil mühevolle Beratung auf ihren Fachgebieten haben mich liebenswürdigst unterstützt insbesondere L. Franz, H. Gams, G. Hüsing, J. F. Lehmann, P. Lehmacher, G. v. Merhart, Th. Mollison, H. Pöch, O. Reche, K. Saller, P. Schebesta, R. R. Schmidt, F. Schütz, F. Stadtmüller, B. Struck, E. Wahle, F. Winter. Wertvollen Bilderstoff haben mir außer schon Genannten überlassen oder vermittelt insbesondere H. Bryn, L. Clauß, H. Günther, A. v. Lecoq, H. Lundborg. Ihnen wie den vielen andern Helfern, die ich nicht alle aufzählen kann, sei für Mitarbeit oder für die Genehmigung zur Veröffentlichung von Bildern freundlichst gedankt.

Da die Schädelabbildungen aus der Literatur entnommen sind, ließ sich gleiche Orientierung leider nicht durchweg erzielen. Wo im Text von „Index" ohne Zusatz die Rede ist, wird durchweg der Längenbreitenindex des Schädels gemeint. Für eilige Leser möchte ich darauf hinweisen, daß S. 1 bis 7 einführenden Charakter haben und die Ergebnisse noch nicht berücksichtigen, zu denen die Untersuchung weiterhin kommt. Auch bitte ich zu scheiden zwischen dem, was als Ansichten anderer und was als eigene des Verfassers angeführt wird. In den Unterschriften der Abbildungen ist regelmäßig nur das Erscheinungsbild bezeichnet, und auch dieses nur insoweit die Angaben entweder unmittelbar aus der Aufnahme ersichtlich oder dem Verfasser durch persönliche Bekanntschaft oder Angaben in der Literatur bekannt sind. Bei den Bildern ist der Urheber der Aufnahme bzw. der Ort der ersten Veröffentlichung hinzugefügt, wo er noch festzustellen war. Für die eigenen Aufnahmen des Verfassers und die ihm von den Besitzern zur Verfügung gestellten Originalaufnahmen bestehen z. T. Veröffentlichungsbeschränkungen; ein etwaiger Wiederabdruck kann deshalb nur nach vorheriger Anfrage beim Verfasser oder beim Verlag gestattet werden.

Am 12. Juni 1927. Fritz Kern.



Inhalt.



1. Überblick und Fragestellung.

Über der Herkunft zweier weltgeschichtlich führender Völkergruppen, der Indogermanen und der Semitohamiten, ruht noch immer ein beträchtliches Dunkel.

Die Anthropologie läßt an der nahen Verwandtschaft der hellen schlank-langschädligen Europäiden nordischer Rasse mit der dunklen mittelländisch-orientalischen Rasse einen ernstlichen Zweifel nicht übrig, und als gemeinsamer Ausgangsboden der Semiten wie der Indogermanen kann kulturgeschichtlich nur der in Asien beheimatete Kulturkreis der Hirtenvölker in Frage kommen, den wir heute schon ziemlich bestimmt umrissen aus der Arbeit der völkerkundlichen Universalgeschichte aufsteigen sehen. Auch die Klimageschichte verweist auf die Wahrscheinlichkeit einer stärkeren Beteiligung Osteuropas und namentlich Westasiens an der eiszeitlichen Herausbildung der europäiden Rassen, als gemeinhin angenommen wird.

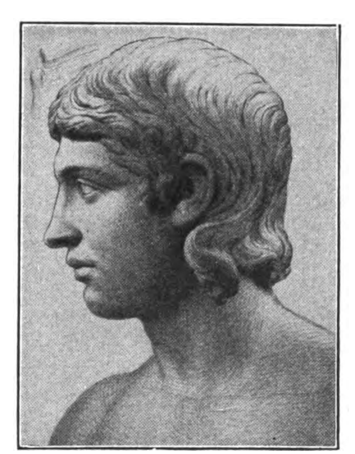
Archäologisch und geschichtlich indes beginnen die Indogermanen und die Semitohamiten in ganz getrennten Gebieten ihre für uns faßbare volkliche Betätigung. In rassischer Beziehung lag der Zusammenhang der Semitohamiten mit der dunklen schlank-langschädligen Europäidengruppe freilich stets offen da, wie auch ihr Zusammenhang mit der Hirtenkultur weit weniger durch spätere Höherentwicklung überdeckt und zugeschüttet war als es bei den Indogermanen der Fall ist. Indes auch bei den Indogermanen wird der nach ihrer Kultur gesicherte Zusammenhang mit der Hirtenkultur archäologisch doch etwas greifbarer, als man bisher zumeist annahm; das werden wir im Fortgang unserer Darstellung sehen. Und was die Rasse betrifft, so ist der zwar so gut wie allgemein angenommene, aber nur selten bis zu den Urindogermanen zurückverfolgte besondere Zusammenhang der hellen schlank-langschädligen Europäiden mit dem Indogermanentum heute schon erkennbar, wie wir gleichfalls darlegen werden. So beginnen also, wenn auch nicht alle Lücken unsres Wissens geschlossen sind, wesentliche Zusammenhänge sich zu klären. Überall gewahren wir, von verschiedenen Wissenschaften her, konzentrische Angriffe auf die Frage, die unter den vorgeschichtlichen nun einmal ihren besonderen Rang hat, die Frage nach der Vorbereitungszeit der großen Geschichtsvölker.

Den Zugang zu dem ganzen Fragenkreis aber müssen wir uns mehr, als es bisher meist geschah, von der Anthropologie aus bahnen. Unsre methodischen Gründe dafür sollen sich durch den Gang der Untersuchung rechtfertigen. Hier aber darf vorausgeschickt werden, daß sich auch dringende Belange der deutschen Volksgeschichte mit diesem Fragen-



kreis verknüpfen. Nicht nur enthält ja das Indogermanenproblem zugleich das Germanenproblem in sich. Sondern darüber hinaus ist die allgemeine Aufmerksamkeit heute auf die rassischen Grundlagen des Volkstums hingelenkt und verlangt seit Gobineau, Chamberlain, Woltmann, Günther u. a. auch von der Geschichtsschreibung eine Stellungnahme.

Vor einem Menschenalter noch durfte mit der Menge der Gebildeten sich der Historiker die Sprach- und Kulturgemeinschaft der Germanen ohne weitere Nachprüfung zugleich als eine Blutsgemeinschaft



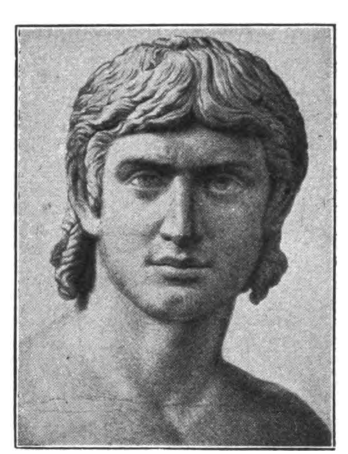


Abb. 1. Abb. 2.
Germanenkopf, Marmor. Berlin, Altes Museum. 2. Jahrh. n. Chr.
(Schumacher Ph. 9). Nordisch-dalisch.

vorstellen, deren Erscheinungsbild etwa in der Nähe der antiken Idealdarstellungen lag (Abb. 1, 2).

Man durfte damals noch eine „teutonische" Rasse durch Seitenblicke auf eine „keltische" oder „slawische" vermeintlich abgrenzen. Heute haben ganz andere anthropologische Vorstellungen sich verbreitet. Fünf Rassen haben sich dem allgemeinen Bewußtsein als Grundstämme der deutschen wie der europäischen Bevölkerung eingeprägt. Das Germanentum und das deutsche Volkstum werden aufgeteilt unter Rassen, die mit den geschichtlichen Volks- und Sprachgrenzen an sich nichts zu tun haben.

So ist dem Historiker eine neue Aufgabe gestellt. Er sieht die Gefahr, daß wissenschaftliche Arbeitshypothesen in breiten Kreisen dogmatische Geltung gewinnen, bevor sie endgültig gesichert sind, aber auch die Gefahr, daß mit der Kritik an diesen Arbeitshypothesen das schon Gesicherte und Haltbare wieder über den Haufen gerannt und an Stelle der ersten Ordnungsversuche ein neues Chaos ausgerufen wird. Er sieht ferner die große Wirklichkeit des Volkstums, und die geschichtlichen Entwicklungen ständischer und kultureller Bildungen, die sich über die Rassen und ihr Gemisch gelegt und die Linien neu gezogen

haben; es ist ihm klar, daß nicht ein Gesichtspunkt, auch der der Rasse nicht, alles erklären kann und sich seine Überschätzung ebenso rächt wie seine Vernachlässigung. Aus allen diesen Gründen schon, abgesehen vom Indogermanenproblem, muß auch der Geschichtsforscher Stellung nehmen zur anthropologischen Geschichtsauffassung, die heute die Laien mehr anzieht als fast alle die Gesichtspunkte, nach denen wir sonst Geschichte schreiben. Die anthropologische und die kulturgeschichtliche Historie sind berufen, sich zu ergänzen, nicht einander zu widersprechen oder sich gegenseitig links liegen zu lassen.

Von dem durch Fritz Paudler geschaffenen festen Punkt aus, der Scheidung zweier heller langschädliger Rassen, klärt sich die Vorgeschichte an entscheidenden Stellen auf. So weit gefördert schien mir (im Fall einer Bestätigung der Paudlerschen Scheidung) die Gesamterörterung, daß ich in der eigenen Forschung den Weg einschlug, zu dessen Beschreitung dieses Buch den Leser auffordert. Es versucht nämlich, durch einen „anthropologischen Ausflug“ in deutsche Dörfer die Entscheidung der Frage zu fördern, ob jene kräftige Jägerrasse der späteren Eiszeit, deren kulturelle und namentlich künstlerische Leistungen wir bewundern, die Cromagnonrasse, ihr Blut an die heutige Bevölkerung Europas, insbesondere seiner germanischen Gebiete, vererbt hat? An der Hand einer zum erstenmal zusammengebrachten Bildsammlung lebender Angehöriger germanischer Völker, die mit Cromagnon Verwandtschaft zeigen, soll versucht werden, diesen vorindogermanischen Bestandteil auch des deutschen Volkstums endgültig zur Anerkennung zu bringen. Wenn es gelingt, damit einen Grundbestandteil der europäischen bzw. germanischen Bevölkerung nachzuweisen, so liegt es auf der Hand, daß auch das Erscheinungsbild jener andern fünf Rassen nicht unberührt bleiben kann, da aus ihnen ein sechster unabhängiger Faktor losgelöst wird. So schließt sich notwendig eine kritische Prüfung der Vorstellungen von allen europäischen Rassen an.

Als Ausgangspunkt dient uns die herrschende Lehre, wie sie in einigen weitverbreiteten neueren deutschen Werken vorliegt.[1]) Auf diese Werke muß für alles Nähere verwiesen werden; hier sei nur so viel angeführt, was erforderlich scheint, um auch den weniger unterrichteten Leser einzuführen.

Die „nordische“ Rasse hat nach E. Fischer folgende Hauptmerkmale: Haar und Augen hell, Haut hell, rötlichweiß, in der Sonne verbrennend; Kopf lang, schmal; Gesicht lang, schmal; Nase dünn,

[1]) Ich nenne besonders Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 3. Aufl.; E. Fischer, Spezielle Anthropologie oder Rassenlehre in „Kultur der Gegenwart“, Band Anthropologie (1923); G. Kraitschek, Rassenkunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes (1924), kurzgefaßt und zur ersten Einführung geeignet. Weitaus am verbreitesten sind die Bücher von Hans F. K. Günther, insbesondere seine „Rassenkunde des deutschen Volkes“ und seine „Rassenkunde Europas“, die in den rasch aufeinanderfolgenden Auflagen immer mehr dem jeweiligen Stand der Wissenschaft angepaßt werden und durch die große Darstellungsgabe des Verfassers am meisten dazu beigetragen haben, die Beschäftigung weiterer Kreise mit der Rassenkunde anzuregen.

stark vorspringend, gerade, beim männlichen Geschlecht häufig Höcker an der Knochenknorpelgrenze; Nasenwurzel dünn und hoch; Lippen dünn; Stirn etwas fliehend, nicht sehr breit; seitliche Augengegend zurückliegend; Hinterhaupt gerundet vorspringend; Körper lang und schlank; Beine lang. Seelisch: Tatkraft und Tätigkeitsdrang, reiche Phantasie, große Intelligenz, Voraussicht, Organisationstalent, künstlerische Begabung (am wenigsten musikalische), Individualismus, mangelhafter Gemeinsinn und Unterordnungswille, Neigung zum Grübeln, Abneigung gegen ruhige, stete, stille Arbeit, Expansionskraft, voller Willenseinsatz für einen Plan oder eine Idee, geringe Kraft, andern die Idee einzuflößen, geringe Neigung, fremde Ideen zu übernehmen.

Die **mittelländische** Rasse ist (nach demselben) die dunkelste in Europa, Haar tiefbraun, Iris dunkelbraun, Haut hellbräunlich, in der Sonne sich stark bräunend; Schädel noch etwas länger und schmäler als bei der nordischen; Stirn flach, Scheitel nur leise gewölbt, Hinterhaupt spitzgewölbt vorspringend; Gesicht nicht lang, auch nicht besonders breit, Nase gerade, nicht sehr stark vorspringend, mit flacherer und nicht sehr dünner Wurzel; Körpergröße sehr gering. Seelisch: lebhaft und unbeständig, geringe Voraussicht, Nachahmungsgabe, leicht aufnehmend und beeinflußbar. Intelligenz und Phantasie schwächer, musikalische Anlage höher als bei der „nordischen" Rasse.

Die **ostische** Rasse ist (nach demselben) dunkelbraunhaarig, die Haarform stets schlicht, während bei der mittelländischen Rasse auch welliges, bei der „nordischen" welliges und lockiges vorkommt; die Bebartung schwächer als bei den erstgenannten Rassen; Iris braun, Haut dunkler als die „nordische", in der Sonne bräunend; Schädel fast kugelig rund, besonders breit; Stirn und Hinterhaupt steigen gleichmäßig aufwärts, Stirn- und Scheitelhöcker ein wenig betont, Scheitel gewölbt, Hinterhaupt gleichmäßig und gewölbt, ohne vorzuspringen; Gesicht breit, rundlich, Kinn spitz; Nase breiter, plumper, mit breiterer Wurzel, weniger stark vorspringend, bei der Frau leicht konkav; Lippen dicker; Mund zierlich; Körpergröße gering. Seelisch glaubt Fischer bemerken zu dürfen: geistige Gaben lange nicht so hoch wie die nordischen, aber nach mancher Richtung auch besser entfaltet; Neigung und Fähigkeit zu zäher Arbeit, nicht geringe Intelligenz, gut entwickeltes Gemeingefühl; kein hoher Phantasieschwung; Fleiß, Energie und erfolgreich kluges Ausnützen der Verhältnisse; bei großer Beharrlichkeit doch Fähigkeit, Fremdes aufzunehmen und weiter zu bilden.[1])

---

[1]) Es scheint mir überflüssig, die Bezeichnung der mittelländischen Rasse durch „westisch" zu ersetzen; dagegen habe ich die von Günther zu einer Zeit, als er Alpine und Deniker-Pöchs Ostrasse noch beisammen ließ, eingeführte Bezeichnung „ostisch" angenommen, nicht nur weil sie schon so weitverbreitet im größeren Publikum ist, sondern vor allem auch deshalb, weil die Bezeichnung „alpin" seit der Abspaltung der dinarischen Rasse ihren ursprünglichen Sinn doch verloren hat und nur zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Bei der Bezeichnung „ostisch" darf man indes in keiner Weise an mongolisch denken. Nicht nur die oben geschilderte Stirnbildung, das Fehlen der Mongolenfalte, die andere Färbung, sondern vor allem auch die Gesichtsbildung lassen keine nähere Verwandtschaft mit den Mongolen zu. Das mongolische Gesicht

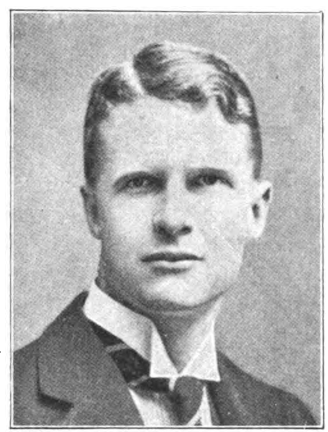


Abb. 3. „Nordisch" oder vorwiegend „nordisch".

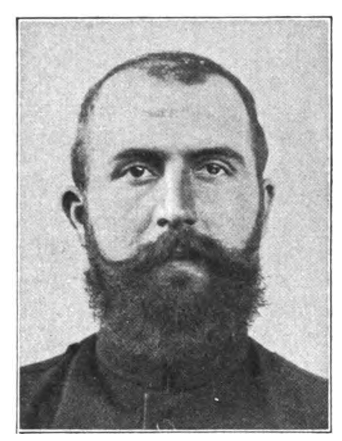


Abb. 4. Mittelländisch. Aufn. v. Eickstedt.

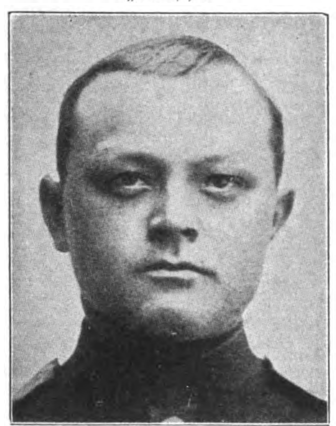


Abb. 5. Vorwiegend ostisch. Aufn. Ammon.



Abb. 6. Vorwiegend ostbaltisch. Aufn. Sammlung Lundborg.

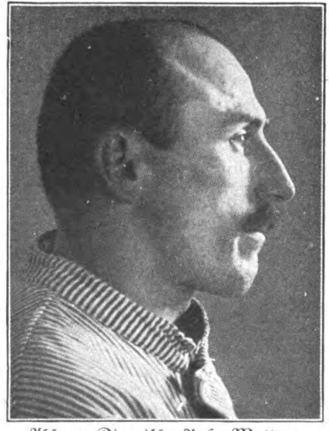


Abb. 7. Dinarisch. Aufn. Mattern.

Die „fünf" europäischen Hauptrassen bei Günther, Rassenkunde des Deutschen Volkes.

Die „ostbaltische" Rasse, die vielleicht keine eigentliche Rasse, sondern eine alte Mischgruppe ist, beschreiben Nordenstreng[1]) und Günther etwa folgendermaßen: breit und gedrungen, eher etwas übermittelgroß, grobknochig; große Schulterbreite; ziemlich kurze Beine; Kopf groß und schwer, der Gesichtsteil breit und massig; Unterkieferwinkel rechteckig; Kinn unausgesprochen; Gesichtsschnitt stumpf; Nasenwurzel eher noch flacher als die ostische; aber Nase etwas vorspringender als die ostische, konkav eingebogen, unten aufgestülpt mit breiten und flachen Nasenflügeln; Nasenlöcher von vorn sichtbar; Jochbeine nach seitwärts und vorne abstehend; Augen wenig tiefliegend; Augenspalte eng, zuweilen nach außen ein wenig aufwärts gezogen; Lippen breit und verwischt; Haut graulich; Haar borstig, hell (flachsblond), Bartwuchs spärlich; Augen hell, grau oder hellblau, wässerig-milchig; Augenausdruck härter und kräftiger als der ostische. Das seelische Bild, das Günther zeichnet, erscheint widerspruchsreich. Im ganzen aber wird man sagen dürfen, daß das landläufige Seelenbild der Ostbaltischen das einer ausgesprochenen Knechtsrasse aus Gegenden von überwiegend ländlicher Kultur ist. Auch die ostische Rasse liefert das seelische Gemälde einer altzerstreuten und wenig ausgesprochenen Rasse, die vielleicht mehr durch das Fehlen bestimmter an die Oberschicht gebundener Eigenschaften charakterisiert wird als durch die kräftige Ausbildung eindeutiger Eigenmerkmale. Doch ist bei den Ostischen nicht nur bäuerliche, sondern auch bürgerlich-händlerische Kultur bemerkbar im Spiel, während die Ostbaltischen, durch Taglöhnertugenden ausgezeichnet, wenn gut geführt, eine brauchbare, zähe, standhafte Rasse bilden[2]).

ist nach vorne gedrückt und flach; über die vorgelagerten Jochbögen und die flach eingedrückte Nase kann man in extremen Fällen einen Bleistift legen. Demgegenüber ist das ostische Gesicht rein europäid. Auch die Blutgruppenforschung (vgl. Anhang 1) hat bisher keine Anhaltspunkte für einen Zusammenhang der Dunkelostischen mit den Mongoliden geliefert. Demgegenüber stehen die Ähnlichkeiten, welche Frau Hella Pöch, MAGW. 56 (1926), 35 aufzählt und die ihr die Zuweisung der Ostischen zu den Mongoliden rätlich erscheinen lassen. Ich vermag nicht zu beurteilen, wieweit diese Kennzeichen tragfähig genug sind, um einen engeren verwandtschaftlichen Zusammenhang zu erweisen. Nicht von der Hand zu weisen scheint mir die Möglichkeit, daß Ostische und Mongolide auf eine noch ältere gemeinsame Wurzel zurückgehen, also den Ostischen in diesem Sinn tatsächlich eine Zwischenstellung zwischen den sonstigen Europäiden und den Mongoliden anzuweisen wäre. Doch diese Verbindung läge dann so weit zurück, daß sie für unsere Rasseneinteilung außer Betracht bleiben könnte, da wir es nicht mit Vormongoliden und Vorostischen zu tun haben. Außer Zweifel steht, daß die helle und die dunkle ostische Rasse (Pöch) aufs allerengste untereinander zusammenhängen und daß die Hellostischen, wie sich aus ihrer geographisch-geschichtlichen Lage erklärt, weit stärker mit echten mongoliden Einschlägen durchsetzt sind als die „alpinen" Dunkelostischen, so daß die Bezeichnung der „ostbaltischen" Gruppe zwar nicht mehr als die einer reinen Rasse (hierfür ist „hellostisch" besser), aber zur Bezeichnung eines Rassengemischs, vielleicht sogar einer Mischrasse mit mongolider Beteiligung beibehalten werden könnte.

[1]) Lundborg-Linders, The racial characters of the swedish nation (1926), 38.

[2]) Die sehr viel größeren Leistungen der ostdeutschen und polnischen Landarbeiter, verglichen etwa mit rheinischen — ein greifbarer Faktor landwirtschaftlicher Betriebskalkulationen — beweisen statistisch diesen Unterschied, der natürlich auf keiner ursprünglichen Verschiedenheit der Rassen zu beruhen braucht, sondern wahrscheinlich (wie die seelischen Rasseneigenschaften überhaupt) Ergebnis kulturgeschichtlicher Entwicklungen ist.

Die dinarische Rasse ist (nach Fischer) dunkel; das Haar schwarzbraun und schlicht; der Bart mittelstark; die Augen und die Haut auch dunkel; Kopf kurz, nicht allzu breit, dabei hoch; Hinterhaupt auffällig flach, mit senkrecht aufsteigender Kontur; Stirn flach und breit; Gesicht sehr lang, mittelbreit; Nase sehr stark vorspringend, leicht konvex, nicht so dünn, aber viel größer und derber als die nordische, oft in kühnem Bogen (Adlernase); Körpergröße sehr beträchtlich. Seelisch: recht gute Phantasiebegabung (einschließlich Musik); Sorglosigkeit, mangelnde Voraussicht und Organisationsgabe, nicht geringe Intelligenz und Gutmütigkeit.

Wir wollen hier den Wert und die Sicherheit aller der angeführten Unterscheidungsmerkmale nicht untersuchen; handelt es sich doch vorderhand nur darum, einen Ausgangspunkt zu gewinnen, indem wir herrschende Rassebilder in Erinnerung rufen. Für eilige Leser sei betont, daß alles bisher Angeführte nicht meine eigene Ansicht darstellen, sondern nur fremde Ansichten wiedergeben soll.

Aus dem Bevölkerungsgemisch des heutigen Europas heben sich noch gewisse Kernsitze dieser Rassen heraus. Die „nordische" umrandet am geschlossensten die Nord- und Ostsee, die mittelländische das Mittelmeer und den atlantischen Ozean; die ostische sitzt am dichtesten rings um die Alpen von Frankreich bis zur Tschechei; die Ostbaltischen wurzeln im nördlichen Osteuropa bis etwa nach Schlesien; die Dinarier in Südosteuropa bis in die Alpen herein.

Die Herkunft dieser Rassen ist umstritten und für die meisten von ihnen besteht eine anerkannte Unmöglichkeit der Ableitung von den Europäern der Eiszeit. Nur die „nordische" Rasse will man hinlänglich deutlich mit den Zeugnissen der älteren Vorgeschichte verknüpft sehen. Bezüglich der Herleitung der „nordischen" Rasse stehen sich aber zwei Ansichten schroff gegenüber. Nach der einen stammt die ganze Rasse von Cromagnon ab, ohne daß mit einem Zuzug von außerhalb gerechnet würde. Nach der anderen Ansicht stammt gar nichts von Cromagnon ab und diese alte Rasse ist völlig und endgültig ausgestorben. Dem steht eine dritte Ansicht — die unsrige — gegenüber; danach stammt die „nordische" Rasse zum Teil tatsächlich von Cromagnon ab, zum anderen Teil aber nicht.

Wenn es uns gelingt, den Cromagnontypus wohlcharakterisiert unter Lebenden zu finden und seinen Zusammenhang mit den vorgeschichtlichen Vertretern desselben Typus wahrscheinlich zu machen, so ist damit nicht nur ein selbständiger Brennpunkt der europäischen Rassenmischung aufgedeckt, sondern gerade die, wie es bisher schien, am besten gesicherte „reine" Rasse, die „nordische", ist mindestens in zwei aufgespalten. Erst wenn man von dem nunmehr als Rassengemisch erkannten „nordischen" Formenschatz den Cromagnongehalt abzieht, bleibt die eigentliche nordische Rasse über. Der Gang der Untersuchung nötigt uns in diesem Buch den Begriff des Nordischen zunächst noch in dem unbereinigten Sinn zu gebrauchen, der den Cromagnongehalt mitumfaßt. Um die möglichen Mißverständnisse auf ein Mindestmaß herabzusetzen,

gebrauche ich fortan den Ausdruck „nordische" Rasse in Anführungszeichen in dem unreinen (auch Cromagnon umfassenden), nordische Rasse ohne Anführungszeichen aber in dem bereinigten Sinn, unter Ausscheidung der Cromagnonbestandteile [1]).

Noch eine andere Bezeichnung bin ich genötigt einzuführen. Es fehlt bisher an einem Ausdruck, der die engere Verwandtschaft zwischen der nordischen Gruppe einerseits, der mittelländisch-orientalischen andererseits zu erfassen erlaubt. Was diesen beiden Rassengruppen gemeinsam ist (vgl. unten Abschnitt 6), fordert einen Namen, der die Zusammengehörigkeit der Gruppen ausdrückt. Die Bezeichnung eurasisch, die zwar in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird, aber noch nicht festgelegt und als geographischer Begriff für alles frei ist, was sowohl in Europa wie in Asien vorkommt, scheint mir brauchbar [2]). Der Leser möge sich also mit folgendem Sprachgebrauch vertraut machen:

Sämtliche schlank-langschädligen europäiden Rassen bilden gemeinsam die Gruppe der eurasischen Rassen. Nordeurasisch ist im wesentlichen gleichbedeutend mit nordischer Rasse, südeurasisch mit mittelländisch-orientalischer Rasse [3]). Sowie aus dem Begriff des Nordischen die Cromagnonbestandteile ausgeschieden werden, bleibt ein Typus zurück, dessen nahe Verwandtschaft mit dem südlichen Eurasiertum in die Augen springt.

Die Völkergruppe der semitisch-hamitischen Sprachen steht mit dem südlichen, die Völkergruppe der indogermanischen Sprachen mit dem nördlichen Eurasiertum, d. h. der nordischen Rasse, in näherer geschichtlicher Beziehung. In welcher, das wird die Darstellung erweisen. Selbstverständlich aber muß zwischen Rassengruppen und -bezeichnungen einerseits, Sprach- und Völkergruppen und deren Bezeichnungen andererseits stets sorgfältig unterschieden werden, wie dies heute allgemein geschieht [4]).

Eines der wichtigsten Ergebnisse unsrer Untersuchung wird die Feststellung sein, daß der eurasische Typus mit Hirtenkriegertum und der Oberschicht von erobernden Völkern und von Herrenkulturen zusammenhängt. So mündet unsre Untersuchung in die Geschichte eines Sozialtypus, von der Führerrasse frühgeschichtlicher Zeit bis zur Gegenwart [5]).

---

[1]) Mit Absicht wurde oben eine summarische Beschreibung der nordischen Rasse nach Fischer gegeben, die wenigstens im Allermeisten den „bereinigten" nordischen Typus umschreibt. Die nähere Ausführung der folgenden Abschnitte wird indes zeigen, daß in dem üblichen „nordischen" Rassenbild auch eine Fülle von nicht mehr wirklich nordischen Formen mitbegriffen zu werden pflegt.

[2]) Unter Eurasien wird richtiger nicht der Doppelerdteil Asien und Europa verstanden, vielmehr der „Zwischenerdteil" zwischen Westeuropa und Innerasien; so A. Abeghian in „Deutsche Rundschau" 53 (1927), 86 ff. Gerade dort aber müssen wir den Ursprung der hier in Frage stehenden Rassen suchen.

[3]) Vgl. das Schema am Schlusse des Buches, Abb. 360, wo auch die nichteurasischen europäiden Rassen sowie die fraglichen Verwandtschaftsbeziehungen zusammengestellt sind.

[4]) Die Bezeichnung Arier, arisch bleibt der iranoindischen Untergruppe des indogermanischen Sprach- und Völkerkreises vorbehalten.

[5]) Außer Betracht lasse ich hier eine radikale Kritik, die sich gegen die methodischen Grundsätze der bisherigen Rassenkunde überhaupt wendet. Diese radikale Kritik



Fast bei jeder Anleihe, die der Historiker beim Anthropologen macht, fast bei jeder kulturgeschichtlichen Vermutung, die er sich selber formt, bleibt ihm das Bewußtsein zurück, sich in schwierige und dunkle Gebiete mühsam hineinzutasten, in denen jeder Schritt ein Fehltritt sein könnte. Wenn ich überzeugt bin, nicht endgültige Erkenntnis, sondern bestenfalls verbesserte Hypothesen zu bieten, so darf ich vielleicht auch noch ein Wort darüber sagen, wie ich mir eine fruchtbare Kritik dieses Buches denke. Arbeiten auf diesem Gebiet stehen und fallen mit dem Wert ihrer Grundgedanken, nicht der Einzelheiten. Wer immer sich um die Aufhellung der Vorgeschichte müht, baut aus Architekturtrümmern ein Haus wieder auf. Entscheidend für den Wert der Rekonstruktion kann es nicht sein, ob jedes Steinchen am richtigen Platz sitzt (ist das doch vielfach eine Sache des Ratens), sondern ob der Gesamtbau im Ganzen das Gewesene so widerspiegelt, daß auch die spätere Berichtigung der Einzelteile den Hauptumriß der Ergänzung unangetastet läßt.

Auf die Grundgedanken kommt es nur an; solche sind:

1. Schon in der Eiszeit gliederten sich die Europäiden in mehrere Rassen, die, wenn auch in immer stärkerer Vermischung, noch heute fortleben, unter ihnen die Cromagnonrasse. Diese ist nicht der Mutterschoß der nordischen Rasse, hat aber mit der unabhängig von ihr entstandenen nordischen Rasse eine enge Verbindung geschlossen. Im „Germanischen" denkt man immer schon diese Verbindung mit.

2. Die Besonderung der europäiden Rassen untereinander geht zum Teil auf den Weltgegensatz von Steppenleben und Pflanzerleben zurück. Bei der späteren Verschmelzung in Mischkulturen, Völkern und Staaten sind Steppen-, genauer Hirtenrassen die Schöpfer, Pflanzerrassen im wesentlichen nur Gegenstand der Volks- und Staatenbildung gewesen.

3. Der feste Punkt der älteren europäiden Rassengeschichte ist trotz den großartigen Einzelfortschritten der vorgeschichtlichen Archäologie vorderhand noch nicht in deren bisherigen Ergebnissen zu finden, sondern in der anthropologischen Verwandtschaft der nördlichen und südlichen Eurasier und in der Kulturverwandtschaft der Indogermanen mit den Semitohamiten. Diese beiden Verwandtschaften decken sich bis zu einem erheblichen Grade.

4. Die Völkerkammer der eurasischen Rassen liegt wohl im eiszeitlichen Eurasien, die der indogermanischen Stämme im jungsteinzeitlichen Nordmitteleuropa. Beide Annahmen sind vereinbar.

---

bemängelt die Art und Weise, wie die Erscheinungsbilder der verschiedenen europäiden Rassen aufgestellt werden; diese Bilder seien rein „gegriffen"; was Rasse scheine, könne bloße Erbänderung, was als Typus aufgefaßt wird, könne bloße Variante sein, und dgl. So viel man aus derartigen Einwürfen auch zur Schärfung des Gewissens lernen kann, so wenig wird doch eine geschichtlich gerichtete Anthropologie sich ihr Dasein durch derartige naturwissenschaftliche Bedenken verbieten lassen, die viel zu allgemein und abstrakt sind, um für die Rassengeschichte vorderhand fruchtbar werden zu können. Um so notwendiger aber ist die immanente Kritik, also nicht die Frage, ob überhaupt Rassentypen gebildet werden dürfen, sondern ob sie im einzelnen richtig gebildet sind.



5. Günstige Ausbildung eines Bauerntums bei den Westindogermanen erklärt zum Teil die Sonderentwicklung ihres Volkstums und die besondere weltgeschichtliche Rolle der Germanen.

6. Wie mit den Rassentypen von früh an Berufs- und Standestypen aufs engste zusammenhängen, so stellt auch die Kulturgeschichte der Rassen eine Verflechtung anthropologischer und kultureller Entwicklungen dar. Insbesondere gilt dies z. B. für die Wertung der Rassen durch die öffentliche Meinung, die sich als beurteilender wie als wirkender Faktor höchst konservativ erweist, so daß noch in den jüngeren und jüngsten Werturteilen über die Rassen die ältesten Gegensätze zwischen den ersten Herrenvölkern und ihren Unterworfenen nachklingen.

Sollten diese Grundgedanken von der Forschung verworfen werden, so wünsche ich nur, daß bessere an ihre Stelle treten.

Und nun zur Untersuchung und Darstellung selbst.

---

2. Der dalische Typus, ein noch nicht allgemein anerkannter Grundbestandteil auch im Germanentum.

Fragt man nach dem methodischen Recht, das es geben kann, um unter den zahllosen Formenzusammensetzungen am lebenden Material, die nicht unter die fünf mehr oder weniger anerkannten Rassen fallen,

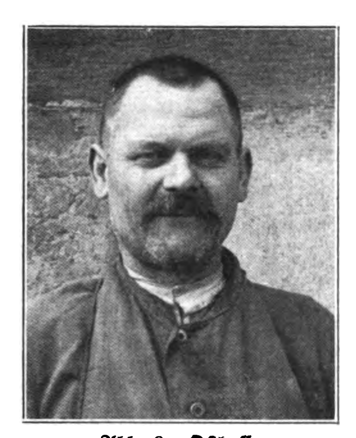


Abb. 8. Osthessen.
Dalische Augengegend. Eigene Aufn.

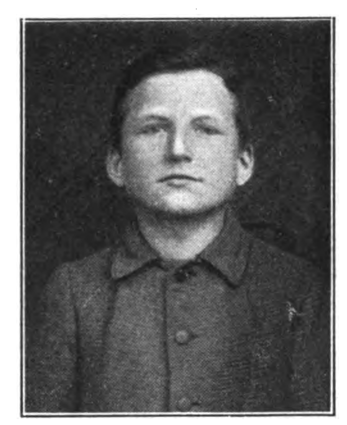


Abb. 9. Osthessen. Unterkieferwinkelbreite wohl dalisch. Eigene Aufn.

einen sechsten selbständigen Grundbestandteil herauszuheben, so kann der Ausgangspunkt wohl nur dort liegen, wo bestimmte, ziemlich häufig vorkommende Formen sich nicht durch Verbindung von Merkmalen der fünf Rassen erklären lassen. Unter diesem Gesichtspunkt lade ich den Leser ein, an einigen Beispielen, die im Gesamteindruck wie im Ausdruck jeder reinen Rasse widersprechen,[1]) zu prüfen: woher stammen so tiefliegende Augen und so niedrige Augenhöhlen wie in Abb. 8 oder in Abb. 11 bei dem Kind?[2]) Die Kindergruppe auf Abb. 10 führt,

---

[1]) Es sind keine reinen dalischen Typen; diese beginnen erst bei Abbildung 17.
[2]) Kein Zukneifen der Augen! Die Aufnahme ist im Schatten und, wie die danebenstehende Frau zeigt, ohne Sonnenblendung gemacht. Selbstverständlich kommt bei Abb. 8. und 11 auch nicht etwa mongolische Rasse für die Augenbildung auf.

mit Ausnahme des unteren Knaben, eine schmallippige und lange Mundspalte vor, die gewiß in manchen Gegenden recht häufig ist, aber bei den Kindermäulchen keiner einzigen der fünf Rassen Unter-



Abb. 10. Mund dalisch. Eigene Aufn.



Abb. 11. Osthessen. Dalische Augengegend. Eigene Aufn.

kommen findet. Die gewaltige Unterkieferwinkelbreite des Knaben auf Abb. 9 würde man höchstens bei der ostbaltischen Rasse suchen, an die aber in diesem Winkel des innersten Deutschlands kaum zu denken ist. Die blonde, hünenhaft gewachsene Germanin auf Abb. 12, die

trotz der großen Kopf- und Gesichtsbreite nichts weniger als ostisch oder ostbaltisch wirkt, wie könnte ihr Gesichtsskelett viel anders aussehen, als das des namengebenden Fundes von Cromagnon? (unten S. 66).

Woher kommen solche „mongolischen" und doch wieder ganz eigenartigen Jochbögen in einer der langköpfigsten Gegenden Deutsch-



Abb. 12. Sachsen. Dalisches Gesichtsskelett. Aufn. Fikentscher.



Abb. 13. Osthessen. Dalische Wangengegend. Original-Aufn.



Abb. 14. Nordschleswig. Brauenbogen. Eigene Aufn.

lands, wie bei der Bäuerin auf Abb. 13? Und sind nicht Überaugenbögen schon bei Kindern, sogar Mädchen, wie in Abb. 14 ein Atavismus, der, wenn er vielleicht auch keine unmittelbare Beziehung zu Cromagnon hat, doch zum mindesten ein Hinweis auf das gelegentliche Zutagetreten altertümlicher, sozusagen „ausgestorbener" Formen in der lebenden Bevölkerung ist?

Wohin gehören, um diese Reihe mit zwei außerdeutschen Beispielen zu schließen, Monstra wie Abb. 15 aus dem gelobten Land der „nordischen" Rasse — als echtschwedischer Typus in offiziellen schwedischen Werken vorgeführt — und Abb. 16, der von einem gewiegten Beobachter als der Vertreter des Germanentums im Rate der Rassen ausgewählt worden ist, obschon sein Unterkiefer (und anderes) dem klassischen europäischen Schönheitsbild brutal widerspricht?

Solche Formen, die sich in den Rahmen keiner der „anerkannten" fünf Rassen fügen, dafür aber mehr oder minder Ähnlichkeit mit alten Cromagnonformen aufweisen, sind keine seltenen Naturspiele, sondern finden sich im ganzen Germanengebiet zerstreut und zwar in



Abb. 15. Schweden, Westküste. Aus Lundborg, Svenska Folktyper, auch im schwedischen Ausstellungswerk von 1913.

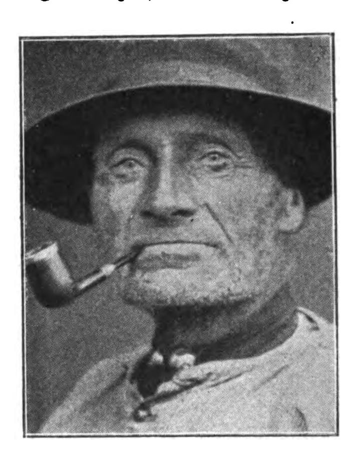


Abb. 16. Niederlande. Aus Stratz, Naturgeschichte der Menschheit.

örtlich recht verschiedener Dichtigkeit. Trotzdem genügen derartige Einzelerscheinungen selbstverständlich nicht, um zu beweisen, daß es sich dabei um aufgesplittertes Cromagnonerbe handelt. Günstiger liegt die Beweismöglichkeit, wenn es gelingt, an verschiedenen Stellen Europas, und an einigen mit größerer Dichtigkeit als an anderen, lebende Vertreter eines Typus aufzufinden, der eine größere Anzahl von Formbestandteilen in sich vereinigt, welche einerseits von den fünf Rassen nicht wohl hergeleitet werden können, anderseits aber im Skelett die größte Übereinstimmung mit den vorgeschichtlichen Cromagnonzeugnissen aufweisen.

Von den beiden Forschern, die in den letzten Jahren den Spuren des Fortlebens der Cromagnonrasse in Deutschland mit besonderem Eifer nachgegangen sind, Paudler und Hauschild, hat der erstgenannte in seiner dalischen Rasse einen lebenden Typus von ganz eigenartigem und wohlcharakterisiertem Formstil herausgestellt, der sicherlich als Ausgangspunkt aller weiteren diesbezüglichen Untersuchungen

zu gelten hat.[1]) Die Kritik, die Paudlers Buch „Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten" (Heidelberg 1924) gefunden hat, ließ, soweit ich sehe, die Grundlage seiner anthropologischen Beobachtungen unerschüttert, nämlich die Aufstellung eines ausgeprägten, geschlossenen Typus, der ebenso von jenen fünf Rassen unabhängig ist wie er der alten Cromagnonrasse nahe steht. Um wahrscheinlich zu machen, daß es sich bei dieser Cromagnon-Ähnlichkeit nicht um Zufall, sondern um wirkliche Abstammung handelt, daß also der dalische Typus nicht am Rand des Formenspielraums anderer Rassen liegt, sondern ein eigener Brennpunkt ist, werden zwei Nachweise erforderlich sein. Einmal muß man aus der



Abb. 17. Osthessen. Dalisch. Volle jugendliche Formen u. „Leere" des Gesichts. Orig.-Aufn.



Abb. 18. Osthessen. Wesentlich dalisch. Aufn. Eberth, Kassel.

klassischen Cromagnonperiode, der letzten Eiszeit, eine zusammenhängende Reihe von Funden bis zur Gegenwart herstellen können und sodann muß trotz der vorauszusetzenden Zerkreuzung dieses ältesten im Land ansässigen Bevölkerungsbestandteiles die dalische Merkmalsverbindung in mehr als einem Gebiet verhältnismäßig häufiger als anderswo sich verwirklichen, dazu endlich solche Erhaltungsgebiete sich entweder als Gebiete ältester Besiedlung oder als Rückzugsgebiete erkennen lassen. Kann dies nachgewiesen werden, so bleibt für grundsätzlichen Zweifel wohl immer noch eine schwache Möglichkeit, um mit zufälligen Formähnlichkeiten zu rechnen. Aber eine unvoreingenommene Betrachtung dürfte dann doch wohl dazu neigen, in einem Typus, der sich nicht nur in einzelnen, sondern in so vielen Kennzeichen von den sonstigen Rassen abhebt und dafür im Vergleichbaren, d. h. vor allem dem Gesichts-Skelett, sich so eng mit

[1]) Den Namen „dalisch" hat Paudler von der schwedischen Landschaft Dalarne abgeleitet; die einmal geprägte Typenbezeichnung ist aber selbstverständlich von den besonderen Fragen schwedischer Anthropologie unabhängig.

der Cromagnonrasse verbindet, das Überbleibsel dieser ehrwürdigen Urrasse anzuerkennen.

Selbstverständlich konnte es sich für mich nicht darum handeln, die gewaltige anthropologische Facharbeit zu leisten, die noch erforderlich



Abb. 19. Osthessen. Wesentlich dalisch. Aufn. Eberth, Kassel.



Abb. 20. Osthessen. Wesentlich dalisch. Aufn. Eberth, Kassel.

ist, um dem Daltypus seine endgültige Stelle in der Wissenschaft anzuweisen. Solange die statistischen Erhebungen und die exakten Messungen fehlen, also die anthropologische Heerstraße nicht gebaut ist, bleiben nur vorläufige Fußpfade zum Beweisziel übrig. Zugänglich war mir die morphologische Beobachtung auf zahlreichen Reisen, die ich im deutschen Sprachgebiet unternahm, und die photographische Wiedergabe, die hier zum erstenmal Paudlers Daltypus in größerer

Anzahl vorführt. Die Unvollkommenheit dieses ersten mit beschränkten Mitteln unternommenen Versuchs, ein dalisches Bilderkorpus für nahezu alle Altersstufen und beide Geschlechter zu schaffen, wird jeder nachsichtig beurteilen, der einmal selbst versucht hat, als Reisender aus ländlichen Bevölkerungsschichten einwandfreien anthropologischen Bildstoff zu gewinnen.

Paudler hat (Die hellfarbigen Rassen S. 17—26) eine sehr bestimmte Einzelbeschreibung des Typus gegeben. Bezüglich der Farben und auch der Form des Haares, sowie der Verhältnisse der Gliedmaßen usw. reichen meine eigenen Beobachtungen nicht hin, um mich zu einer abschließenden Ansicht zu befähigen. Dagegen folge ich in dem, worauf es hier wesentlich ankommt, in der Beschreibung der Formen, namentlich des Kopfes und Gesichts, überwiegend Paudler, nachdem mich die eigene Anschauung von dem verhältnismäßig reichlichen Vorhandensein seines Daltypus in den hessischen u. a. Restgebieten überzeugt hat.



Abb. 21. Osthessen. Wesentlich dalisch (Schläfe zu voll). Eigene Aufn.

Der dalische Schädel ist breiter, niedriger und kantiger (Abb. von Nr. 17 bis 75) als der eurasische, den die Gegenbeispiele von Abb. 163 bis 181 veranschaulichen.[1])

Aber ebenso wie der eurasische Schädel, so ist auch der dalische lang (Abb. 27, 30, 34, 38, 42, 55, 56, 57, 60, 72, 89, 91, 93, 97, 98, 247). Der größeren Kopfbreite wegen kann freilich der Längenbreitenindex nicht so niedrig sein wie der eurasische.

Doch erweist sich der dalische Längenbreitenindex regelmäßig als niedriger, als man ihn nach der Breite geschätzt hätte (vgl. z. B. Abb. 102/103). Die dalische Scheitelansicht (Abb. 139, 150) zeigt die Form eines sich stark verjüngenden Keils zum Unterschied von der eurasischen Kokonform (Abb. 230, 239).

Der gleichmäßigen Auswölbung des eurasischen Hinterkopfes (Abb. 185) stellt das dalische Hinterhauptsprofil gerade Linien gegenüber. Die Ausbuchtung zeigt in manchem Fall annähernd das Profil eines abgestumpften Kegels oder Trapezform (Abb. 40, 56, 57), wobei der Übergang vom Scheitel zum Hinterhaupt die eine Ecke und der Übergang vom ausladenden Oberteil zum einspringenden Unterteil des

[1]) Über die Notwendigkeit, einen eurasischen Typus herauszustellen und vorerst diese Bezeichnung in der Hauptsache allein anzuwenden, bis der Begriff nordisch von den ihm anhaftenden Unklarheiten gereinigt ist, gibt der Text des Buches weiterhin vollständige Aufklärung. Hier möge sich der Leser zunächst einfach den eurasischen Typus gleichzeitig mit dem dalischen zu eigen machen, indem er durch Vergleichen jedes einzelnen Punktes den Blick für die am Bild erkennbaren Unterschiede erwirbt. Vgl. auch oben S. 8.

Hinterkopfes die andere bildet. Die typische Hinterhauptslinie des „Alten“ von Cromagnon mit der nestartigen Ausbuchtung des Hinterkopfes unterhalb des Lambda (Abb. 138) kann ich wohl an einem neuzeitlichen Schädel, aber an keinem meiner lebenden Beispiele zeigen.[1])

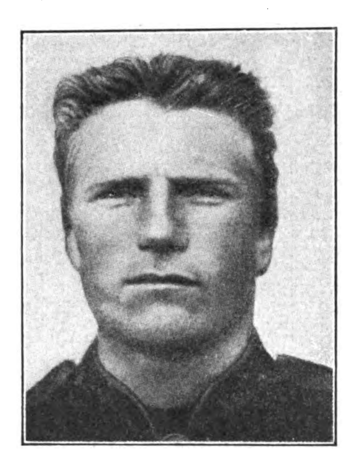


Abb. 22. Norwegen. Dalisch. Nach Ripley.

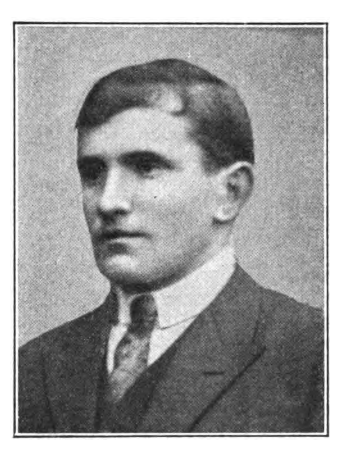


Abb. 23. Deutschböhmen. Wesentlich dalisch. Aufn. Lenhardt, Mies.



Abb. 24. Deutschböhmen. Bräutigam dalisch (die mischrassige Braut nur mitabgebildet, um die untypische Photographierhaltung des Mannes zu erklären). Aufn. Lenhardt, Mies.

Es scheint, daß diese Eigentümlichkeit des Gehirnschädels entweder bei Kreuzungen meist aufgespalten oder aber vielleicht der biologischen Entwicklung zum Opfer gefallen ist, wie denn überhaupt die Gehirnschädelform durch die Jahrtausende weit weniger beharrte als die Gesichtsformen. Nicht ganz selten findet sich ein dalisches Gesicht auch mit

[1]) Andeutungsweise, aber weder voll ausgeprägt noch rassisch unverdächtig (vielleicht durch Kinderkrankheit beeinflußt), bei Abb. 91, 93.

einem wenig oder gar nicht ausgebauchten Hinterkopf (Abb. 38) verbunden. Wie diese Erscheinung zu deuten sei, mögen anthropologische Fachleute beurteilen; hier sei nur darauf hingewiesen, daß häufig auch

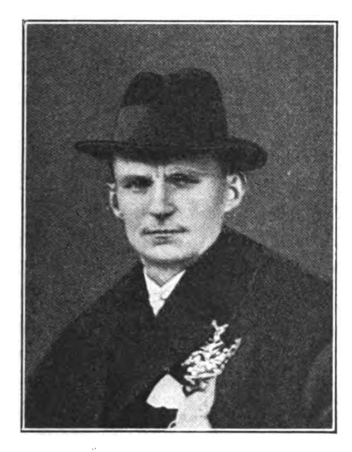


Abb. 25. Deutschböhmen. Dalisch (außer Kopfbreite u. Henkelohren) Aufn. Lenhardt, Mies.

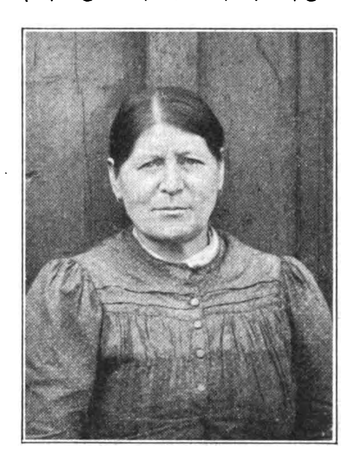


Abb. 26. Osthessen. Wesentlich dalisch (Gesichtsausdruck untypisch) Eigene Aufnahme.



Abb. 27.



Abb. 28.

Osthessen. Dalisch. Eigene Aufnahme.

bei eurasischen bzw. nordischen Formen, die keinerlei sonstigen Einfluß kurzköpfiger Rassen verraten, das ausgebuchtete Hinterhaupt mehr oder weniger „verloren gegangen" ist.[1])

[1]) Weil uns diese Frage immer erneut begegnen wird, scheint es mir zweckmäßig, schon hier zusammenfassend zur Frage der blonden, langgesichtigen und hochwüchsigen

Mit der sanft verrundeten, oft sehr hohen Wölbung des eurasischen Gehirnschädels kontrastiert das niedrige, manchmal geradezu platte dalische Schädeldach. Die flache Oberhälfte des dalischen Scheitelbeins ist nicht selten dachförmig geneigt (Abb. 94, 99). Hochschädligkeit kommt vor (Abb. 54), ist aber für den Typus nicht bezeichnend.

Die „Denkerstirn", die von schmalen Schläfen noch immer schmal, aber sich leise nach oben weitend steil in ebenmäßigem Gewölbe aufsteigt und sanft und unmerklich in den schlankgestreckten Scheitel übergeht, wobei die größte Breite des Gehirnschädels gewöhnlich recht hoch liegt, gehört dem eurasischen Typus an (Abb. 187, 188); in starkem Gegensatz zu ihr steht die dalische Stirn. Hier wird der Kopf oft in der Vorderansicht gegen oben schmäler, und die größte Breite des Gehirnschädels liegt hier oft sehr tief, wenig über (aber weit hinter) dem äußeren Gehörgang (Abb. 33, 51).[1] Die größte Stirnbreite liegt eher tief. In der kräftigen Ausbildung der Stirnhöcker darf möglicherweise ein weiteres Merkmal des dalischen Typus gesehen werden. Niedrig wie das Gesicht ist meist auch die Stirn, die in der Seitenansicht flach zurückflieht und kantig zum Scheiteldach umknickt.

Das dalische Gesicht ist bedeutend kürzer als das eurasische, wie dies etwa beim Vergleich der beiden jungen Maurer auffällt, die ich

---

Kurzschädel Stellung zu nehmen. Es bestehen für diesen in manchen Gegenden, z. B. den Alpen, so verbreiteten „Europäus incomplet" grundsätzlich folgende Erklärungsmöglichkeiten: 1. biologische Umbildung durch „Verlust des Hinterkopfes". Alles, was über die biologische Plastizität des Gehirnschädels festgestellt und vermutet worden ist, kommt hier in Betracht, insbesondere auch die anscheinende Erhöhung des Längenbreitenindexes im Lauf der Geschichte infolge Zunahme der Schädelbreite. 2. Kreuzung, deren Gesetze (und etwaige Luxurationsbedingungen) uns doch nicht so bekannt sind, um den Umfang der hier gegebenen Möglichkeiten abzuschätzen, und endlich 3. das Vorhandensein alter Sonderformen von europäiden Gruppen, die uns bisher ungenügend bekannt sind, wie z. B. das immerhin denkbare Vorkommen schon ursprünglich blonder Dinariergruppen und dgl. Auch die Paläanthropologie kann uns hier bisher keine ausreichende Klarheit gewähren, weil ja schon im Paläolithikum und gar erst im Neolithikum die Rassenmischung schon so weit vorgeschritten war, daß genau die gleichen Ungewißheiten bestehen wie für die Gegenwart, oder, wenn an sich die Mischung damals doch noch schwächer war, so ist dafür der Fundstoff so gering, daß Schlüsse aus ihm dadurch höchst unsicher werden. Es scheint mir gegenwärtig unmöglich zu entscheiden, in welchem Umfang die eine oder andere Erklärungsmöglichkeit zutrifft, und es bleibt uns eben nichts anderes übrig, als zunächst einmal mit den eindeutig charakterisierten Gruppen zu rechnen und bezüglich der mehrdeutigen abzuwarten. Einige weitere Gesichtspunkte zu dieser Frage siehe unten S. 126 ff. und 188 Anm. 1. Mit der vorstehenden Bemerkung ist auch schon zum Ausdruck gebracht, daß es mir unmöglich erscheint, die Fragen endgültig zu entscheiden, welche mit den Typen von Furfooz, Grenelle, La Truchère, Borreby usw. zusammenhängen, oder die der eurasisch-vorderasiatischen Zwischenformen, von denen es heute im Kaukasus, Turkestan usw. wimmelt. Wir dürfen heute froh sein, wenn es wenigstens gelingt, die geschichtlichen Grundlagen der bestimmter charakterisierten Typen soweit sicherzustellen, daß sie von der endgültigen Klärung jener noch zweifelhaften voraussichtlich nicht mehr zentral berührt werden können.

[1]) Bei dem in dieser Beziehung besonders ausgezeichneten Individuum Abb. 37/38 ist leider die Aufnahme der Vorderansicht mißglückt. Ich notierte mir: „Jochbogenbreite ist bedeutend, Stirn schmal, Schläfen und Wangen eingezogen, Übergang von Stirn zum Scheitel typisch dalisch, ebenso Nase und Kinn, Schulter breit und wagrecht, Auftreten ruhig und äußerst würdevoll."

(Abb. 96, 97 und 175, 176) vom Bau weg miteinander aufnahm. Das dalische Gesicht wirkt besonders niedrig, weil es zugleich breit ist. Ein niedriger Breitenhöhenindex des Gesichts ist für den Haupt-





Abb. 29. Abb. 30.
Osthessen. Wesentlich dalisch. Eigene Aufnahme.



Abb. 31. Osthessen. Wesentlich dalisch. (Fremd wirkt die linke Augenbraue). Eigene Aufn.

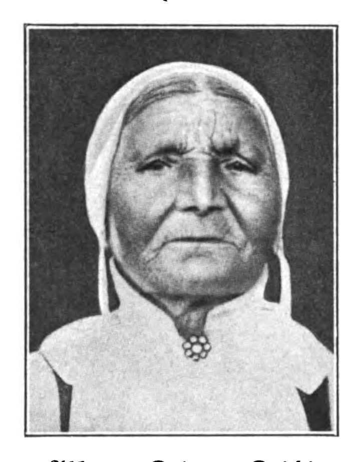
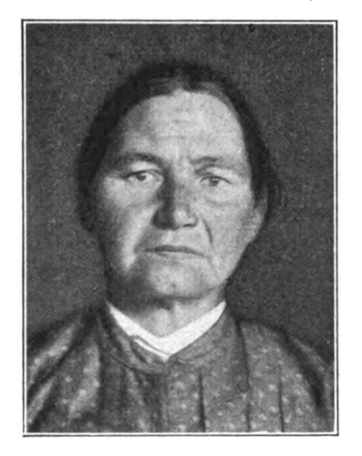


Abb. 32. Dalarne. Dalisch. Aus Lundborg, Svenska Folktyper.

teil der dalischen Rasse sicherlich noch bezeichnender als ein niedriger Kopfindex: wo beide zusammentreffen, also Langschädel mit Kurzgesicht, da ist die einzigartige, unverwechselbare Grundform des Typus gegeben.[1])

[1]) Es ist vielfach Mode, die Verbindung von Langschädel mit Kurzgesicht als „disharmonisch" zu bezeichnen. Nach der zutreffenden Abweisung dieses Urteils durch

Immerhin wird man aber mit dem Vorkommen langgesichtiger Varianten zu rechnen haben. Auch bei der vorgeschichtlichen Cromagnonrasse betont die Forschung ja ihre erhebliche Variationsbreite, und wenig-



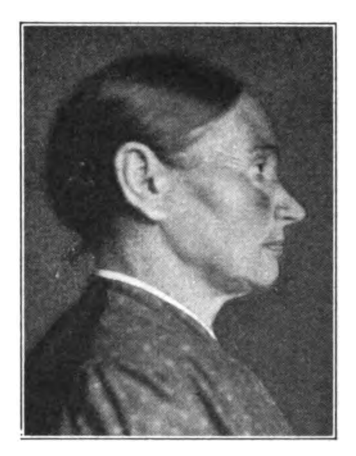


Abb. 33. Abb. 34.
Osthessen. Wesentlich dalisch. Eigene Aufnahme.

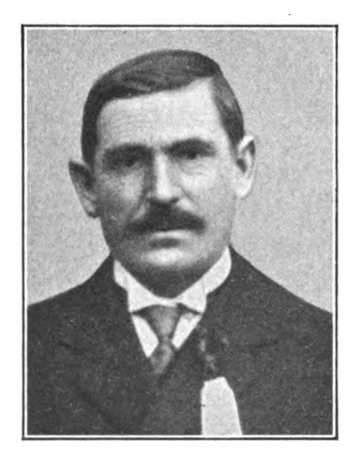


Abb. 35. Deutschböhmen. Wesentlich dalisch. Nach Lenhardt, Mies.

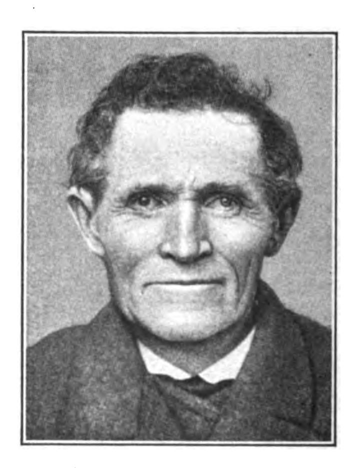


Abb. 36. Schweden. Wesentlich dalisch. Aus Lundborg, Svenska Folktyper.

stens aus der Jungsteinzeit sind Beispiele bekannt, die doch wohl die Frage nahelegen, ob es sich dabei um ziemlich reine langgesichtige

Szombathy in Mitt. Anthr. Ges. Wien 56 (1926), 207 wird dies hoffentlich aufhören. Im allgemeinen dürfte es überhaupt kaum einen Maßstab geben, der bei reinen Rassetypen Disharmonien festzustellen gestattet, während dies natürlich bei Mischtypen leicht ist, weil hier die reinen Typen einen Maßstab abgeben.

Cromangnonvarianten oder schon um Mischtypen handelt (Abb. 146, 147). Eine Anzahl lebender Typen, die eigentlich doch nur durch ihre Langgesichtigkeit aus dem Hauptschema herausfallen, mögen in Abb. 44 ff. dieses Problem veranschaulichen.





Abb. 37. Abb. 38.
Osthessen. Wesentlich dalisch. Eigene Aufnahme.



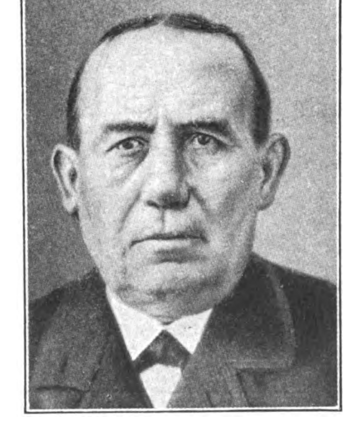


Abb. 39. Abb. 40.
Thüringer Dorfschulze. Wesentlich dalisch (Nase untypisch). „Grobgehauenes Luthergesicht". Aufnahme Röse.

Die Breite des dalischen Ganzgesichts wird in jedem Fall weniger durch den Stirnteil des Hirnschädels bestimmt, als vielmehr durch eine meist recht bedeutende Unterkieferwinkelbreite (Abb. 66) und vor allem durch die manchmal geradezu brutale Breite der Jochbögen. Der Stirnteil ist, gemessen an der Jochbogenbreite, in der Regel schmal.

So kann dieses ausladende Gesichtsskelett zu einem Überragen der Gesichtsbreite über die Schädelbreite führen, wie sie nach Bonnet nur der Eskimo ähnlich dem Oberkasseler Mann zeigt.[1]) Ein verbreitetes

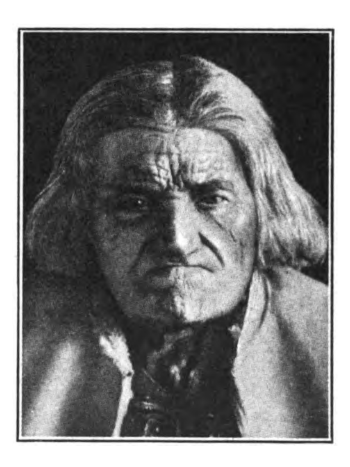
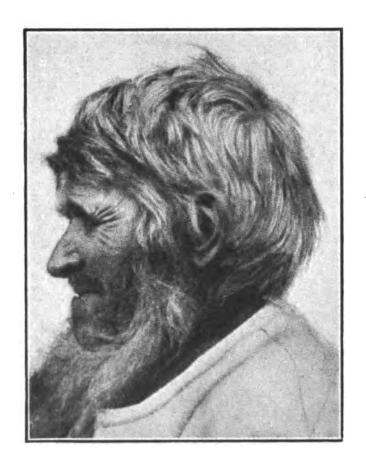


Abb. 41. Dalarne. Wesentlich dalisch (Bindeglied zwischen Daltypus und Beethoventypus). Aus Lundborg, Svenska Folktyper.



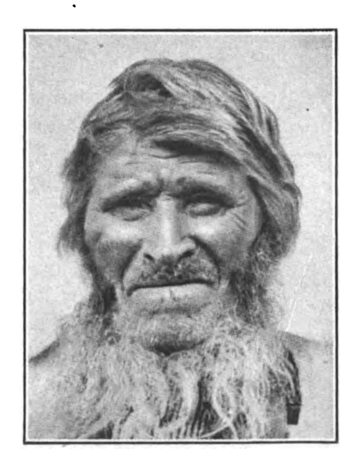


Abb. 42. Abb. 43.
Dalarne. Wesentlich dalisch. Aus Lundborg, Svenska Folktyper.

Mißverständnis hält diese dalischen Backenknochen für mongolisch. Aber die hervorragendste Stelle der Jochbögen liegt beim Daltypus höher und weiter hinten und ist spitzer als bei Mongolen (Abb. 48, 49; damit vergleiche man Abb. 33/34, 44, 46, 72/73).

[1]) Abb. 135. Das riesige, plumpe Jochbein des Mannes ist quergestellt, frontal gedreht, das der Frau (Abb. 136) zeigt bogenförmige Wölbung.

Wie die ganze Gesichtsfläche der Mongoliden nach vorne geschoben ist, so liegt auch der Umknickpunkt des Jochbeins bei ihnen weit vorne.

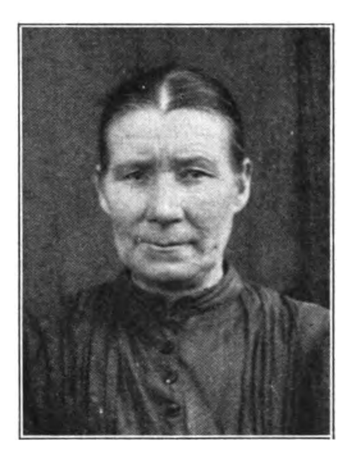


Abb. 44. Osthessen. Langgesichtige Variante des dalischen Typus? Eigene Aufnahme.

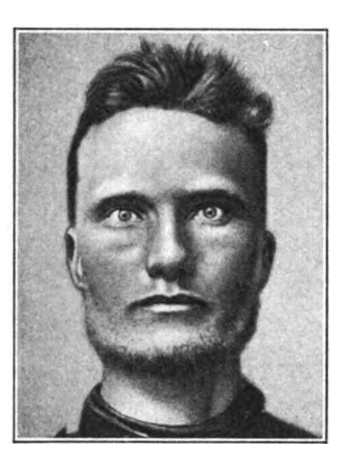


Abb. 45. Norwegen. Wie Abb. 44 (Augen wohl durch Blitzlichtaufn. oder dergl. entstellt). Nach Dixon, The Racial History of Man.



Abb. 46. Lettland. 77jährige Livin, kaum ergraut[1]). Wie Abb. 44.

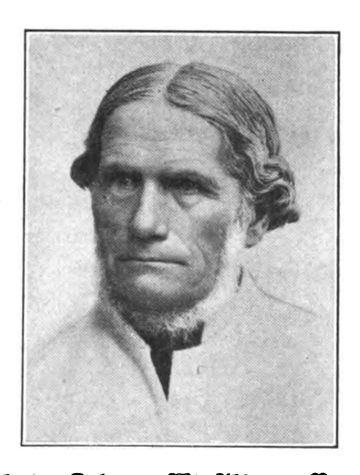


Abb. 47. Dalarne. Wie Abb. 44. Bauer, langjähriger Dorfschulze u. hervorragendes Reichstagsmitglied. Aufn. Sammlg. Schenstroem, Saltsjöbaden.

Davon ist beim Daltypus keine Rede, so wenig wie von dem ein=

[1]) Die von Paudler S. 128 f. zuerst ausgesprochene Vermutung eines besonders gut erhaltenen Rückzugsgebiets dalischer Formen bei den Liven wird jetzt durch zahlreiche (leider technisch unzulängliche) Lichtbilder von J. Vilde in Acta Univ. Latviensis 11 (1924) 163 ff. bestätigt.

gedrückten Nasenrücken und der flach in die Stirn übergehenden Nasenwurzel der Mongoliden. Auch fehlt ihm in der Vorderansicht





Abb. 48. Abb. 49.
Chinesin. Aus Lundborg, Svenska Folktyper.

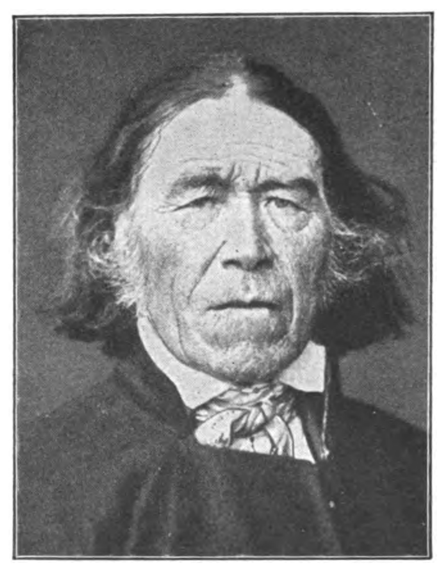


Abb. 50. Estland. Wesentlich dalisch (langgesichtige Variante?). Augenhöhle hoch, nur das Weichteilauge dalisch. Nach Zeitschrift für Ethnologie Bd. 53.

die breite, teigige Verrundung, welche das mongolide Wangenprofil unterhalb der stärksten Jochbogenbreite zeigt (Abb. 48). Wo diese Verrundung bei sonst dalischen Typen auftritt, besteht wohl meist

auch sonst Verdacht auf Kreuzung mit irgendwelchem nichtdalischem Blut. Wo aber solche Verdachtsmomente fehlen und nicht ein breites Flachgesicht, sondern die tiefe und eckige Modellierung des dalischen Kopfes vorliegt, da weist eine ungeheure Jochbogenbreite in Verbindung mit massigbreitem Unterkiefer keineswegs auf östlichen Ursprung hin, sondern darf eher als Cromagnonmerkmal und damit für einen europäischen Bürgerbrief gelten, der an Alter die erlauchtesten Stammbäume in Schatten stellt.

Das dalische Gesichtsskelett ist ferner gekennzeichnet durch ein auffälliges Vorkragen des oberen Augenhöhlenrandes über den unteren; sogar bei Frauen (Abb. 53) entsteht dadurch eine Überschattung des

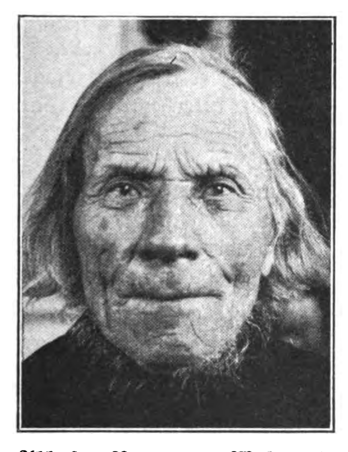


Abb. 51. Norwegen. Wesentlich dalisch. Aus Eickstedt, Archiv f. Rassenbilder VII. Bryn, Norweger.



Abb. 52. Nordschleswig. Ungewöhnlich frühe und starke Faltenbildung. Eigene Aufnahme.

Auges, welche Überaugenwülste vortäuscht, auch wo in Wirklichkeit gar keine Brauenbögen hervortreten. Inwieweit man die Mächtigkeit von Brauenbögen als Rassenmerkmal des vorgeschichtlichen Cromagnontyps annehmen will, hängt davon ab, welche Fundstücke man dieser Rasse zuschreibt, worüber die Forscher nicht ganz einig sind. Als bestbegründete Ansicht darf wohl gelten, daß der Cromagnonrasse zwar starke Augenbrauenbögen, aber keine Wülste zu eigen sind. Die Altertümlichkeit der starken Bögen und des Brauenwulstes beruht zunächst auf Formverwandtschaft mit Rassen wie den Neandertalern und Australiern. Tatsächlich liegt wohl die physiologische Ursache der starken Bögen bzw. der Überaugenwülste in der durch rauhe Kost bedingten Überstärke der Kaumuskulatur und deren Aufhängung bei flach zurückgeneigter Stirn. Die Verstärkung der Brauenbögen ist also wirklich primitiv, ebenso wie die Größe des Mundes, die Breite der Zähne, die Massigkeit der Jochbeine und der Kiefer, die Dicke der Schädelknochen und vielleicht noch anderes, was mit dem dalischen Typus zu-

sammenzugehen scheint. Manches davon gehört wohl zu den Merkmalen, die im Lauf der Jahrtausende sich abschwächen oder ganz zurücktreten. Immerhin wirkt unter den heutigen Typen der dalische jedenfalls stark „anzestral"; aber Brauenwülste, wie in Abb. 14, die auch bei Cro-magnon weit über die Regel hinausgehen, wird man darum doch noch nicht mit diesem Typus in Beziehung setzen können. Da die späteiszeitliche Brüxer Rasse am meisten durch stark vorspringende fast neandertaloide Brauenbögen gekennzeichnet wird, so ließe sich bei Formen wie Abb. 14 an Brüx denken. Aber es ist doch wohl vorzuziehen, in den Brauenbögen ganz allgemein einen Hinweis auf das Fortleben archaischer Formen überhaupt zu erblicken. Beim dalischen oder dalisch beeinflußten Mann sind jedenfalls die Brauenbögen tatsächlich oft kräftig entwickelt und bilden bisweilen sogar einen einheitlichen, ununterbrochenen Wulst (Abb. 85), was eben dann in Verbindung mit der tief eingezogenen Nasenwurzel ein stark altertümliches Ganzes ergibt.



Abb. 53. Oberhessen. Dalische Augengegend. Eig. Aufnahme.

Die Augenhöhleneingänge sind bei Schädeln, die zum dalischen Typus gehören, auffallend niedrig, im Oberrand fast wagrecht und am oberen äußeren Winkel fast rechtwinkelig (Abb. 137 ff. Gegenbeispiele Abb. 235 ff.). Durch diese Eigentümlichkeiten wird jener Eindruck des Überhängens verstärkt. In der Augengegend häufen sich aber auch am Bild des Lebenden die dalischen Eigentümlichkeiten. Das Auge liegt besonders tief. Die Hautbedeckung läßt im Gegensatz zum eurasischen Auge (Abb. 164 ff.) von der Oberhälfte des Apfels wenig sichtbar werden und auch die Unterhälfte der Iris bei weitem nicht ganz (Abb. 25).[1] Der Abstand des Oberlidrandes von der Braue ist kaum anderswo so klein wie beim dalischen Typus (Abb. 152), und diese so dicht über dem Auge sitzende Braue ist nicht wie die viel höher verlaufende eurasische parallel zum Oberlidrand geschwungen, sondern sie ist bis zu ihrem Umknick über dem äußeren Augenwinkel vielfach „wie mit dem Lineal gemacht" (Abb. 18). Auch die Lidränder selbst neigen übrigens zur Geraden. Während das eurasische Auge von der Mandel- zur Spindelform reicht, ist das dalische kaum noch spindelförmig, vielmehr am deutlichsten als Schlitz zu bezeichnen (Abbild. 17), sogar da, wo die Oberlidfalte den Lidrand nicht überlagert, was indes beim dalischen Typus die Ausnahme ist. Selbst im Jugend-

[1]) An sich hat diese starke Hautbedeckung mit der am Lebenden meist nur durch Betastung feststellbaren Niedrigkeit der Augenhöhlen keinen ursächlichen Zusammenhang. In Abb. 50 glaubt man ziemlich runde (also untypische) Augenhöhlen bei dalischem Weichteilauge zu erkennen.

alter habe ich den langen schmalen dalischen Augenschlitz zuweilen als nahezu dreieckige Öffnung gesehen, wobei das Unterlid die Grundlinie, der innere Teil des Oberlids den kurzen und die Oberlidfalte den langen Schenkel eines stumpfwinkligen Dreiecks bilden (Abbild. 26).[1])

Bei älteren Individuen senkt sich häufig die Oberlidfalte in dieser Art (Abb. 44, 47).[2]) Während die eurasische Oberlidfalte als „Schönheitsfalte" parallel zum Oberlidrand ziemlich hoch über ihm verläuft und in Höhe des äußeren Augenwinkels aufhört, bei mäßig dicker, strammer, glatter Haut (Abb. 173) und während höchstens bei einem

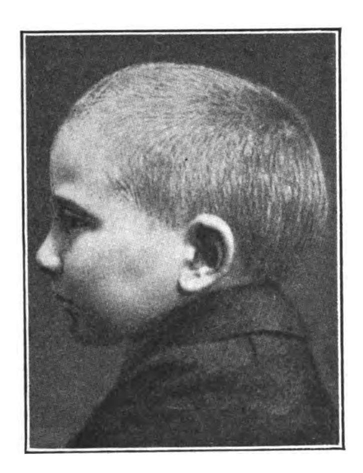




Abb. 54 Abb. 55.
Thüringen. Trotz Kinderstirn wirkt dalisch schon Augengegend, Ausdruck, Lippen. (Schädel pathologisch beeinflußt). Aufn. Röse.

Bruchteil der Eurasier reiferen Alters dann jene Gewebesenkung eintritt, ist diese bei älteren dalischen Menschen die Regel und schon bei jüngeren nichts Seltenes. Wie fremd wirkt bei Abb. 21 im dalischen Gesicht die Schönheitsfalte, und wie bald wird sie sich legen, wie man schon wahrnehmen kann.

Die „dalische" Oberlidfalte beginnt hoch über dem inneren Augenwinkel, deckt fast das ganze Oberlid und auch die Augenöffnung in ihrem äußeren Teile, verzieht weit nach auswärts und abwärts und ragt lang vor, bei dünner, schlaffer, faltiger Haut [3]).

[1]) Aufnahmen von entsprechender Bildung im zweiten Lebensjahrzehnt waren nur aus zufälligen Gründen nicht zu erlangen; das Bild eines fünfzehnjährigen Mädchens mit hochgradigem „Dreiecksauge" ist technisch mißglückt.

[2]) Eine andere Lidbildung im Alter zeigt Abb. 51 (dalische Variante oder fremder Einfluß?).

[3]) Nicht selten ist die Ausbildung dieser Falte an den beiden Augen eines Menschen verschieden stark. Man könnte sie als den Gegensatz zu der den inneren Augenwinkel deckenden Mongolenfalte bezeichnen. Überhaupt ist es vielleicht nicht überflüssig zu

Während die eurasische Braue ziemlich dünn und schwach ist, neigt der Daltypus zu dichten Wimpern und Brauen, welch letztere auch ausgedehnt und lang wachsen (Abb. 85). Die dalischen Brauenhaare



Abb. 56.

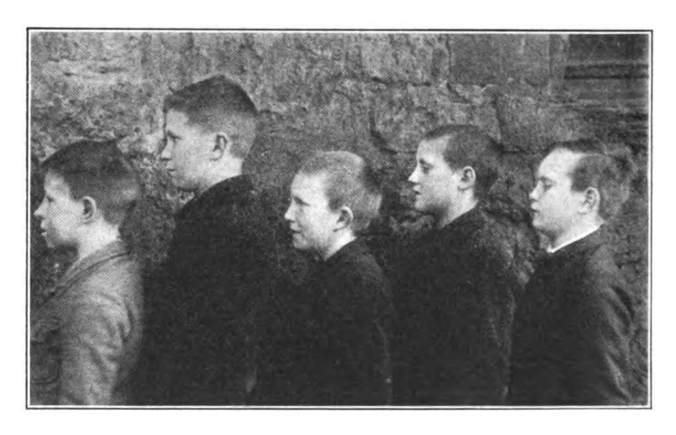


Abb. 57.

Bevölkerungsquerschnitte aus Osthessen, meist Langschädel, viel Dalisches, auch bei dem Kurzschädel, wie anderseits bei den mehr Eurasischen. Eigene Aufnahmen.

stehen außerdem häufig wagrecht nach vorn ab (Abb. 111) oder hängen über das Auge vor (Abb. 86, 112). So entsteht eine Braue wie bei Bismarck (Abb. 267/268) oder Nietzsche, die Beddoe als „über=

bemerken, daß gerade die dalische Augengegend, ebenso wie sie mit am stärksten die Nichtableitbarkeit des dalischen und des eurasischen Typus aus der gleichen Quelle betont, so auch den Zusammenhang des dalischen Typus mit irgendwelcher kurzschäd=ligen Rasse schroff abweist.

hängende Wetterdachbraue" bezeichnet hat[1]). Der grimme Recke Atli der Edda (Helgakvidha Hjörvardhssonar), der „die Brauen wirft über die Wimpern", kann kein reiner Eurasier gewesen sein; er muß dalisches Blut gehabt haben. Die Wildheit der Brauen kann den Trutz des da-



Abb. 58 (= Abb. 57). Überwiegend dalisch. Eigene Aufnahme.

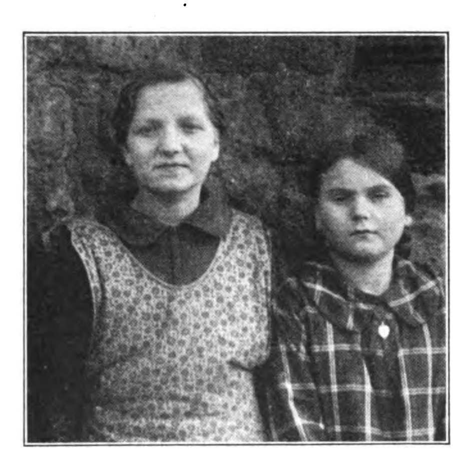


Abb. 59. Osthessen. Wesentlich dalisch. Eigene Aufnahme.

lischen Gesichts fast ins Finstere steigern. Wo jene starke Überschattung des Auges durch Vorkragen des oberen Augenhöhlenrandes oder gar

[1]) Daß ältere Männer ihre Brauen stutzen müssen, um eine Störung des Gesichtsfeldes zu beseitigen, kommt allerdings nicht nur bei „meinen" hessischen Bauern oder bei den „haarigen Ainus" vor, sondern auch bei älteren Männern, die im übrigen rein eurasisch wirken und deren Brauen auch gar nicht besonders ausgedehnt und dicht, nur lang sind. Ob diese Alterserscheinung für sich allein Hinweis auf dalischen Einschlag gewährt, ist wohl zweifelhaft.

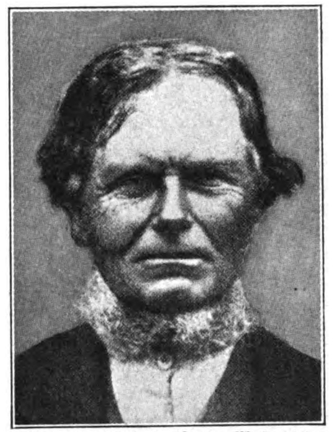


Abb. 60. Lettland (Live). Wesentlich dalisch (Kinneinbuchtung zu stark).

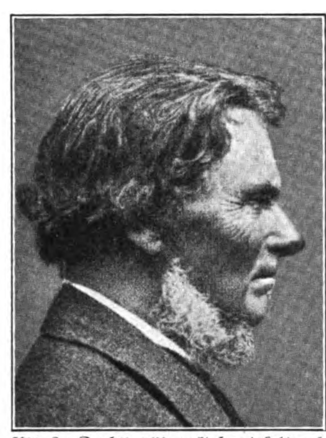


Abb. 61. Derselbe. (Unterkieferwinkel durch Bart und Bildretusche verundeutlicht).

Aus Journal de la Société Finno-ougrienne.

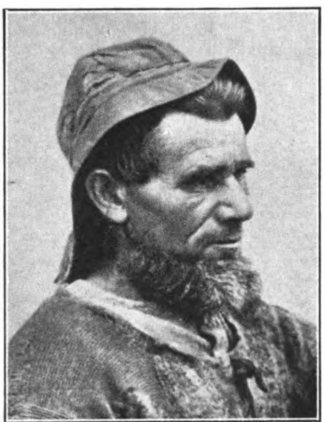


Abb. 62. Frankreich. Wesentlich dalisch. Nach Hutchinson.



Abb. 63. Frankreich (Normandie). Wesentlich dalisch.

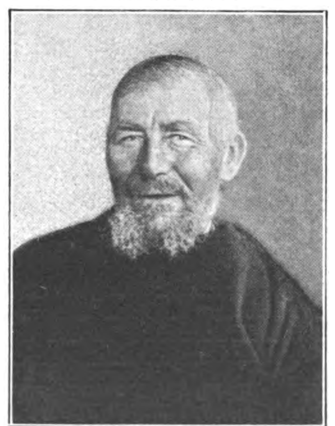


Abb. 64. Nordschleswig. Wesentlich dalisch. Eigene Aufnahme.



Abb. 65. Holland. Wesentlich dalisch. Nach Hutchinson.

Noch ein paar **Fischer von** Ost- und Nordsee.

etwa durch Brauenbögen hinzukommt, verleiht jedenfalls die dalische Braue, die so tief läuft und förmlich auf das Auge drückt, in Verbindung mit dem festgeschlossenen Mund schon dem kindlichen Gesicht etwas unübertrefflich Trotziges (Abb. 14, 58 der mittelste).



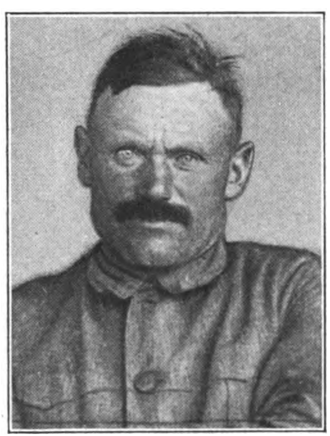


Abb. 66. Abb. 67.
Nordschleswig. Vorwiegend dalisch, aber Schläfen zu voll und Augen hellostisch. Eigene Aufnahme.





Abb. 68. Abb. 69.
Gelehrter aus Anhalter Bauernfamilie, Mutter aus der Niederlausitz. (Konstitutionell beeinflußter Mischtypus wohl auf dalischer Grundlage). Eigene Aufnahme.

Bemerkung zu Abb. 70/71.

Der Freundlichkeit Eugen Fischers verdanke ich diese von ihm erstmalig auf dem Anthropologenkongreß von 1925 gezeigten Guanchenbilder von den Kanarischen Inseln. Hieran knüpft sich eine Anekdote. Noch ohne Kenntnis von Fischers Studien und Ergebnissen hatte ich auch den in Abb. 68/69 Dargestellten, der sich für meine

Cromagnonforschung interessierte, um sein Bild gebeten. Als ich ihn dann nach jenem Kongreß, den er mitgemacht hatte, wiedersah, erzählte er mir lächelnd, er sei innerhalb weniger Tage nun schon zum zweitenmal „entdeckt" worden, da ihn seine Bekannten als „Guanchen" angesprochen hätten, nachdem Fischer seine Photographien dem Kongreß vorgelegt hatte. Gewisse fremdartige Züge lassen diesen echten Deutschen vielleicht



Abb. 70.



Abb. 70 u. 71. Gruppenaufnahme aus einer Kaserne in Sta. Cruz, Teneriffa. Starker dalischer Gehalt. Aufnahme Eugen Fischer.

anthropologisch weniger „deutsch" erscheinen, als die reinsten von Fischer photographierten Dal-Typen. Seine Gruppenbilder stellen zugleich auch Gegenbeispiele, besonders in dem kleinwüchsigen Mediterranen in Abb. 71 (der dritte von links). Der Leser mag nun selbst hier das Dalische von den fremden Einschlägen sondern und bei sich feststellen, ob Löher recht beobachtete, welchen, als er „von der Teneriffaküste ins Innre und unter die Dorfleute kam, öfter ein so unverfälscht sächsisches Gesicht anblickte, als je eines auf westfälischen Heiden über seinen Hofzaun ausschaute".

Wie in eine Felsspalte eingesunken und von Moos überhangen, blitzt das dalische Auge aus seinem langen, schmalen Schlitz hervor:[1]) In dieser ernsten und eigenartigen Augengegend entspringt die dalische Nase aus breiter und verhältnismäßig niedriger Wurzel, nicht aus





Abb. 72. Abb. 73.
Bonn. Mischtypus auf dalischer Grundlage. (Aus der Heimat Beethovens und des Oberkasseler Paares! Abb. 135/136). Eigene Aufnahme.

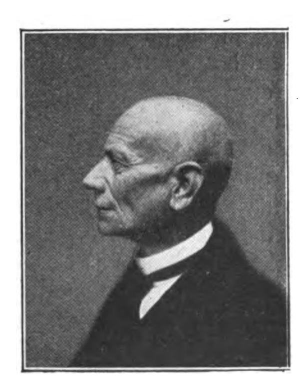


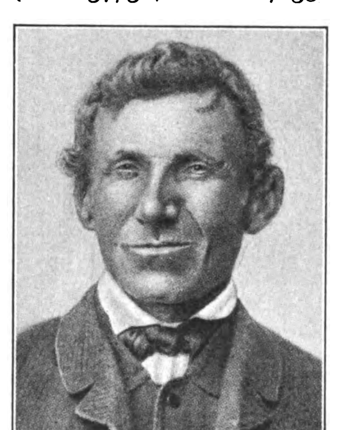


Abb. 74. Abb. 75.
Osthessen. Mischtypus auf dalischer Grundlage. Originalaufn.

schmaler und hoher wie die eurasische. Während diese lang und schmal, gerade oder leicht wellig oder hakig verläuft, setzt sich die dalische Nase zwar ziemlich lang, aber immerhin kürzer als die eurasische, mit einem breit-eckigen Rücken fort, wie aus Holz geschnitzt. Ihr ansehnliches unteres Ende steht hoch vor, mit breiter und stumpfer Spitze, nicht mit

[1]) Über den stärkeren Glanz und andere Eigentümlichkeiten des dalischen Auges vgl. Paudler a. a. O.

scharfer und schmaler wie die eurasische. Die Nasenflügel sind dick, flach, schwach gebogen (im Gegensatz zu den dünnen, gewölbten, stärker gebogenen eurasischen Nüstern), und die Nasenlöcher werden kaum sichtbar. Wo in einem Dalgesicht die Nase konvex ist, wird man andersrassigen Einschlag vermuten dürfen (vgl. nebenstehende Abb. 76). Dagegen scheint ein (konkav) geknickter Nasenrücken im dalischen Formsystem vorzukommen, wobei aber Verwechselung mit der Stülpnase kurzköpfiger Rassen fast nur bei Frauen möglich ist, während die Länge und Eckigkeit der männlichen Nase sie vor entsprechenden Zweifeln schützt (Abb. 37/38, aber auch 39/40, 123, 125).


Abb. 76. West-Böhmen. Tschechischer Dorfvorsteher u. Bauernführer. Dalisch-dinarisch. Originalaufn.

Tiefe Falten, die von der Nasen- zur Kiefergegend oder in die Wangen ausstrahlen oder geradezu den Mund einrahmen, verstärken nicht selten, sogar bei gutgenährten jüngeren Leuten den altertümlichen, herben, kraftvollen und wehrhaften Eindruck (Abb. 21, 29, 52, 152). Dieser Faltigkeit entspricht eine Neigung zur Runzelbildung, z. B. quer über die Nasenwurzel hinweg (Abb. 44, 46, 47, 51, 61). Die abstehenden Backenknochen, die tiefen Augenspalten, die starken Haarpartien, die Wangen- und Mundfalten bilden ein bewegtes Berg- und Talgelände mit eckigen Vorsprüngen und geschrägten Flächen, die in der Zentralkuhle der eingesattelten Nasenwurzel zusammenlaufen. Die rauhe und derbe Drastik des dalischen Gesichts ist namentlich im Alter ausdrucksstärker (Abb. 50) als die eurasische Physiognomie (Abb. 306). Im älteren Mann, nicht im jungen Weib erreicht der dalische Typus seine eigene Schönheit. (Darum findet man auf Ansichtskarten usw. so häufig dalische „Charakterköpfe" und so selten dalische Mädchen.) Während die meisten Rassentypen mit dem Alter verwaschener werden, tritt der dalische Typus da immer deutlicher heraus. Das beruht offenbar vor allem darauf, daß die Altersmerkmale der Faltigkeit und Runzligkeit, Haarigkeit u. dgl. bei ihm zugleich Typusmerkmal sind. Aber auch in solchen Punkten wird das Dalische mit dem Alter deutlicher, in denen es nicht einfach einem Altersmerkmal entspricht, ja in dem der dalische Greisentypus dem „Normalen" widerspricht. Denn es scheint z. B., daß dieser Typus weniger als ein anderer zur Altersschäbigkeit des Haarpelzes neigt. Die Glatze, die beim eurasischen Typus so häufig ist und dessen „fast weibliche Sanftheit der Stirn" betont (Abb. 185, 188), scheint beim dalischen Typus sich seltener einzufinden, dafür im Alter manchmal ein wahrer Eisbärenpelz; denn nicht nur unverwüstlich, sondern an sich schon ungewöhnlich reich scheint der dalische Haar- und Bartboden zu sein (Abb. 84, 85, 90, 108, 112).

Die dalische Mundspalte ist lang und schnurgerade, die Lippen sind dünn, wenig gebogen und liegen fest aufeinander. Paudler hat dafür einmal den Ausdruck „Sparbüchsenmund" geprägt. Die Schneidezähne sind breit, der Unterkiefer groß, das Kinn breit und gerade, der



Abb. 77. Estland. Wesentlich dalisch (Gesamtverhältnisse, Arm- u. Handhaltung, schwere Waden, lange Oberschenkel u. a.). Aus Estn. Nationalmuseum Reval.



Abb. 78 = Abb. 68. (Eckige Umrisse, Verhältnis von Kopf und Rumpf). Eigene Aufn.

Unterkieferwinkel stark und von der Seite gesehen oft beinahe rechtwinkelig (Abb. 16)[1].

Die Farben von Haar und Augen sind hell. Diese Behauptung

[1]) Noch ein paar Einzelheiten: Das dalische Ohr (Abb. 106, 30, 280, 263/264, 97, 79, 443, 386, 62) ist oft birnförmig und entschieden kleiner, dabei eher noch strammer liegend als das eurasische, das oft langgezogen ist (Abb. 186, 302, 373). Das dalische Ohrläppchen (Abb. 106) ist ebenfalls kleiner, dreieckig, angewachsen, oft durchfurcht (Abb. 256, 247, 267), das eurasische dagegen ist groß, verrundet, glatt und hängt immer frei. Der dalische Typus scheint zur Warzenbildung zu neigen (Abb. 84, 66/67, 100/101, 109, 314, 37/38, 29/30, 76, 323/324). Das Philtrum scheint oft schon bei dem dalischen Kinde schwächer (Abb. 9, 10) als beim eurasischen Typus; bei dalischen Frauen ist es natürlich stärker (Abb. 12 und vor allem 13) als bei Männern, wo es in dem Typus fremdartig wirkt.

Paudlers ist durch Fischers Guanchen einwandfrei bestätigt. Daß graue Augen und ein rothaltiges Blond für den dalischen Typus bezeichnend seien, wie Paudler meint, kann ich weder bestreiten noch es aus



Abb. 79. Dalarne. Wesentlich dalisch.
Nach älterer illustr. Zeitschrift.

eigener Wahrnehmung bestätigen. Wohl ist diese Farbenzusammenstellung da und dort auch mir als gautypisch aufgefallen; aber auch blaue Augen und ein rotarmes Blond traf ich so häufig mit dalischen Formen verbunden, daß ich in dieser Beziehung, wie in so manchen andern mich

nicht imstande fühle, zu Paudlers bahnbrechender Beschreibung Stellung zu nehmen. Daß die Haarform mindestens häufig die von Paudler angegebene ist, nämlich „entschieden wellig, nicht selten lockig“, halte ich nach meinen Wahrnehmungen für wahrscheinlich[1]).



Abb. 80. Osthessen. Wesentlich dalisch.
Aufn. Eberth, Kassel.

Die dalische Gestalt ist großwüchsig bis hünenhaft; lang sind die Beine. In hessischen Dörfern begegneten mir nicht selten „Stehriesen“, die beim Sitzen kleiner erscheinen, weil ihr Rumpf, gemessen an der Schenkellänge, unverhältnismäßig kurz ist.

Im übrigen wage ich über die Körperproportionen nur soviel zu

---

[1]) Hat es auch eine dunkle Spielart von Cromagnon gegeben? Paudler nimmt das für Südeuropa an, und manches spricht dafür. Vgl. unten S. 145. Der strenge Nachweis wäre noch zu erbringen. Bei der Aufkreuzung der Rasse nimmt es nicht wunder, in Deutschland ziemlich ausgeprägt dalische Formen auch bei dunklen Farben anzutreffen. Die Dominanz des Dunklen bei Kreuzungen würde dies auch dann erwarten lassen, wenn wir nur mit hellfarbiger Cromagnonrasse rechnen dürften.

sagen, daß der im Verhältnis zum Rumpf ziemlich große Kopf unfrei auf kurzem dickem Hals über breiten, fast wagrechten Schultern sitzt[1]).

Wohl das schönste, weil alles Einzelne bestätigende Ergebnis Paudlers bedeutet die Herausarbeitung des besonderen Körperstiles, der das gesamte dalische Formensystem beherrscht. Es wird bezeichnet durch eckig abgesetzte Gerade. Dem eurasischen Gesichtsoval steht das dalische Sechs- oder Achteck gegenüber, das gebildet wird durch die Ecken der Stirn, der Jochbeine, der Kieferwinkel und des Kinns (Abb. 33, 39, 37 bei voller Vorderansicht, 46), oder auch, bei beson-



Abb. 81. Osthessen. Dalischer Gang. Aufn. Eberth, Kassel.

ders breiter Form, das dalische Viereck, das dem Quadrat angenähert ist (Abb. 22, 24, 31, 45, 84).

Eckig und derb, wie aus Birnholz geschnitzt, sind auch die Gliedmaßen. Der Typus wirkt massig neben dem gleichfalls hochwüchsigen nordeurasischen Typus. Zum eurasischen bzw. ostischen Körperstil verhält sich der dalische wie Geradlinigkeit zur Ellipse bzw. zum Kreis.

Ausdrücke wie „schneidig" sind wohl mehr vom beweglicheren eurasischen Typus hergeleitet; der dalische ist wuchtig. Der Dalmensch steht wie in die Erde gewurzelt. Ungleich dem leichteren eurasischen Bewegungsstil trägt er seinen „kastenartig"[2]) gebauten Körper in breiten Hüften mit elastischem Federn der Kniee, in einem wohligen Gleichgewicht von Kraft und Schwere. Wer Hindenburg einmal hat schreiten sehen, weiß, wie der dalische Gang unter anderen auffällt.

---

[1]) Zu Paudlers Angaben stimmt z. B. unsere Abb. 77.

[2]) Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 9. Aufl. Vorwort, anscheinend nach Paudler.

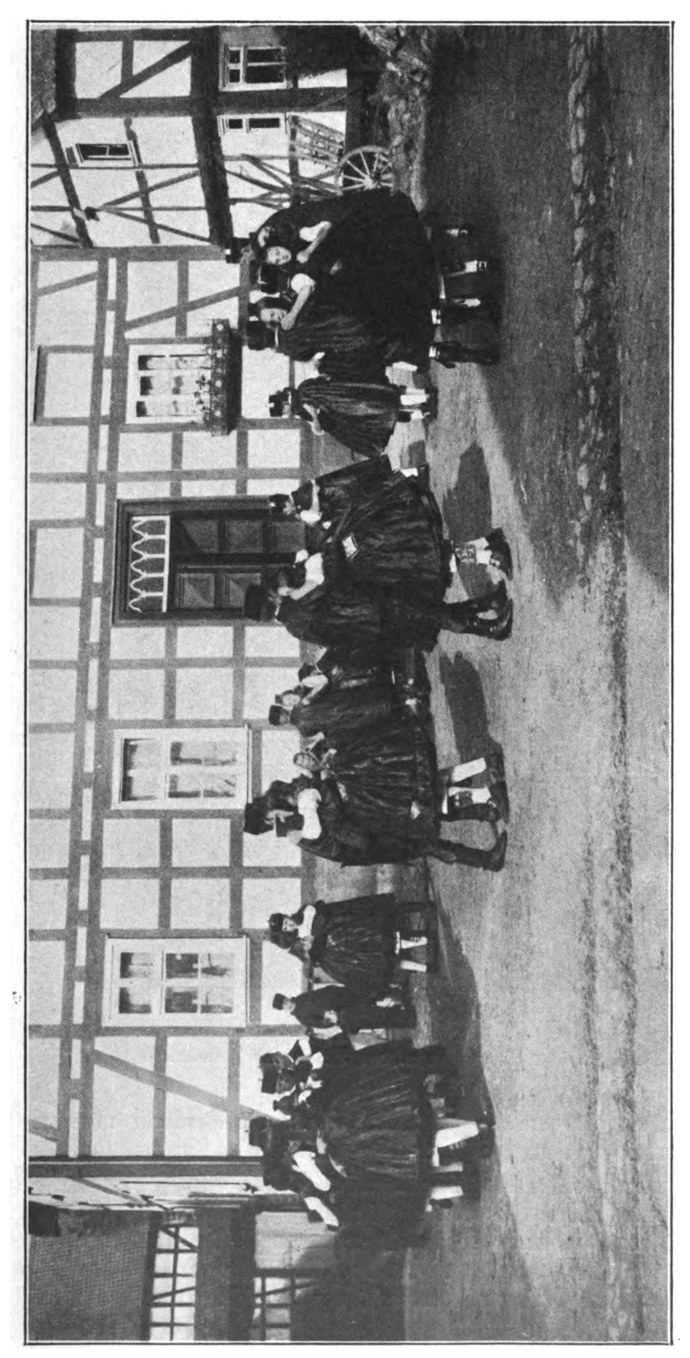


Abb. 82. Osthessen. Dalische Körperhaltung u. Bewegung (beachte auch die Länge der Köpfe und die Hinterhäupter). Aufn. Eberth, Kassel.

Nach meinen Beobachtungen in der Schweiz, die mit denen Eugen Fischers auf den Kanarischen Inseln sich decken, werden die stärker cromagnonhaltigen Rekruten bei der Musterung mit Vorliebe in die schwere Artillerie gesteckt.

Die Cromagnonform der späten Eiszeit ist verglichen mit dem lebenden Daltypus eher schlank zu nennen. Ob das Vierschrötige des



Abb. 83. Hindenburg und der deutsche Kronprinz (Gegensatz!). Hindenburg: Dalische Art zu stehen. Aufn. des Bild- und Filmamtes 1917.

heutigen Daltypus etwa eine Domestikationserscheinung ist, auf diese Frage werden wir in größerem Zusammenhang zurückkommen.

Die allgemein europäische Tracht scheint um so ausschließlicher auf den eurasischen Typus zugeschnitten, je eleganter sie ist. Den dalischen Körper rahmen besser Ölzeug und Südwester, Schaftstiefel, Waffenrock. Wie unrichtig kleidet doch die förmlich aus dem dalischen Formstil geborene Spreewäldertracht ein eurasisches Gesicht (Abb. 168).

Die Gleichsetzung von Rassen- und Konstitutionstypen scheint nach

den neuesten Forschungen nicht möglich zu sein. Mit diesem Vorbehalt möchte ich noch folgenden Eindruck zur Erörterung stellen:

Die dalische derbe Kraft hat etwas Unaufreibbares; sie gibt sich nicht leicht bis zum Letzten aus und wird eher vom gesunden Schlafbedürfnis übermannt als von seelischen Hemmungen. Darin unterscheidet sie sich vom Eurasier, der sich vielleicht intensiver und rascher



Abb. 84. Hindenburg als Sechziger.

verbraucht[1]). Der Gesamtrhythmus des dalischen Typus scheint gemächlicher zu sein als der irgend eines andern; auch das Lebenstempo langsam. Spät entwickelt und vielleicht noch in der zweiten Hälfte der Zwanzig wachsend, gibt der Typus den Stoff zu zähen Alten, zur Rasse der Hundertjährigen.

[1]) Über den Gesichtsausdruck usw. vgl. unten Abschnitt 4.

3. Mischformen auf dalischer Grundlage.

Wenn sogar ziemlich reine Cromagnonformen heute noch vorkommen und in gewissen Gautypen das dalische Element eine wichtige Rolle spielt, dann muß mit Sicherheit eine noch viel größere Anzahl dalischer Mischtypen in der Bevölkerung vermutet werden. Hier soll nur von solchen die Rede sein, bei denen die dalische Grundlage noch ziemlich

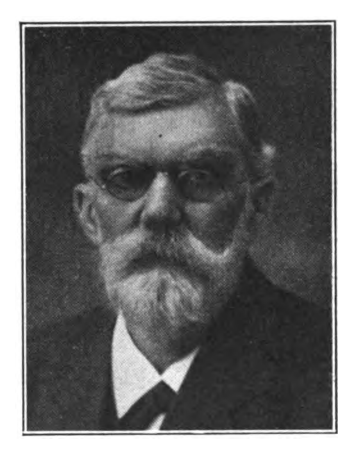


Abb. 85. Württemberg. Mischform. Dalische Grundlage. Originalaufn.

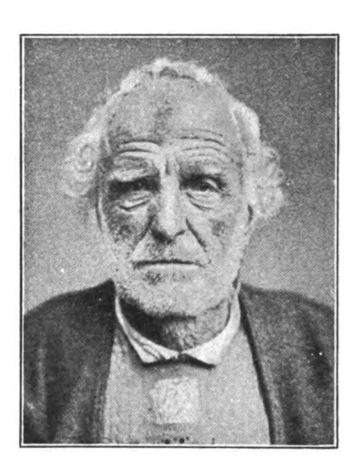


Abb. 86. Tirol. Wie Abb. 85. Aus Günther, Rassenkunde.

stark ist. So könnte man in Abb. 85 und 86 beinahe reine langgesichtige dalische Varianten annehmen. Aber namentlich bei Abb. 86 hindern Scheitelhöhe, Nase und Ausdruck daran.

Nicht wenige Mischtypen dalischen Gepräges sind bisher als „nordisch-ostische" Mischlinge aufgefaßt worden. Nachdem der dalische Typus herausgestellt ist, kann es nicht fehlen, daß er nun einmal störend, aber auch klärend in das Idyll der fünf Rassen hineingreift, das sich beim Publikum festgesetzt hat. Man glaubt da alles, was wirklich vorkommt, aus den „fünf Rassen" erklären zu müssen und zu können. Nun ist die Typologie der Kreuzungen, die praktisch in unsrer Mischbevölkerung so wichtig, aber auch so schwierig ist, auch mit der Aufklärung des dalischen Typus gewiß nicht im Besitz eines Zauberschlüssels für alles. Aber manche Rätsel dürften doch fortan leichter

lösbar werden. In Abb. 87/89 begegnet der Leser den beiden altmodischen Nationaltypen zweier großer germanischer Völker, in lebenden Vertretern gespendet von einem dritten, kleineren. Da der im Gegensatz zu seinem beweglicheren Kolonialvetter Uncle Sam (Abb. 88) so

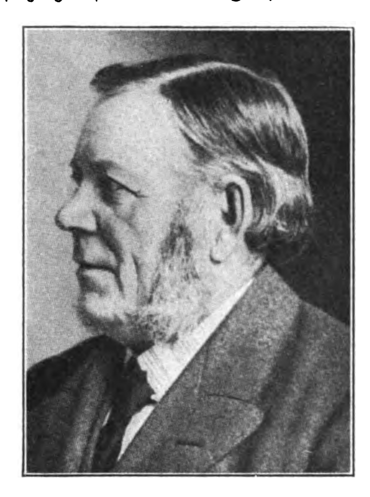


Abb. 87. Schweden. „John Bull".

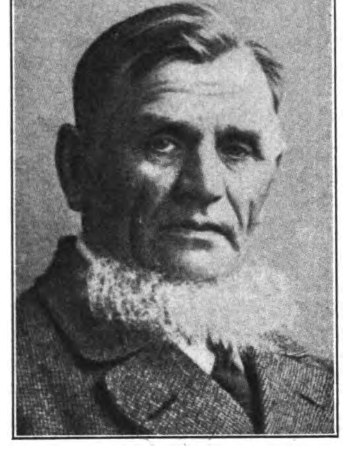


Abb. 88. Schweden. „Uncle Sam".

Aus Lundborg, Svenska Folktyper.



Abb. 89. Schweden. = Abb. 87.

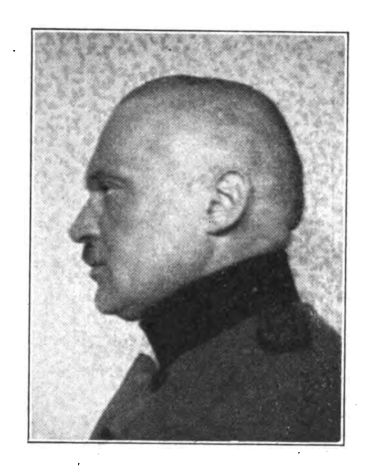


Abb. 90. Deutschland. Wie Abb. 85. „Römerkopf". York v. Wartenburg.

behäbige John Bull des vorsportlichen Zeitalters (Abb. 87, 89) ein Volk verkörperte, das wenig Ostisches enthielt, so nahm die humoristische Darstellung um so stärker Dalisches herein, das dann bei starkem Fett wieder Ostisches vortäuscht. Zur Entlastung der ostischen Rasse mögen der „Römer" in Abb. 90 und die beiden Sozialtypen in

Abb. 91—94 das ihre beitragen. Was „(nordisch-)ostisch" genannt wird, scheint manchmal nur Konstitutionstypus oder sitzende Lebensweise bei reichlicher Kost zu sein.

Auch wo andere kurzschädlige Rassenmerkmale fehlen, wird aus



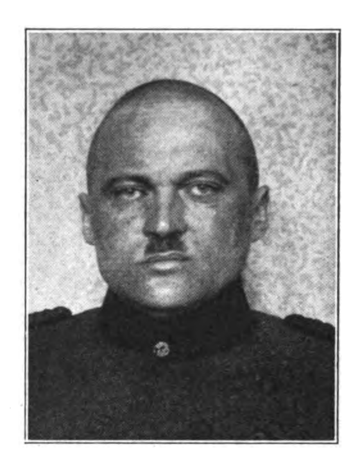
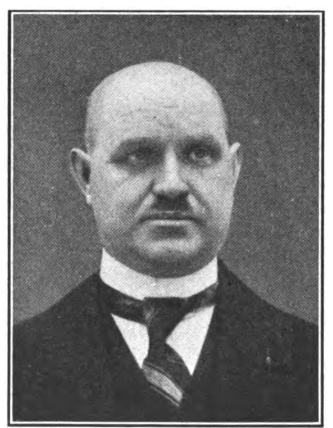
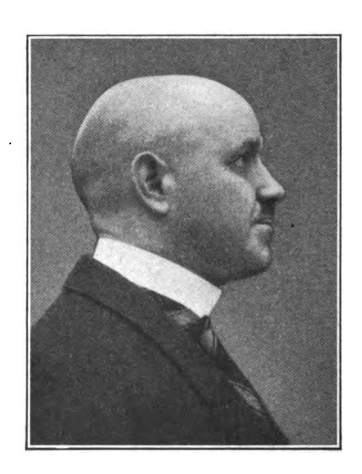


Abb. 91. Abb. 92.
Deutschland. Wie Abb. 85. Dalisch-eurasisch (-ostisch?)er Mischtypus.
(Höherer Forstbeamter.) Eigene Aufn.





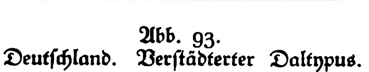


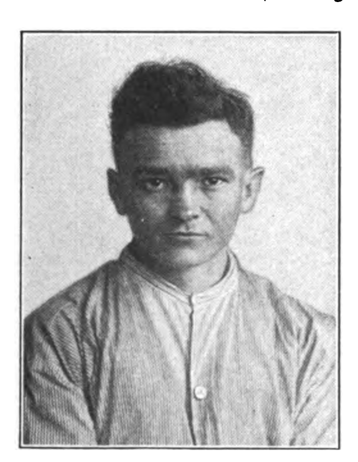
Abb. 93. Abb. 94.
Deutschland. Verstädterter Daltypus. (Kaufmännischer Direktor.) Eigene Aufn.

kurzer Nase und Fettansatz leicht auf ostische Rasse geschlossen. Aber die jungen Mädchen in Abb. 17 ff. sind trotz molliger Jugendform die Schwestern der knochigen dalischen Jünglinge innerhalb eines Gautypus, in welchem Kurzschädelrasse selten ist. Gewiß ist es auffällig,

daß ein Mädchen, das aus einer der langschädeligsten Bevölkerungen Schwedens als typisch ausgesucht und auf dem Titelblatt einer Zeitschrift als „Dalekarlierin“ abgebildet wurde, mit einem bekannten ostischen Typus (Abb. 95) im Gesichtsprofil so große Ähnlichkeit zeigt (Abb. 79). Aber der Gesamteindruck ist doch auch hierbei nichts weniger als ostisch.



Abb. 95. Badischer Schwarzwald. Ostisch.
Aufn. Eugen Fischer, Freiburg.



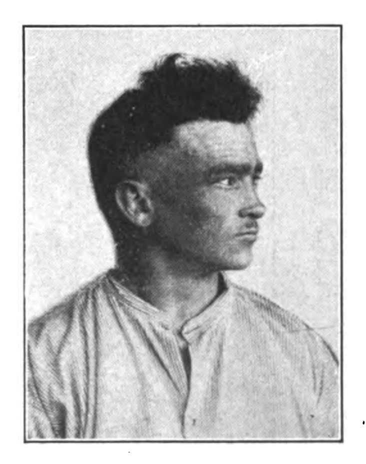


Abb. 96. Abb. 97.
Nordschleswig. Mischform auf dalischer Grundlage. Eigene Aufn.

Auch wo der Einfluß kurzschädliger Rassen unverkennbar scheint, wie etwa bei Abb. 96/97, wo der de- und wehmütige Gesichtsausdruck, die Nasenform und anderes auf ostbaltische Rasse deuten, erklärt vielfach doch erst der dalische Typus das Formsystem. Das Erscheinungsbild der ostbaltischen Rasse dürfte ja überhaupt das einer alten Misch-

rasse von noch wenig aufgeklärter Zusammensetzung sein; ich möchte annehmen, daß in dieser Mischrasse durchschnittlich fast ebensoviel Cro-

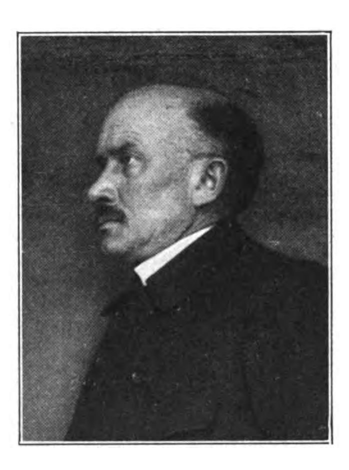


Abb. 98. Osthessen. Auf dalischem Grundstock. Taurischer[1]) Einschlag. Eigene Aufn.

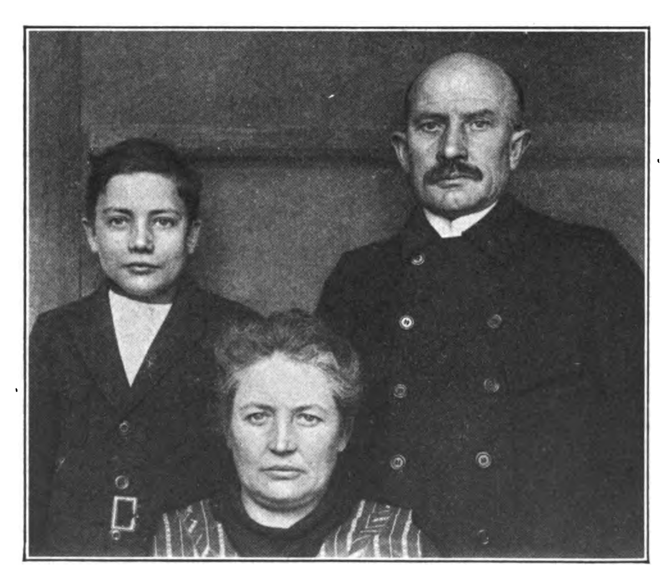
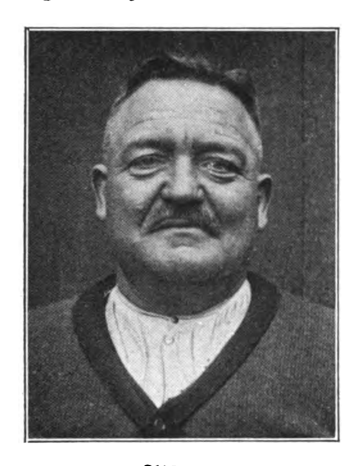


Abb. 99. Derselbe mit Familie. Eigene Aufn.

magnon steckt wie in der „nordischen"; z. B. der ostbaltische breite Unterkiefer mit ausgeprägtem Winkel weist vielleicht darauf hin, und vor

[1]) Über diese Bezeichnung vgl. unten S. 182.

allem die dalische Augengegend ist unter Ostbaltischen nicht selten. Dem kann an dieser Stelle nicht näher nachgegangen werden und ebensowenig den zu vermutenden dalischen Einschlägen im dinarischen und



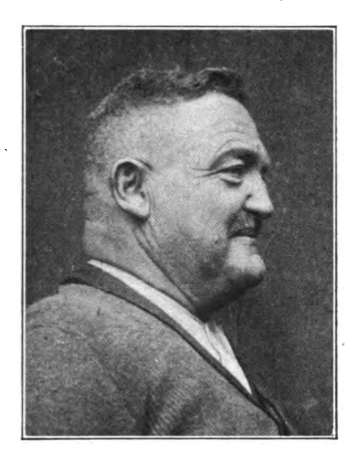


Abb. 100. Abb. 101.
Osthessen. Trotz dinarischem Hinterkopf dalisch: Niedrigkeit des Kopfes, Scheitel- und Stirnlinie, Kinn usw. Eigene Aufn.

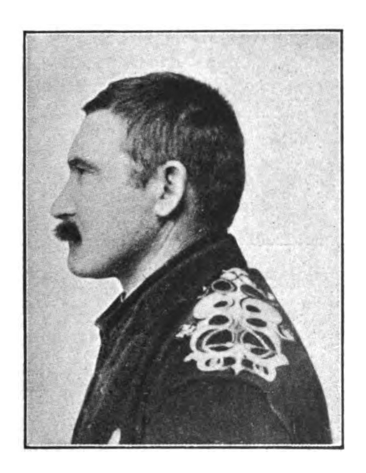




Abb. 102. Abb. 103.
Dalarne. Kopfindex 77,5 und doch „kein" Hinterhaupt. Aufn. Röse.

vorderasiatischen Rassengebiet (doch vgl. Abb. 223/224, 352/359). Nur einige Typen derart aus einem stark dalisch beeinflußten Gau seien hier zur Andeutung dieser Probleme abgebildet (Abb. 98/101).

Kurzschädligkeit eines Individuums macht selbstverständlich in sehr vielen Fällen einen Einschlag kurzschädliger Rasse wahrscheinlich; wo indes nur dieses Merkmal vorliegt, alle sonstigen Kennzeichen ostisch-

ostbaltischer oder dinarischer Rasse aber fehlen, da darf man doch wohl zur Vorsicht in der Diagnose raten, und vor allem dort, wo der dalische Grundzug ganz unverkennbar ist (Abb. 104), lassen sich auf einen hohen Längenbreitenindex des Kopfes allein kaum rassendiagnostische Schlüsse aufbauen[1]).



Abb. 104. Hindenburg als hoher Siebziger.

In vielen bedeutenden Köpfen des 19./20. Jahrhunderts ist die dalische Beimischung sichtbar. Hier sei nur eine kleine Bildnisgalerie unter diesem Gesichtspunkt geboten, die sich leicht hätte verlängern lassen.

Manche dieser Typen schlüpften in der Literatur bisher als reine Nordische durch, so Abb. 107[2]). Aber bei vielen anderen handelt es sich geradezu um einen Salon der vom nordischen Geschmack Zurückgewiesenen. Für unser kleines Pantheon großer Geister ist vielleicht die Beobachtung bezeichnend, daß in der Regel ein dalisches Gesicht mit

---

[1]) Vgl. oben S. 20 Anm. und die dort angeführten weiteren Stellen dieses Buches. Bei Hindenburg ist Beimischung kurzschädliger Rasse keineswegs auszuschließen, aber das Dalische überwiegt, auch in Bewegungen, Stimme, Sprechweise, Gesichtsausdruck und der seelischen Art.

[2]) Von Günther in der ersten Auflage noch als „nordisch-ostisch“ bezeichnet, später als „nordisch“.

einem eurasischen Gehirnschädel verbunden ist. Schopenhauer (Abb. 122) hat den Stilgegensatz seiner Gedankenkuppel zum Gesichtsteil wohl erkannt, ihn allerdings nicht rassisch, sondern metaphysisch gedeutet. Ein



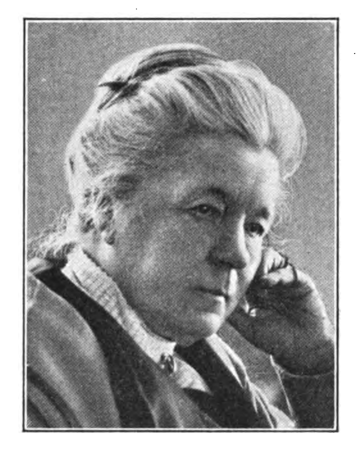


Abb. 105. Abb. 106.
Schweden. Selma Lagerlöf. Wie Abb. 85.

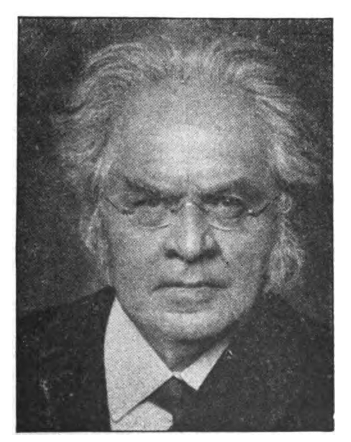


Abb. 107. Norwegen. Björnson. Wie Abb. 85.

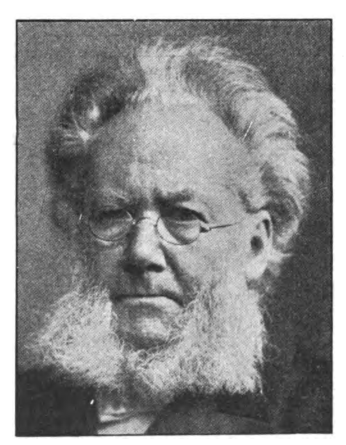


Abb. 108. Norwegen. Ibsen. Wie Abb. 85.

besonderes Mißverhältnis zwischen der Höhe des Gehirns- und der Niedrigkeit des Gesichtsschädels veranschaulicht Abb. 123, eine Persönlichkeit, die wenigstens nach der Aussage guter Bekannter einen mehr dalischen als ostischen Eindruck machte. Indes wird bei vielen der hier Dargestellten, namentlich von Abb. 117 ab, ein kurzschädliger Rasseneinschlag durchaus nicht mit Sicherheit auszuschließen, sondern zum Teil positiv anzunehmen sein.

Daß man unter den Bildnissen älterer Zeit so selten einleuchtende dalische Form findet, gehört offensichtlich nur in das große Kapitel der Vernachlässigung dieses Menschenschlages durch das europäische

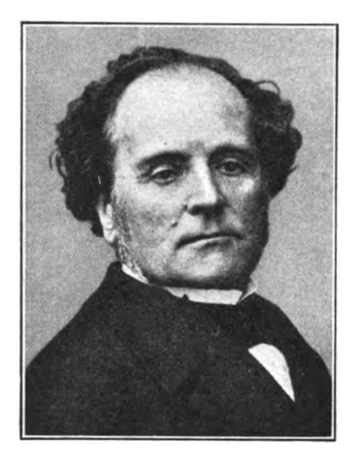


Abb. 109. Frankreich. Mignet. Wie Abb. 85.

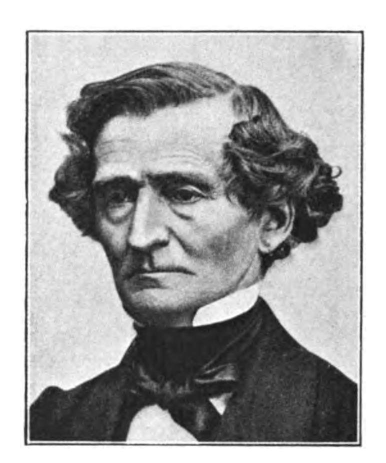


Abb. 110. Frankreich. Berlioz. Wie Abb. 85.

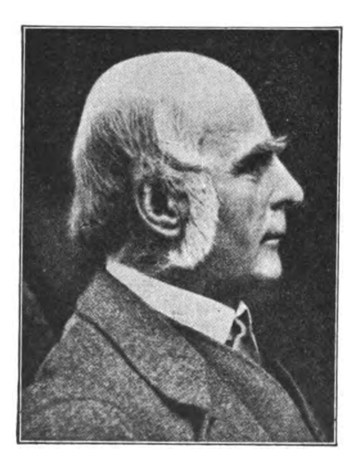


Abb. 111. England. Galton. Wie Abb. 85.

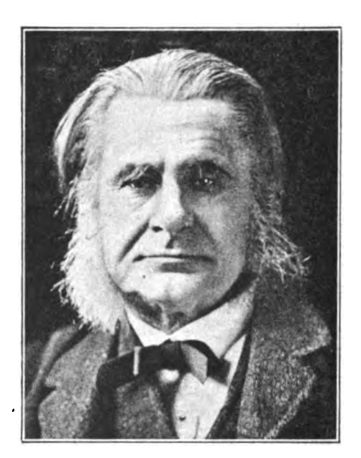


Abb. 112. England. Huxley. Wie Abb. 85.

Geschmacksurteil. So ziemlich alle Bildnishersteller der älteren Zeit standen unter dem Bann eines den dalischen Formen feindlichen Schönheitsideales. In geradezu ergötzlicher Weise kann man dies bei einem nach Ausweis aller seiner photographischen Bildnisse so charaktervoll dalischen Typus wie Adalbert Stifter beobachten (Abb. 127). Dieser im Skelett geradezu dem „Mann von Oberkassel“ (Abb. 135) ähnelnde

markige Kopf ist häufig gemalt worden. In den Jünglingsbildern holen die Maler noch den erwünschten eurasischen oder nordischen Menschen heraus; nachdem aber die erste Jugendblüte vorüber, wird der breiter

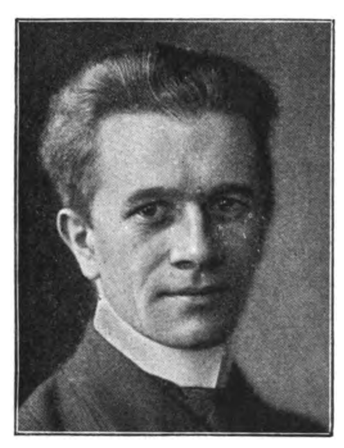


Abb. 113. Gorch Fock. Wie Abb. 85.

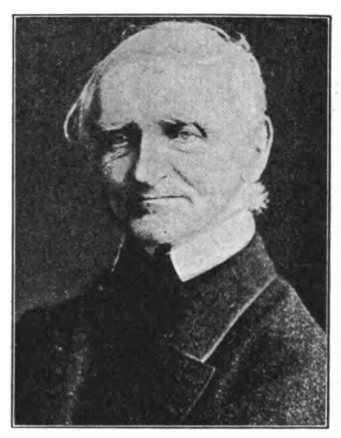


Abb. 114. König Johann von Sachsen. Wie Abb. 85.

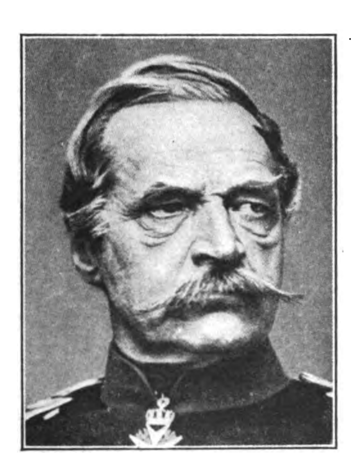


Abb. 115. Roon. Wie Abb. 85.

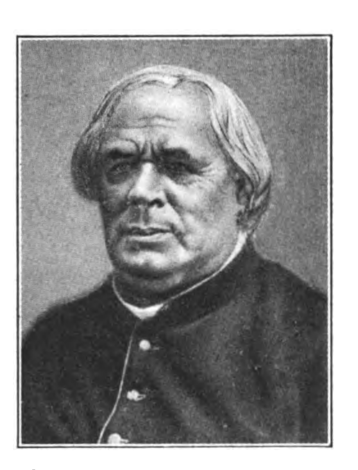


Abb. 116. Sebastian Kneipp. Wie Abb. 85.

Gewordene süßlich und verschwommen zum Spießbürger verostet (Abb. 126). Wo sind die majestätische Geschlossenheit, die erdverwurzelte Kraft hingekommen? Schon allein die Formen können sich doch in der zwischen dem Gemälde und der Photographie liegenden Zeit nicht so verändert haben; man vergleiche den Kopfumriß, die auf der Photographie so bedeutende und ausdrucksvolle Nase usw. Und Stifter,

der vielgemalte Malerfreund ließ es sich eben gefallen. Auch noch im Zeitalter der Photographie wird übrigens das Dalische wenn möglich wegretuschiert oder durch Stellung und Beleuchtung weggezaubert.

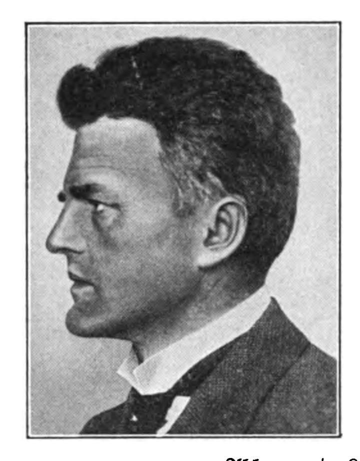
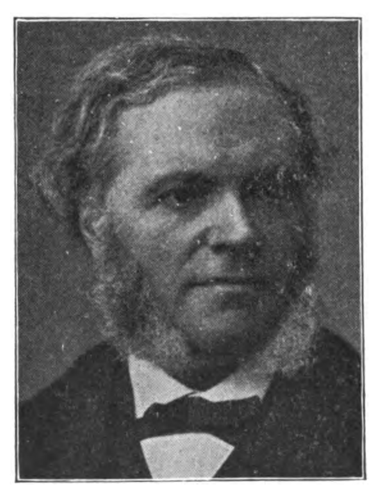




Abb. 117/118. Wilhelm v. Scholz.
Atlantic Photo. Deutsche Presse-Photo.



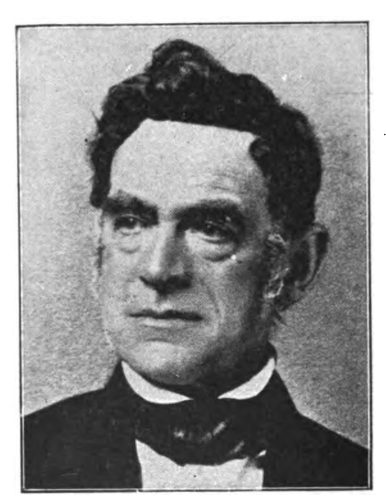


Abb. 119. Belgien. César Franck. Abb. 120. Ostpreußen. Heinrich Dorn.
Aus Kanth, Bilderatlas z. Musikgeschichte.

Was darf man da von den nichtmechanischen Bildnissen älterer Zeit erwarten! Quellenkritisch gesprochen: dalische Züge sind, wo sie sich finden, immer glaubhaft, eurasische mit Vorsicht aufzunehmen.

Sollte es sich bei fortschreitender Ergründung der Typologie unsrer Mischbevölkerungen rätlich erweisen, auch große zusammengehörige

Mischtypengruppen abzugrenzen, so würde sich vielleicht die hier behandelte als „subdalisch" bezeichnen lassen, d. h. Mischungen auf vor-

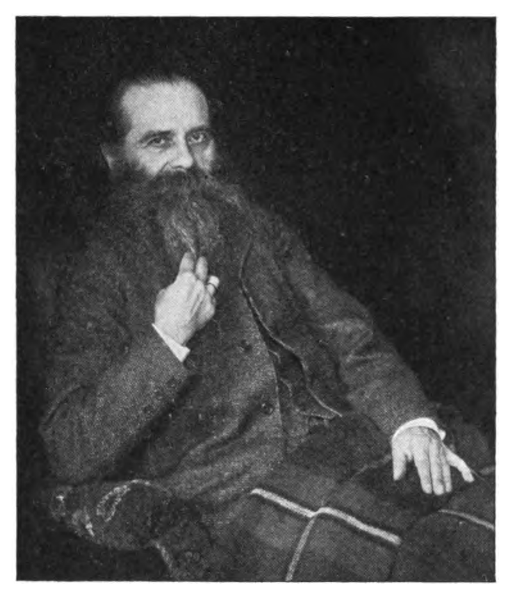


Abb. 121. E. v. Hartmann. Aufn. N. Perscheid.

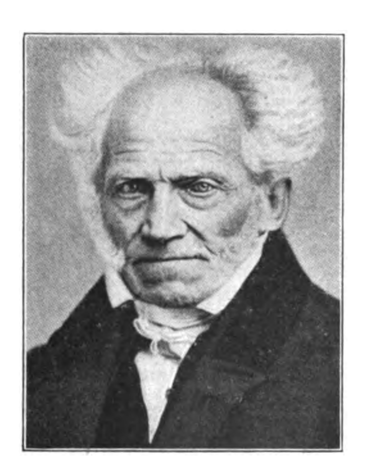


Abb. 122. Schopenhauer.

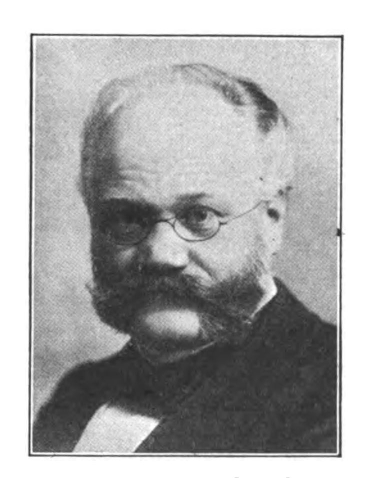


Abb. 123. Deutschbalte. L. v. Schröder.

wiegend dalischer Grundlage. Sie ist an Kopfzahl weit stärker als die dalische Gruppe, aber, um dies vorwegzunehmen, weniger zahlreich als die Gruppen auf vorwiegend eurasischer Grundlage.

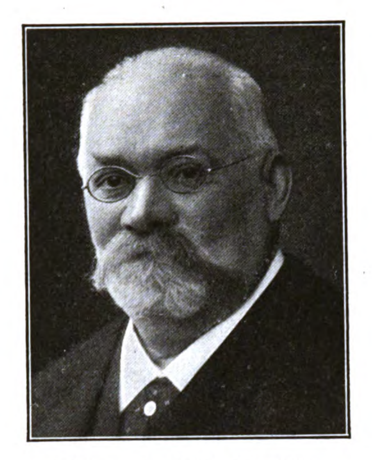


Abb. 124. Paul Deussen.

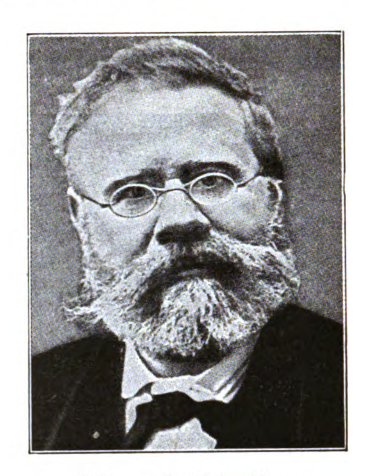


Abb. 125. Fritz Reuter.





Abb. 126 u. 127. Adalbert Stifter.
Gemälde. Rasse unbestimmbar. Photographie. Dalisch.

In großem Maßstab findet sich das subdalische Typengemenge in den verhältnismäßig besten Erhaltungsgebieten der Cromagnonrasse; es berührt sich hier mit dem später zu besprechenden „germanischen“ Typengemisch und geht mit fließenden Grenzen in dieses über.

4. Seelische Züge des dalischen Typus.

Nicht nur glaubt die Menschheit im allgemeinen seit jeher an einen Zusammenhang zwischen leiblichen und seelischen Eigenschaften, sondern auch die Wissenschaft ist davon mehr als jemals überzeugt, besonders seit die Physiologie in den Hormonen eine Art von bewirkendem Bindeglied zwischen Seele und Leib zu kennen glaubt. Indes verfügt die Wissenschaft über keine Methoden, um die wechselseitige Bedingtheit seelisch-leiblicher Rassenzüge genau und objektiv festzustellen. Alles, was

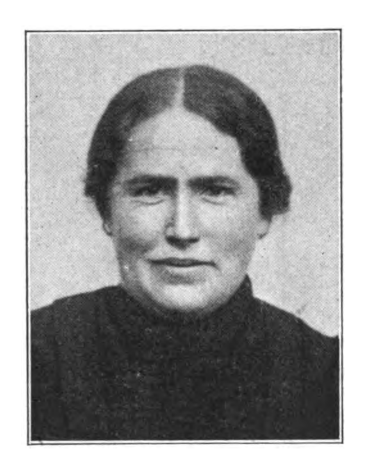


Abb. 128. Osthessen. = Abb. 53. Dalischer Ausdruck. Eig. Aufn.

hierüber bisher geäußert wurde, beruht auf Intuition. Infolgedessen hält sich die messende Anthropologie von der Seelenkunde meist fern, obschon man bei führenden Anthropologen auch auf Zustimmung zu manchen Behauptungen von Außenseitern, die kluge Beobachter sind, stoßen kann. Mit Zögern betritt der Historiker dieses Gebiet, dessen Anziehungskraft so groß ist wie seine Fehlerquellen. Nichts anderes als subjektive Eindrücke kann hier geboten werden. So möge denn der Leser selbst noch einmal die dalische Bilderreihe durchmustern, die allerdings sich nicht bewegen, sprechen und handeln kann, aber den Beschauer doch anblickt und damit schon einiges über den Typus verraten muß, wenn anders Blick und Ausdruck wirklich ein Spiegel der Seele sind.

Ist es nun Täuschung oder spricht aus den Gesichtern tatsächlich etwas Seelisches, das man etwa mit den Worten umschreiben möchte: Kraft,

Gemessenheit, Festigkeit, Würde, Geschlossenheit, Ernst? Das ruht in sich oder bewegt sich, ohne Zersplitterung, wuchtig auf greifbare Ziele [1]).

Die Haltung prägt ebenso wie das Gesicht nicht selten Ablehnung, ja Mißtrauen aus (Abb. 129). Ein Noli me tangere schwebt zwischen den Menschen dieser Art und allem Neuen und Fremden. Sperrig, ja eigensinnig mögen sie nicht selten erscheinen. Zu ihnen zählen nicht umsonst die niedersächsischen Eckköpfe, die hessischen Quadratschädel. Sie sind nicht expansiv, halten auf ihre Ruhe und ihre Rechte, achten aber auch die Rechte anderer. Tritt etwas Neues an ihn heran, so brummt der dalische Mensch leicht ein Nein; hat er sich aber überzeugen lassen und etwas versprochen, so hält er es auch. Wahrheitsliebe und Gutmütigkeit paart sich mit seiner Rechtlichkeit.



Abb. 129. Deutschböhmen. Dalischer Ausdruck. Aufn. Lenhardt, Mies.

Es ist bezeichnend, daß ein national und politisch so ganz anders eingestellter Mann, wie der tschechische Präsident Masaryk, im September 1925 dem deutschen Historiker Helmolt gegenüber den „großartig geraden Charakter seines deutschen Kollegen Hindenburg gerühmt hat" mit dem ausdrücklichen Bemerken: „Ihm gegenüber habe man das wohltuende Gefühl absoluter Zuverlässigkeit: worauf Hindenburg einmal seinen Eid abgelegt habe, das werde er unverbrüchlich halten." Dieses schöne Zeugnis über den höchstgestellten dalischen Menschen unsrer Zeit — aus dem Tschechenstaat, dessen „Gründung (wie Helmolt bemerkt) ohne Zuhilfenahme machiavellistischer (also ganz undalischer) Methoden unmöglich war" — darf vielleicht als unbewußte Bestätigung dafür gebucht werden, daß Paudler nicht so ganz unrecht hat, wenn er die „germanische Treue" in besondere Beziehung zum dalischen Einschlag setzt. So hat denn auch von den „so deutsch" wirkenden Guanchen schon Bory de St. Vincent [2]) bemerkt, sie seien Sklaven ihres gegebenen Wortes; und gewiß kein Widerspruch damit ist es, wenn er Vaterlandsliebe ihre vornehmste Tugend nennt. Von den z. T. blonden und

---

[1]) Außer den allermeisten Bildern der vorigen Abschnitte kämen hier noch in Betracht etwa Abb. 246/247, 346, 353. Nachdem der Leser auch den eurasischen Typus kennen gelernt hat, möge er die Mischtypen daraufhin prüfen, ob nicht das Mehr oder Weniger an Dalischem sich im Ausdruck ebenso ankündigt wie in der Körperform. Auch ist als weiteres Gegenbeispiel der ostisch-ostbaltische Ausdruck zu vergleichen.

[2]) Essais sur les Isles Fortunées (1803), 70.

blauäugigen Rifkabylen aber, einem Menschenschlag, der nach Artbauer „dem an der deutschen Wasserkante eher gleicht als den bräunlichen, geschmeidigen Berbervölkern jenseits des Atlas", rühmt derselbe Verfasser „ihren alles überragenden Freiheitsdrang", den sie gegen Araber wie gegen Spanier und Franzosen bewährt haben, sicheres Auftreten, Unerschrockenheit und Energie im Handeln [1]).

Mit Kindern sind die Dalen nicht heftig zufahrend, wie sie überhaupt das Gleichgewicht selten verlieren.

Der Dale versteckt sein Inneres, aber sein Blick ruht bedächtig, freundlich und ohne Neugier auf dem Unterredner. Eine ruhige Wärme



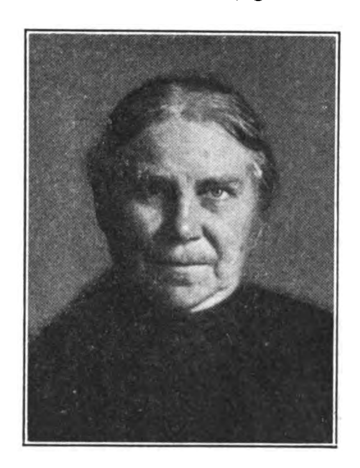


Abb. 130. Osthessen. Abb. 131 = Abb. 29.
Dalischer Ausdruck. Originalaufnahmen.

des Gemüts geht von der dalischen Frau aus, und wer einmal das Vertrauen dieser Leute erworben hat, ist gut aufgehoben, wie auch der Reisende von dalischen Wirten bezeugen kann.

„Ich mag ihn wohl,
Den guten trotz'gen Blick, den prallen Gang.
Die Schale kann nur bitter sein; der Kern
Ist's sicher nicht."

Da ich den Umgang mit dalischen Typen zuerst in besonders abgelegenen Erhaltungsgebieten genoß, wo eben ein dalisch gefärbter Gautypus sich erhalten hat, so machte ich mir selbst den Einwand, daß das, was ich als dalische Eigenschaften empfand, einfach gesteigerte bäuerliche Eigenschaften seien. Indes zwei Umstände schwächen die Bedeutung dieses Einwandes. Einmal scheint die subdalische Gruppe den Eindruck der dalischen zu bestätigen, und wenn mit dem Dalischen auch als Mischungsbestandteil vielleicht ein Stück bäuerlicher Erbeigenschaften verknüpft erscheinen könnte, so ist es wohl kein Zufall, daß dem dalischen Element ein bäuerlicher Grundzug anhaftet; strebt doch das dalische

[1]) O. Artbauer, Kreuz und quer durch Marokko (1911), 87 ff.

Wesen augenscheinlich weniger in die Fremde und in die Oberschicht, als andere und haftet zäher am Boden. Ferner aber, und das war für meinen Eindruck entscheidend, steht das dalische Element auch in den hinterwäldlerischen Dörfern noch in einem fühlbaren Gegensatz zu anderen, weniger schwerfälligen Typen. Als ich im Dorf mit der Kamera „auf Kopfjagd“ war, habe ich mir durch manchen photographischen Mißerfolg wenigstens rassenpsychologische Belehrung erkauft. Ich lernte das Sprichwort „Mein Haus ist meine Burg“ fast als ein dalisches begreifen. Ein hessischer Dorflehrer sagte mir eine Abfuhr voraus mit den Worten: „Ihr bester Typus wohnt gleich nebenan, aber obwohl wir gute Nachbarn sind, hat der Klotz in zwanzig Jahren noch kaum



Abb. 132. Thüringen.



Abb. 133. Hannover.

Dalischer Ausdruck (körperlich nur teilweise dalisch). Originalaufn.

mehr als zwanzig Worte an mich gewandt.“ Ein alter Bauer ließ den Lehrer und mich ruhig in seiner Stube sitzen, ohne ein böses Wort, aber auch ohne ein gutes, und zog sich in den Stall zurück, solange bis wir die Stube freiwillig geräumt hatten. Dieser sanfte, aber unerschütterliche, geduldige Widerstand ist mir bei eurasischen Typen kaum begegnet, dort gab ein Wort das andere.

Dalische Knechte eignen sich nach der Aussage von Lehrern gut zum Ochsenlehren: dazu gehört Kraft, Geduld, gutmütige Gewaltsamkeit, Zuverlässigkeit und Sorgfalt. Zur Industriearbeit, die flinke Bewegungen verlangt, eignet sich dieser Typus wohl weniger. Daß er unter Fischern der Ost- und Nordsee in den verschiedensten Ländern verhältnismäßig so häufig ist, erklärt sich vielleicht mit Berufseignung, aber auch mit dem Festhalten an diesem Beruf, der der älteste aller in Europa betriebenen, zugleich einer der schwersten und oft undankbar ist, der wenige anzieht, die ihn nicht vom Vater auf den Sohn geerbt haben[1]).

[1]) Auch die verhältnismäßig geringe Anzahl von Wechselheiraten zwischen Bauern- und Fischerdörfern ist hierbei zu berücksichtigen.

Es ist auch möglich, daß der dalische Typus mehr als andere die gewohnheitsmäßige Beziehung zu seinem Werk schätzt und weniger auf Konjunkturvorteile aus ist, die sich anderswo bieten könnten. Jedenfalls behauptet er sich auf engem Raum, ohne zu klagen, und der Aufstieg, auch der der Kinder, wird mit Maß betrieben.

Von dalischen Schulkindern haben mir Lehrer berichtet: sie drucksen, fragen nie, scheinen vor allem zu denken „wenn ich nur nicht drankomme". Dabei sind sie aber ehrliebend. Auch die Erwachsenen fühlen sich leicht zurückgesetzt und nehmen das Leben nicht von der leichten Seite. Sie wurzeln zwar in sich selbst und gehören nicht zu denen, die das Bedürfnis haben, sich andern überlegen zu wissen. Darum möchten sie vielleicht um so mehr die Achtung Anderer, Gewandterer

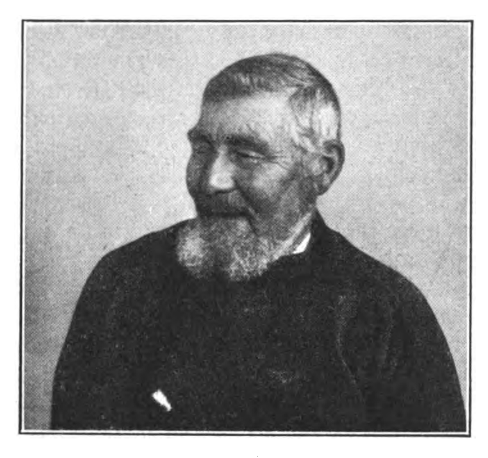


Abb. 134. Nordschleswig = Abb. 64. Dalischer Ausdruck. Eigene Aufn.

fühlen. Ich weiß nicht, ob es dalisch oder doch wohl einfach fischerdörflich ist: jedenfalls hat mir der (bei den Fischern sehr beliebte) Pfarrer erzählt, daß er sich bei seinem Erscheinen im Filialdorf zuweilen genötigt sieht, die Halbwüchsigen zuerst zu grüßen, die auf der Dorfstraße unter sich philosophieren: „I bün de Meinung, wenn de Prester oppe (nach) M. kump, dat h e m i to gröten het."[1])

Im Umgang mit dalischen Männern aus dem Volk hatte ich manchmal den Eindruck einer bärenhaften Mischung von wohlwollender Rauheit und trockner Schelmerei.

Der dalische Typus gibt gute Vorsitzende und Ordnungsbeamte, Vertrauensmänner, Schutzleute, Pförtner. Er eignet sich zum Richter, weniger zum Rechtsanwalt, man kann ihn sich besser als manchen andern

[1]) J. Tillenius, der den gleichen Zug bei Ostischen, wie er meint (im Gegensatz zu nordischer Landbevölkerung), beobachtet hat, will ihn (Rassenseele und Christentum 1926, S. 16) durch Schüchternheit infolge langer gesellschaftlicher Zurücksetzung erklären.

Typus in der Rolle des ewigen treuen Dieners vorstellen, aber kaum als Geschäftsreisenden und späteren Konkurrenten.

Geht man in höhere Regionen, so erinnert man sich der bis zuletzt unverbrauchten „Hindenburgnerven", an denen auf dem Rückzug im Krieg auch Männer von rascherer Initiative und komplizierterem Denken sich festhielten. Bei dem dalischen Einschlag im Wesen bedeutender Männer, die ja fast sämtlich Mischtypen sind, fragt es sich, wieweit auf ihn die Kräfte des Willens, der Ruhe, der Einfachheit vornehmlich zurückgehen könnten. Bei dem dalischen Einschlag in Luther, Bismarck [1]) und anderen Niedersachsen mag man an ihren Trotz, ihre Freiheitsliebe, ihre Kraft denken, während Streitbarkeit, Führereigenschaften und Phantasie vielleicht mehr auf andere Erbreihen hinweisen.

Als Mischungsbestandteil dürfte das dalische Wesen einem Charakter mehr Beharrlichkeit verleihen als Initiative, mehr Verteidigungskraft als Angriffslust, der Typus ist mehr standfest als beweglich, mehr gediegen als vielseitig, mehr nüchtern als kühn, mehr sachlich als formgewandt, mehr behagenliebend als heftig begehrend, mehr freiheitsliebend als herrschsüchtig, mehr gewichtig als schöpferisch, mehr verläßlich als liebenswürdig, ... und beiderlei Eigenschaften haben ihr Gutes.

Vielleicht erklären sich manche Widersprüche im Seelenbild der „nordischen" Rasse, wie es gewöhnlich gezeichnet wird, durch die Mischung gegensätzlicher Elemente, ebenso wie der Reichtum an Spannungen innerhalb mancher Individuen darauf zurückgehen könnte. Der hochfliegende, kalte Herrenmensch und der kernfeste, ehrliche Verwalter sind ja beide „nordisch", der rasche Eroberer wie der unbeholfene Grübler.

Je mehr man ins Individuelle geht, desto unsicherer wird natürlich alles. Die Individualpsychologie behält immer recht gegenüber der Rassenpsychologie. Mit dieser erheblichen Einschränkung mögen die vorstehenden Bemerkungen hingenommen werden, an denen unvermeidlich allzuviel Subjektives hängt.[2])

---

[1]) Zu Bismarck vgl. unten S. 125 ff.

[2]) Die künstlerische Befähigung der dalischen Rasse ist — worauf ja auch die eiszeitliche Höhlenkunst schon deuten könnte — vermutlich nicht gering. Besonders weist mich Paudler auf die musikalische Begabung hin, für welche er überzeugende Beweise gefunden hat. Jedoch gilt dies weniger für die reine dalische Rasse als für Mischtypen mit dalischem Einschlag, wobei dieser vielleicht mehr für die Charakter- als die Phantasieseite des Talents aufkommt.

5. Dalischer Typus und Cromagnonrasse.

Einen Typus aufstellen, d. h. aus einer Bevölkerung Individuen mit ähnlichen Merkmalen heraussuchen, kann je nachdem sehr viel oder fast nichts bedeuten. Bezüglich des dalischen Typus liegen Messungen und statistische Erhebungen noch nicht vor; damit ist uns die Möglichkeit, seine wissenschaftliche Geltung abschließend zu bestimmen, noch versagt. Wenn ihm trotzdem m. E. beim derzeitigen Stand der Rassenforschung eine beträchtliche Bedeutung zukommt, so deshalb, weil in dieser überhaupt noch vieles hypothetisch ist und gegen die bisherige Nichtberücksichtigung des Typus folgende Bedenken vorgebracht werden können.

1. Vereinzelte niedriggesichtige, langschädlige Individuen mit niedrigen Augenhöhlen, eckigem und breitem Unterkiefer u. dgl. Merkmalen können möglicherweise auch aus Rassen von anderem Normaltypus durch Erbänderung hervorgehen. Aber schon heute steht fest, daß der dalische Typus im Gesamtgebiet der „nordischen Rasse" in ganz ungleichmäßiger Streuung sich findet. Die bisher festgestellten Gebiete seines verhältnismäßig dichteren Vorkommens sind geographisch-geschichtlich-volkskundlich zum Teil als Rückzugs(Relikt)gebiete charakterisiert. Im Sinn von E. v. Eickstedts „Gautypus" hat sich eine bestimmt dosierte Rassenmischung in bestimmten Gebieten herausgebildet. Gerade wenn es sich hierbei mit um die alte Cromagnonrasse in vergleichsweise günstiger Erhaltung handeln würde, müßte bei der außerordentlich alten und starken Diffusion, die man bei dieser Rasse innerhalb des europäischen Bevölkerungsbreies voraussetzen muß, nur erwartet werden, daß auch die besten Erhaltungsgebiete die Rasse schon stark zerkreuzt, bloß verhältnismäßig etwas dichter gestreut aufweisen als andere. Aber auch wenn man den Daltypus für sich allein, zunächst ohne Seitenblick auf Cromagnon betrachtet, so spricht für eine alte rassische Selbständigkeit die Schwierigkeit (wenn schon vielleicht nicht völlige Unmöglichkeit, so doch große Unwahrscheinlichkeit) einer Ableitung seiner Merkmale aus den „fünf" Rassen, und die bessere Erhaltung des Typus gerade in Landstrichen, die seit langem mehr Menschenabfluß als Zuwanderung hatten. Es erscheint weniger gezwungen, im Daltypus einen eigenen rassischen Brennpunkt zu sehen, als wenn man ihn auflösen und bei einer oder mehreren der „fünf" Rassen unterbringen wollte.[1])

[1]) Selbst Lundborg-Linders, The racial characters of the swedish nation (1926), 147 ff., die unter dem frischen Eindruck von Hootons reichlich phantastischer Ableitung des Cromagnontypus aus einer Chancelade-Grenelle-Kreuzung die Cromagnonform gern als Kreuzung von Ostbaltisch mit ihrem „Nordisch" auflösen möchten,

2. Mit diesen vom Daltypus aufgenötigten Erwägungen begegnen sich nun solche, die von der Cromagnonrasse ausgehen. Die heutige Anthropologie ist freilich noch weit entfernt davon, dem Historiker eine einheitliche Auffassung von Wesen und Schicksal dieser Rasse in die Hand zu legen. Von mancher Seite wird die Bemühung, lebendes Cromagnon zu finden, geradezu als bloße Mode bezeichnet. Wenige freilich werden so weit gehen wie E. A. Hooton, der in der Cromagnonrasse nichts weiter sehen will als ein durch Luxuration zu seinen Sondermerkmalen gelangtes Kreuzungsergebnis zwischen lang- und kurzschädligen Europäiden.[1]) Man wird vielmehr, mindestens für die späte Eiszeit, eine wohlcharakterisierte Rasse annehmen müssen, die gleich durch den namengebenden Fund, den „Alten von Cromagnon" (Abb. 137/139) ausgesprochen, wahrscheinlich sogar in extremer Form verkörpert und durch zahlreiche spätere Funde sichergestellt ist.

Noch in der Eiszeit selbst ist die Cromagnonbevölkerung durch Rassenmischung offensichtlich zum Teil aufgekreuzt worden. Aus der Unsicherheit darüber, was in den Formspielraum des echten Cromagnon falle und was darüber hinausliegend schon als Kreuzungsergebnis zu bewerten sei, erklärt sich ein großer Teil der Meinungsverschiedenheiten in der vorgeschichtlichen Anthropologie. Nehmen wir als Beispiel das Oberkasseler Paar (Abb. 135/136). Szombathy hat es früher einmal geradezu als „die besten bisher bekannten Vertreter der Cromagnonrasse" bezeichnet[2]) und Hauschild hat (1923) die Zugehörigkeit wenigstens des weiblichen Oberkasselers zu dieser Rasse für

geben zu: „Nicht so selten stößt man in Schweden auf Cromagnontypen." Weiterhin behaupten sie, diese Typen schienen am häufigsten dort zu sein, wo viel ostbaltische Einschläge seien. Aber dieser Eindruck konnte von den skandinavischen Forschern nur deshalb gewonnen werden, weil sie nicht bemerkten, ein wie großer in Wirklichkeit unnordischer Bestandteil in ihrer „nordischen" Rasse selbst drinsteckt. So ist denn auch der eine von den drei „Cromagnoidtypen", die Lundborg-Linders ausdrücklich als solche abbilden (Tafel 33), ein nordisch-dalischer Mischling, der unter unsere „germanische" Gruppe fällt. Lundborg selbst aber hat in seinen Svenska Folktyper noch erheblich stärker cromagnonhaltige „Nordische" gerade auch aus Dalarne abgebildet, wovon eine kleine Auswahl in diesem Buch an den verschiedenen passenden Stellen wiedergegeben werden durfte. Was nun die beiden andern von Lundborg-Linders auf Tafel 34 abgebildeten „Cromagnoiden" betrifft, so kann das junge Mädchen als ostbaltisch-nordisch mit fraglichem Cromagnongehalt bezeichnet werden, während die Frau ostbaltisch-dalisch-nordisch ist. Die bei Lundborg-Linders 150 gegebenen Tabellen beruhen auf einer zu engen Merkmalbeobachtung, um das Vorkommen der dalischen Rasse in Dalarne und Västmansland wirklich zu umschreiben; immerhin bestätigen sie schon, daß 15% helle niedriggesichtige Langschädel dort in der Bevölkerung stecken, von denen über ein Viertel extrem langschädlig-niedergesichtig ist. Gustaf Retzius hat in seiner Monographie (in „Öfre Dalarna förr och nu") wohl nicht ohne Grund so zahlreiche dalische Ganz- und Mischtypen abgebildet. Wenn Lundborg-Linders zur Anerkennung einer Cromagnonrasse den Beweis einer Vererbung der Merkmale verlangen, so dürfte die gautypische Verbreitung der Merkmale z. B. in Osthessen, wo ich sie in mehreren Generationen sah, diesen Beweis für den dalischen Typus ebenso erbringen, wie er für irgendeine der anderen bekannten Rassen zu erbringen ist.

[1]) Im Verfolg seines Bestrebens, das Nichtvorhandensein von Cromagnon auf den Kanarischen Inseln zu erweisen, in The ancient inhabitants of the Canary Islands, Cambridge Mass. (1925).

[2]) Mitt. Anthr. Ges. Wien 50, Sitz.-Ber. 65.

zweifellos und auch „alle Eigenschaften des männlichen für nur etwas übertriebene Cromagnonmerkmale" erklärt. Demgegenüber stellt Saller den weiblichen Oberkasseler zur „Brünnrasse", in nächste Berührung zu Combe Capelle, und den männlichen hält er für eine Cromagnon nahestehende Sonderbildung.

Ich führe noch die Ansicht an, die Herr Kollege Stadtmüller in Göttingen mir am 25. Februar 1926 unter eingehender Begründung schrieb: „Die beiden Oberkasseler Schädel sind zweifellos Ausdruck vielfacher Kreuzungen innerhalb des Diluviums", und derselben Auffassung neigt auch Szombathy in seiner neuesten Untersuchung zu.[1])





Abb. 135. Mann von Oberkassel. Abb. 136. Frau von Oberkassel.
Späteiszeit. Mischrasse mit Cromagnongehalt. Nach Bonnet.

Es mag zum Teil nur ein anderer Ausdruck für die Undeutlichkeit unseres Wissens sein, wenn die Forscher immer wieder die „offenbar recht große Variationsbreite der Cromagnonrasse" betonen.[2]) Schon oben (S. 22) erlaubte ich mir, von dieser Variationsbreite Gebrauch zu machen, indem ich z. B. die Möglichkeit einer schmalgesichtigen Variante des Daltypus zur Erörterung stellte und auch bezüglich der Brauenwülste Spielraum ließ, selbstverständlich ohne mir in derartigen Fragen ein abschließendes Urteil anzumaßen. Trotz dieser Unsicherheiten besteht nun glücklicherweise in wesentlichen Punkten Übereinstimmung bei allen Forschern, und so darf die neueste Charakteristik

[1]) Mitt. Anthr. Ges. Wien 56 S. 209 (Die Menschenrassen im oberen Paläolithikum, insbesondere die Brüx-Rasse).

[2]) So z. B. Saller, Die Cromagnonrasse und ihre Stellung zu andern jungpaläolithischen Langschädelrassen. Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre 39 (1925), ebenda Hinweis auf weitere Abhandlungen Sallers. Vgl. auch etwa noch M. Boule, Les hommes fossiles, 2. Aufl. (1923), 292, L'Anthropologie 33, 630. Allgemein sagt R. Martin: „Die menschlichen Rassen sind nicht Begriffe mit engumschriebenen Merkmalkomplexen. Wir wissen nichts über die ursprünglichen Variationsweiten der Merkmalkomplexe der einzelnen Rassen."

der Cromagnonrasse durch Szombathy[1]) wohl als allgemein anerkannt hier angeführt werden: „Der Cromagnontypus ist bekanntlich charakterisiert durch den geräumigen, langen Hirnschädel mit schön

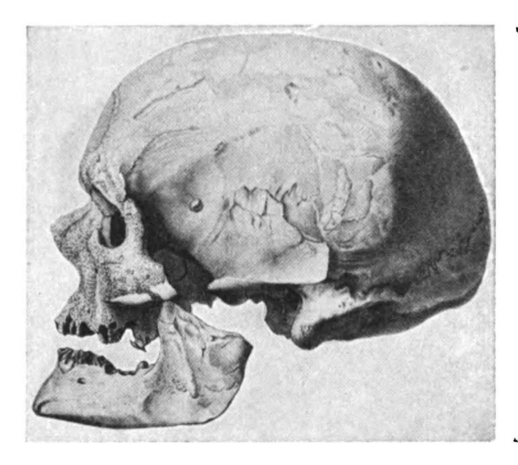




Abb. 137. (Nicht in Ohraugenebene.) Abb. 138.



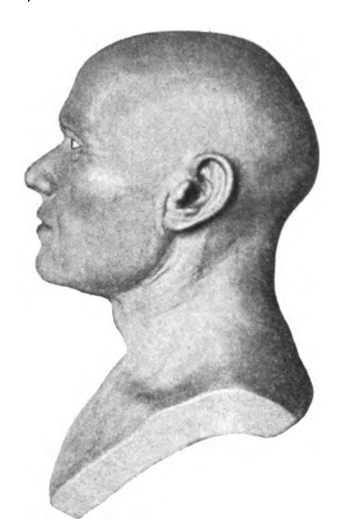
Abb. 139. Der „Alte von Cromagnon". Späteiszeit. Nach Boule.

aufsteigender Stirn, gut entwickelten Brauenbögen, großer Jochbreite, niedrigem und breitem Gesicht mit niederen und breiten Augenhöhlenöffnungen, geringer (vornehmlich alveolarer) Vorschnäuzigkeit, gut ent-

[1]) In „Die Eiszeit" 2, 78 (1925), Die diluvialen Menschenreste aus der Fürst Johanns-Höhle bei Lautsch in Mähren.

wickeltem Kinn und breiten Unterkieferästen. Dazu eine sehr ansehnliche Körperhöhe."[1])

Der namengebende Fund (Abb. 137/139) ist von einem amerikanischen Forscher in die lebende Form ergänzt worden. Es ist nicht ohne Wert, an dieser Wiederherstellung (Abb. 140/141) die Ähnlichkeit mit unsern dalischen Typen nachzuprüfen, zumal dem Wiederhersteller die Paudlerschen Forschungen noch unbekannt waren, wie sich deutlich an den zu groß geöffneten Lidspalten und den zu vollen Lippen zeigt, die nach dem eurasischen Normalbild geraten sind; auch die Nasenspitze



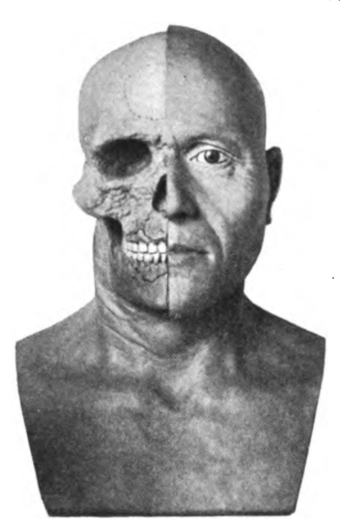


Abb. 140. Abb. 141.
Der „Alte von Cromagnon". Ergänzt von Mac Gregor.

ist für ein Rassenbildnis nun zu hoch, die Nasenlöcher zu sichtbar. Trotzdem ist, wie zu erwarten, die Ähnlichkeit mit dem Daltypus groß.

Das nacheiszeitliche Fortleben dieser Rasse ist schon seit Hamy (1873) von nicht wenigen Forschern behauptet worden, wie sie Paudler in seinen „Cromagnon-Studien" (Anthropos 12/13, 1917/18) übersichtlich zusammengestellt hat. Von der jüngeren Steinzeit sagt neuestens auch Scheidt in seinem Buch über die „Rassen der jüngeren Steinzeit" anläßlich des Riesen aus der Kindergrotte von Mentone: „Der Ansicht, daß die Cromagnonrasse einen wesentlichen Anteil an den Mediterraniern der jüngeren Steinzeit habe, dürfte sich kaum eine nennenswerte Schwierigkeit entgegenstellen."

[1]) Ähnlich neuestens M. Boule in L'Anthropologie 33, 629; er betont noch die Rechteckigkeit der Augenhöhlen und teilt die neuen Aurignaciengrabfunde von Solutré der Cromagnonrasse zu, obwohl sie an der Grenze der Kurzschädligkeit stehen (mittlerer Index über 79). Ähnlich auch Hauschild, Zur Anthropologie der Cromagnonrasse, Zeitschr. für Ethnologie 55 (1923), 54 ff., der noch hinzufügt: „Modellierung ungeheuer kräftig, tief eingezogene Nasenwurzel."



Abb. 142. Westergötland. Ganggrab von Knaggegården, Retzius Nr. 12. Spätere Jungsteinzeit. Wesentlich Cromagnon.



Abb. 143. Skåne. Ganggrab v. Fjelkinge, Retzius Nr. 33. Spätere Jungsteinzeit. Starker Cromagnongehalt.

Wie immer sich nun hierin die Anthropologen entscheiden mögen, jedenfalls hat die Zerkreuzung der Cromagnonrasse in der jüngeren Steinzeit erhebliche Fortschritte gemacht. Die schwedischen Megalith=

schädel z. B. „lassen Cromagnon-Gesichtsmerkmale zwar noch deutlich, aber nicht mehr in der Ausprägung wie die eigentlichen Cromagnonvertreter erkennen.“[1])

So kann man unter diesen Schweden der späteren Jungsteinzeit zwar noch vereinzelt so gut wie reine Cromagnonansichten finden (Abb. 142), aber in nicht wenigen Fällen widerspricht etwa die Scheitelaufsicht der Vorderansicht oder diese dem Gesichtsprofil. Bei Abb. 143 z. B. ist wohl, wie Scheidt sagt, der „Eindruck ein ganz anderer“,[2]) denn bei ziemlich kurzem Schädel wirkt das Gesicht auch im Profil

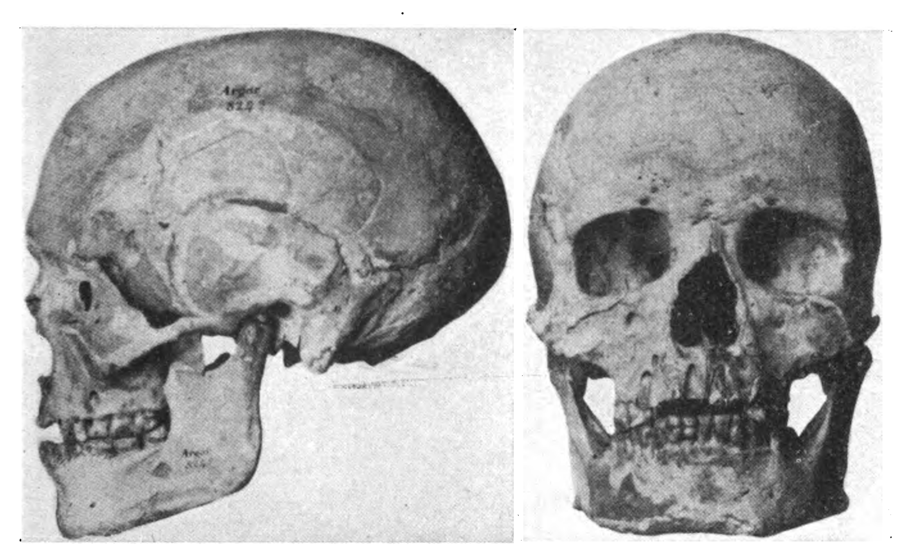


Abb. 144. Abb. 145.
El Argar Nr. 824 a. Bronzezeit. Wesentlich Cromagnon. Nach Siret.

ganz undalisch; indes die von uns wiedergegebene Vorderansicht dieses Mordskerls, der vermutlich im Leben höchst „germanisch“ aussah, erinnert trotzdem etwas an den Alten von Cromagnon (Abb. 138). Alles in allem dürfen wir diese schwedische Megalithbevölkerung, deren geschichtliche Stellung uns noch (S. 169 ff.) beschäftigen wird, als Rassengemenge auf Cromagnongrundlage bezeichnen. Die Merkmale der beteiligten Rassen treten in unendlich verschiedenartigen Zusammenfügungen uns entgegen[3]). Aber wie in Schweden dabei massenhaft Cromagnonblut beteiligt ist, so auch an anderen Stellen Europas, und ganz fehlt es nur selten, wie schon Lapouge erkannt hat, der (L'Aryen

[1]) W. Scheidt, in Anthr. Anzeiger I (1924), 33 f.
[2]) Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924, 10.
[3]) Es verdient bemerkt zu werden, daß die klassische Keilform der Cromagnonaufsicht schon von Schliz als typisch für die „nordische“ Megalithbevölkerung bezeichnet worden ist. Vgl. auch Paudler 57 f.

181) erklärte, in der jüngeren Steinzeit finde man Cromagnonblut „in beinahe ganz Europa".

In der Bronzezeit wird die Folge der Funde im Norden durch Feuerbestattung unterbrochen; dafür zeigt im Süden der spanische Hauptfundort El Argar, wenn auch nicht ausschließlich, solche Formen (Abb. 144/145), so daß darin nach Scheidt „einer der besten Beweise für das Fortbestehen der Cromagnonrasse im Neolith und darüber hinaus mindestens in den frühen Metallzeiten gesehen werden darf." „Wie könnte" aber, so fragt Paudler (Cromagnonstudien

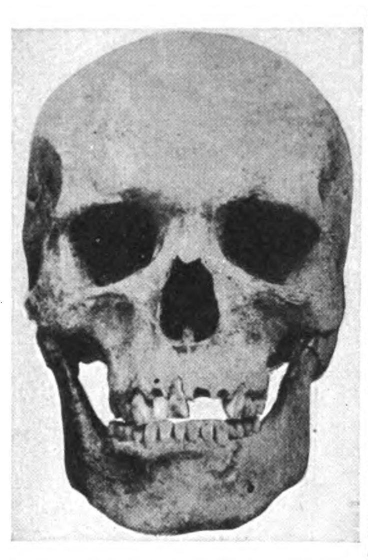




Abb. 146. Abb. 147.
Chamblandes (Schweiz). Jüngere Steinzeit. Langgesichtiges Cromagnon? Nach Schenk.

648), „eine Form, die noch in der Metallzeit allgemein und häufig war, einfach verschwunden sein"? Die Cromagnonform tritt denn auch nach der Rückkehr zur Erdbestattung wieder auf, wenngleich meist weiter abgeschwächt.

Unter den Gründen dieser Abschwächung spielt gewaltsame Ausrottung wohl die geringste Rolle. Denn in der europäischen Metallzeit sind politische und Volkstumsgrenzen sicherlich nur noch zum kleinsten Teil mit Rassengrenzen zusammengefallen. Ernsthafter ist die Möglichkeit einer immer fortschreitenden biologischen Umbildung der Rasse zu erörtern.

Manche Forscher gehen so weit, den gesamten langgesichtigen „nordischen" Typus aus der Cromagnonrasse durch Verschmälerung hervorgehen zu lassen. Indes wenn dies zur Not angenommen werden könnte, falls man nur unseren spärlichen archäologischen Fund-

bestand im Auge hat, und wenn es vielleicht als Verlegenheitshypothese unumgänglich wäre, falls wirklich kein anderer Ahnenstamm für die Langgesichter in der ganzen Welt aufzufinden wäre, so fällt diese Hypothese doch sofort hinweg, wenn man die gesamte eurasische Rassengruppe ins Auge faßt. Es wäre doch etwas zu viel, wenn man diese gesamte, den Cromagnonbestand um ein Vielfaches überragende Bevölkerung aus drei Erdteilen auf Cromagnon im Ernst zurückführen wollte. Wenn man aber diese wirklich Rasseschlanken am Lebenden (Abb. 163 ff.) wie am Knochengerüst (Abb. 235 ff.) mit den Typen vergleicht, die allenfalls für rein dalische Langgesichtvarianten gelten könnten (Abb. 44 ff. und 146 f.), so zeigt erst dieser Vergleich, wie unterschiedlich in wichtigen Punkten die Typen sind und wie unwahrscheinlich eine so massenhafte und grundstürzende biologische Abänderung, nur allein z. B. der Augenhöhlen ist. Gerade dieser so überreiche Bestand an wirklich Rasseschlanken aber und, wie wir sehen werden, übrigens auch der Fundbestand der europäischen Eiszeit selbst mit seiner von Cromagnon so abweichenden Chanceladerasse (S. 107) widerrät diese Übertreibung der biologischen Umbildemöglichkeiten.[1])

Und ebenso wie hiernach mit dem Vorhandensein eines eigenen und ursprünglichen, von Cromagnon unabhängigen langgesichtigen eurasischen Rassenstammes gerechnet werden muß, verhält es sich auch mit der Frage der europäiden Kurzschädligkeit. Auch hier ist allerdings bis zu einem gewissen Umfang mit Abstammung von Cromagnon zu rechnen, besonders wenn man die heute in bestimmten Bevölkerungsschichten und auch gautypisch weitverbreiteten Kümmerformen ernsthaft berücksichtigt.[2]) So hat Paudler den Schädel von Plau (Abb. 148/150), der aus dem frühesten Abschnitt der Jungsteinzeit stammt, für eine Kümmerform der Cromagnonrasse gehalten und in der Tat scheint dieser Überkurzkopf (Index 86, 4) seinen Cromagnongehalt nach Möglichkeit betonen zu wollen durch Unterrand und Winkel des Unterkiefers, Gesichtsform, ja sogar Keilform der Scheitelaufsicht. Indes der Brauenwulst läßt sich kaum als Rassenmerkmal auffassen und dürfte beim männlichen Geschlecht für alle in Frage kommenden Rassen überhaupt ziemlich gleichmäßig ein Merkmal altertümlicher Stufe sein. Natürlich denkt niemand daran, das so reichliche Vorkommen von Kurzschädeln in Europa seit dem Ausgang der Eiszeit überwiegend von

---

[1]) Insbesondere erscheint es doch sehr gewagt, auf Grund der bei Pflanzen und Tieren beobachteten und bei Menschen vermuteten (vgl. Waaler in Anthr. Anz. 1, 183) Anregung zu Größenwachstum durch vermehrte Heterozygotie anzunehmen, man dürfte das eurasische Langgesicht aus der Kreuzung von zwei niedriggesichtigen Rassen, Cromagnon und Kurzschädelrasse, ableiten. Selbst wenn derartiges in Einzelfällen exakt beobachtet wäre, was bisher jedenfalls nicht geschehen ist, so würde doch Auftreten und zahlenmäßiges Verhalten der langgesichtigen und niedriggesichtigen Rassen einer solchen Annahme widersprechen.

[2]) Bei Hungerverkümmerung soll die Hirnschädelkapsel vor allem in der Höhe, dann auch in der Länge, am wenigsten aber in der Breite abnehmen. Vgl. Stefko in Ztschr. f. Morph. u. Anthr. 25 (1926), 147.

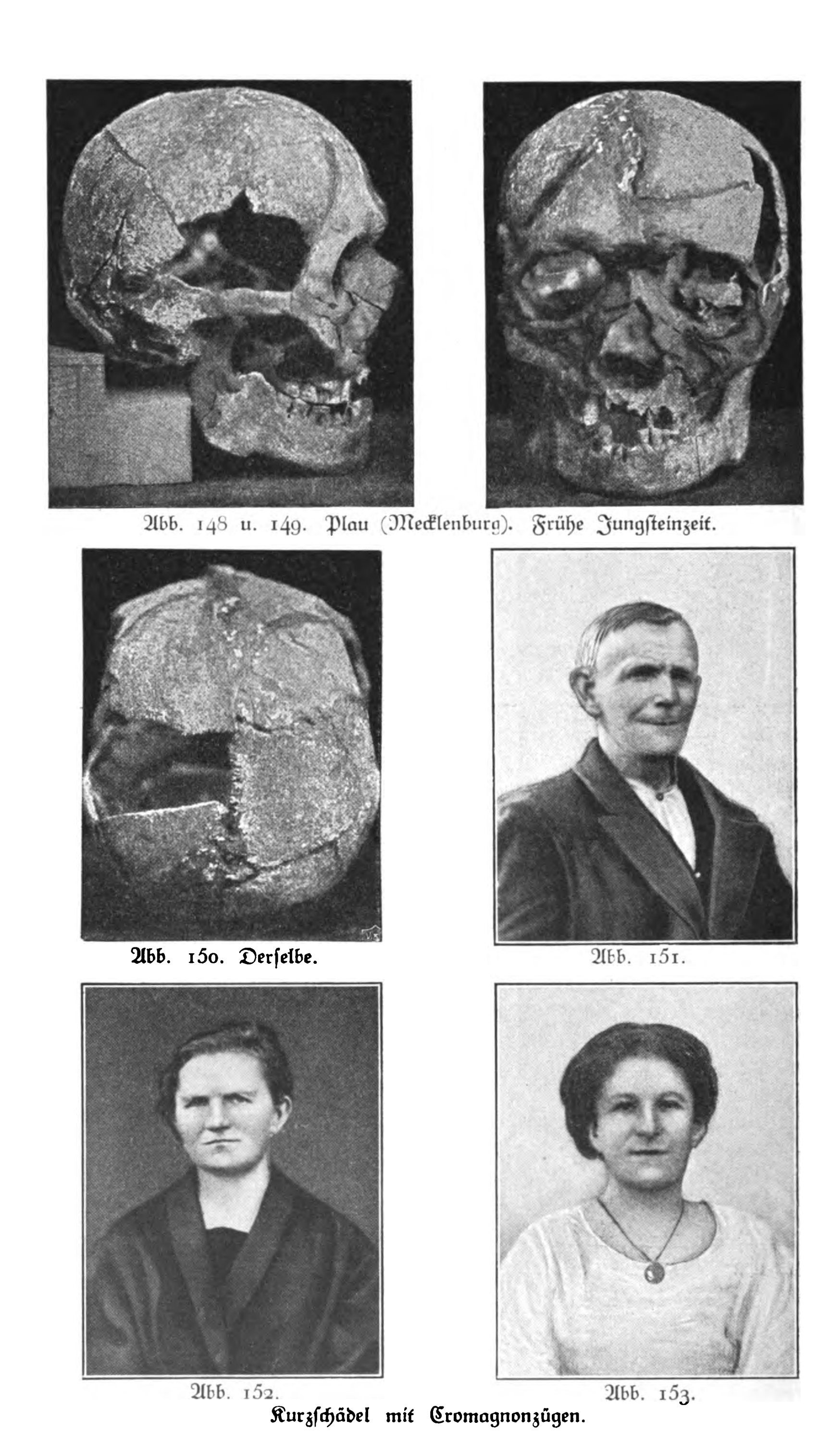


Abb. 148 u. 149. Plau (Mecklenburg). Frühe Jungsteinzeit.

Abb. 150. Derselbe.

Abb. 151.

Abb. 152.

Abb. 153.

Kurzschädel mit Cromagnonzügen.

Cromagnon abzuleiten; das wäre nicht minder gewaltsam, als die oben erörterte Eingliederung aller Langgesichter. Angesichts dieser hier an einem weiblichen Schädel von Index 86, 1 (Abb. 154/155) veranschaulichten Kurzschädel wird man Formen wie die von Plau oder der Ofnethöhle vielleicht am besten als Cromagnonkreuzung auf der Grundlage echter Kurzschädelrasse erklären.[1])

Aus der immer stärkeren Vermischung mit Rasselanggesichtern einerseits, Rassekurzschädeln anderseits, ist also nach der allein wahr-

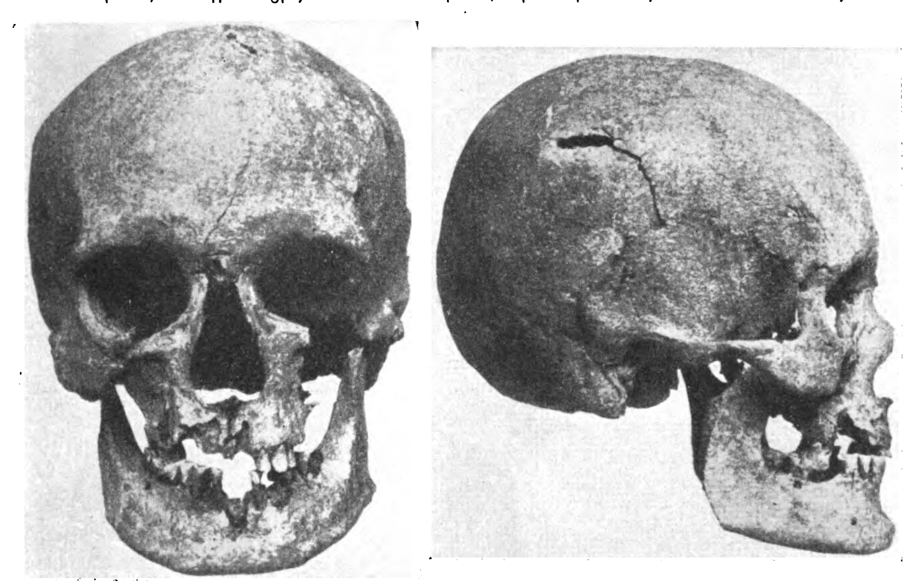


Abb. 154. Abb. 155.
Hvellinge (Skåne). Fürst Nr. 2. Flachgrab aus der Ganggräberzeit. Kurzschädel mit nur leichten Cromagnonanklängen (Augenhöhlen, Unterkiefer).

scheinlichen Auffassung das mit dem Fortgang der Jahrtausende immer seltenere Vorkommen reiner Cromagnonformen zu erklären.[2])

[1]) Selbst wenn der Schädel nur die weibliche Form des in dem gleichen Grab vorgefundenen Borrebytypus wäre, könnte man keine einfache Herleitung von Cromagnon vornehmen. Indes dürfte hier eine ziemlich reine Kurzschädelrasse (ostische) vorliegen. Ostische Rasse hat sich selbstverständlich seit ihrem Auftreten in Europa nicht nur mit Cromagnon, sondern auch mit Chanceladerasse bzw. den Altformen des Eurasiertums gemischt. An eine solche Kreuzung ist wohl in erster Linie zu denken bei Formen, wie sie aus dem Azilien beschrieben werden für die Kurzschädelbruchstücke von Avelines Hole (Anthr. Anz. 1, 185).

[2]) Selbstverständlich sind auch Kreuzungen zu erwarten, in denen alle diese drei hier kurz erörterten Hauptgruppen ineinanderfließen. Dies scheint mir die wahrscheinlichste Erklärung auch schon für einen so frühen Fund wie z. B. den Kaufertsberger Schädel. Im übrigen sei nicht nur zu diesem Fund, sondern zu den gesamten Erörterungen dieses Abschnitts noch einmal der grundsätzliche Vorbehalt in Erinnerung gerufen, den wir oben S. 20 Anm. hinsichtlich des Vorkommens noch ungenügend bekannter europäider Sondergruppen geäußert haben.

Zu Beginn der geschichtlichen Zeiten ist jedenfalls der Zustand erreicht, daß reine Cromagnonindividuen nur noch selten begegnen, dagegen das Cromagnonblut sich in gautypisch ganz verschiedener Stärke und Verbreitung massenhaft erhalten hat. Legt man die oben S. 66 angeführte allgemein anerkannte Begriffsbestimmung des Cromagnontypus zugrunde, so ist doch kaum zu bestreiten, daß in den germanischen Reihengräbern der Vorzeit neben „dem" Reihengräbertypus (Abb. 156),



Abb. 156. Fischach bei Bergheim (Salzburg). Bajuwarisches Gräberfeld. Wesentlich nordeurasisch. Nach Much, Deutsche Stammeskunde.



Abb. 157. Wie Abb. 156. Starker Cromagnongehalt.

der ein reiner oder vermischter eurasischer Typus ist, sich Cromagnon häufig findet (Abb. 157).

Ja in manchen Reihengräbern gerade im nördlichen Mutterlande herrscht eine mehr oder weniger cromagnonähnliche Form sogar vor. So reine Cromagnonformen wie in der Eiszeit kommen freilich nicht mehr vor; die Durchmischung ist zu weit vorgeschritten. Aber „der niedergesichtige Langschädeltyp, wie ihn die Cromagnonrasse zeigt, ist in allen mittel- und nordeuropäischen Gräberfunden vertreten".[1]) Aus

[1]) Hauschild, Die menschlichen Skelettfunde des Gräberfeldes von Anderten bei Hannover, Zeitschr. für Morphologie und Anthropologie 25 (1926), 238. Ebenda: „In den megalithischen Ganggräbern ... finden wir stets diesen niedergesichtigen Lang-

dem von Hauschild bearbeiteten Stoff geht hervor, daß zu Beginn des deutschen Mittelalters die stärker cromagnonhaltigen Formen zum Teil schon in förmlichen Rückzugsgebieten im nördlichen und inneren Mitteldeutschland lebten, in Hannover, Westfalen usw., wo sie, ebenso wie heute etwa in Osthessen und Westthüringen, den Gautypus wesentlich bestimmten. Hauschild geht wohl etwas zu weit, wenn er in diesem „Groner"-Typus „den Typus für den Germanen, insbesondere für den Sachsen" sieht, und er verliert sich in unzulänglichen Betrachtungen, wenn er gar in dem Gegenspieler, dem hochgesichtigen „Nordendorfer"-Typus den des Kelten sehen will[1]). Aber sein Nachweis behält volle Geltung, daß trotz der alten und gründlichen Typen-

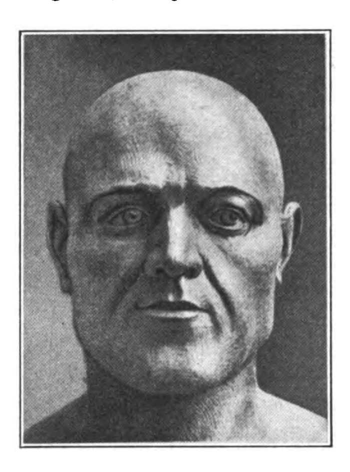


Abb. 158. Leinegauer (Merowingerzeit). Wiederherstellung Merkel. Dalisch-nordisch.

vermischung wohl noch von stark cromagnonhaltigen Gautypen gesprochen werden darf.[2])

Als Vertreter dieses frühmittelalterlichen Zustands sei hier der Sachse der Merowingerzeit vorgeführt (Abb. 158), von welchem Merkel sagt[3]), er gliche dem „niedersächsischen Typus, wie er noch heute in der Göttinger Gegend überall vorkommt". Bei der Merkelschen Wiederherstellung dieses Kopfes hat der Bildhauer bzw. Merkel selbst indes in der Ausführung derjenigen Teile, die der freien Phan-

schädel, dessen gewölbter, kielförmiger Scheitel ihn außerdem wesentlich von den anderen europäischen Langschädeln unterscheidet."

[1]) An eine aus dem Nachlaß veröffentlichte Arbeit darf billigerweise nicht der höchste Maßstab angelegt werden.

[2]) Daß übrigens auch die von Hooton untersuchten Guanchenschädel Cromagnonbestandteile, ja sogar wahre Prachtexemplare des Typus enthalten, davon legen — entgegen Hootons eigenen Folgerungen! — seine Bildertafeln schönstes Zeugnis ab. Vgl. Abb. 159/160.

[3]) Rekonstruktion der Büste eines Bewohners des Leinegaues, Archiv für Anthropologie 26 (1900).

tasieergänzung überlassen bleiben, zweifellos stärker dem eurasischen Ideal gehuldigt, als die wirkliche Erscheinung der Bauernschaft um Göttingen es nahelegt. Wenn die Lippe weniger voll, die Augenspalte weniger weit gebildet und die Schönheitsfalte des Oberlids gemindert wäre, so träfe die Wiederherstellung den durchschnittlichen breiten niedersächsischen Schlag und zugleich auch freilich den dalischen Typus noch besser, dem der Leinegauer Germane im Knochengerüst so nahe steht. Von einer ebenfalls aus dem 6./8. Jahrhundert stammenden Groner Frau teilt Merkel mit: „Als die Rekonstruktion in Arbeit war,





Abb. 159. Abb. 160.
Kanarische Inseln. Neuzeit. Wesentlich Cromagnon. Nach Hooton.

glaubte ein Bauer aus der Nachbarschaft von Göttingen in ihr einen seiner Bekannten zu erkennen und man sollte meinen, daß auch die Gronerin nicht auffallen würde, wenn sie uns heute auf der Straße begegnete."

Endlich möge als ein Schädelbeispiel aus der europäischen Gegenwart genügen das des 1863 hingerichteten ungarischen Räubers Bogar Michaly (Abb. 161/162), von welchem J. Kollmann bemerkt: „Wäre er in irgendeinem prähistorischen Grabe gefunden worden, oder selbst in einer Mammut- oder Rentierstation, so würden die Forscher nichts vermissen von jenem Bilde, das man sich zumeist von den frühesten Einwanderern Europas (gemeint ist Cromagnon) entwirft"[1].

[1]) Beiträge zu einer Kraniologie der europäischen Völker. Archiv für Anthropol. 13 (1881), 184. Der Schädel dient Kollmann als Beleg für seinen „chamäprosopen mesokephalen Typus Europas". Der angeführte Satz ist etwas übertrieben. Der Schädel ist höher gewölbt als der irgendeines paläolithischen Schädels. Aber dafür entschädigt dieser neuzeitliche Schädel durch eine so (fast übermäßig) betonte Wiederholung des bezeichnenden Hinterkopf„nestes" unter dem Lambda (vgl. Abb. 133), wie ich sie wohl

3. Gegen diese Beweisführung mit einer Kette von Belegen, die aus der Eiszeit bis zur Gegenwart herabreichen, kann eingewendet werden, daß eine (bis jetzt nicht ausgeführte) Einzeluntersuchung der vielen in Frage kommenden Skelette in nicht wenigen Einzelheiten Abweichungen von „dem" klassischen eiszeitlichen Typus (der ohnehin nicht in Allem eindeutig bestimmt ist) erweisen könnte[1]). Auch hier wieder darf also von einem unbedingt zwingenden Beweis heute nicht gesprochen werden. Immerhin aber scheint mir die Sache doch so zu liegen, daß von der späteren Eiszeit bis herüber in die Gegenwart eine

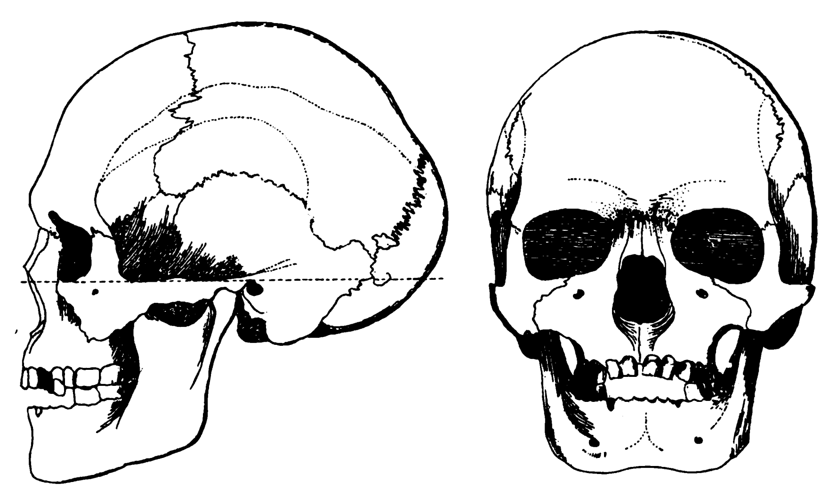


Abb. 161. Abb. 162.
Ungarn. 19. Jahrhundert. Starker Cromagnongehalt. Nach Kollmann.

Reihe von Rassentypen in Europa nebeneinander laufen und abgesehen von ihrer massenhaften Vermischung auch in leidlicher Reinheit vorkommen, und daß die Beweispflicht eher dem obliegt, der das Verschwinden bzw. die massenhafte biologische Umbildung der Cromagnonrasse behauptet, als dem, der aus der offenkundigen Übereinstimmung alter und neuer Belegstücke in den großen Umrissen zunächst einmal den Schluß auf die Wahrscheinlichkeit des Fortlebens zieht[2]).

---

auch sonst bei cromagnonhaltigen rezenten Schädeln sah, aber an einem lebenden Beispiel vorderhand nicht vorführen kann. Bei der bekannten Plastizität des Schädels dürften ja auch die Gesichtsmerkmale sich weit besser erhalten als die des Gehirnschädels.

[1]) Bezüglich des Baues der Gliedmaßen vgl. unten S. 212.

[2]) In der Paläontologie war es eine Zeitlang auch üblich, eine in frühen geologischen Formationen gefundene Art schon allein ihres Alters wegen als ausgestorben zu vermuten. Man glaubte an einen Artentod aus inneren Ursachen, und war erstaunt, wenn eine kambrische Art noch ganz oder wesentlich unverändert in der Gegenwart fortlebend gefunden wurde. Eine neuere Richtung, die den Artentod aus inneren Gründen verwirft, nimmt im Gegensatz dazu an, daß jede Art potentiell unsterblich ist und daß besondere Gründe vorliegen müssen, wenn sie erloschen oder in eine andere umgebildet ist. So scheint es mir auch in der Rassengeschichte vorsichtiger, dort, wo

Die beiden Reihen von Anzeichen, die von dem Daltypus und von der Cromagnonrasse ausgehen, laufen also in der Tatsache zusammen, daß die vergleichbaren Bestandteile, vor allem die Kopfskelettformen, eine unverkennbare Ähnlichkeit aufweisen. Gewiß sind alle Rassentheorien, wie man einmal gesagt hat, Gleichungen mit zu vielen Unbekannten. Aber es will mir scheinen, als ob die Hypothese, daß im Daltypus ein Rest Cromagnonrasse lebe, als eigener, von den „fünf" allgemein anerkannten Rassen unabhängiger rassischer Grundbestandteil, sich neben den andern Hypothesen auf diesem Gebiet wohl sehen lassen kann. Damit soll nicht gesagt sein, daß mit Hinzufügung dieses sechsten Bestandteils ein dogmatischer Ruhe- und Schlußpunkt erreicht sei. Denn einmal bleibt die Möglichkeit, daß noch weitere vorgeschichtliche Rassen sich künftig melden und die Aufspaltung der angeblich einheitlichen „nordischen" Rasse fortgesetzt wird. Und sodann dürfte auch sonst bezüglich manchen Teiles der „fünf" allgemein anerkannten Rassen das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Worauf es hier allein ankam, war darzulegen, daß die anthropologischen Funde uns durchaus nicht dazu zwingen, einer einheitlichen Rasse, der „nordischen", eine so unwahrscheinlich große Schwankungsbreite, wie sie zwischen dem dalischen und dem eurasischen Ende bestehen müßte, zuzuschreiben, sondern daß man sehr wohl an ein Zusammenwachsen ursprünglich verschiedener Rassen zur „nordischen" denken kann, wobei dann die Reihenfolge der Funde, bis herab zum lebenden Geschlecht, die fortschreitende Verschmelzung der Rassen urkundlich abzulesen gestattet.

---

nicht die Ausrottung einer Rasse geradezu erwiesen ist, den Anzeichen ihrer unveränderten oder abgewandelten Fortdauer nicht mit grundsätzlicher Skepsis zu begegnen.

6. Der eurasische Typus und seine Verbreitung.

Bevor wir den Ertrag der vorhergehenden Darlegungen für die Geschichte der europäiden Rassen überhaupt und der Germanen insbesondere buchen können, müssen wir nun denjenigen Typus ins Auge fassen, der unter allen langschädligen europäiden Typen zweifellos am



Abb. 163. Frankreich (Arles). Eurasisch. Nach Stratz.



Abb. 164. Spanien. Südeurasisch. Nach Günther.

meisten gegensätzliche Merkmale zu Cromagnon aufweist. Der Name, den wir diesem Typus geben, wird sich im Lauf unserer Erörterung mit Inhalt füllen; daß dieser eurasische Typus aber sich von Cromagnon so wenig ableiten läßt wie dieses von ihm, daß also beide unabhängige Brennpunkte in der heutigen Rassenmischung sind, das ist das Erste, was wir gerne erweisen möchten. Der zweite Gesichtspunkt ist, daß der eurasische Typus sich in der Hauptsache ebensowohl aus der mittelländischen und der orientalischen wie aus der nordischen Rasse herausholen läßt; ja, daß er bei der landläufigen Beschreibung der Rassen dasjenige Element ausmacht, auf welches die allgemeine Überzeugung von der nahen Verwandtschaft dieser „Schwesterrassen" sich gründet, ungeachtet der kleineren Unterschiede, welche jede von ihnen selbständig ausgebildet hat. Ein dritter Gesichtspunkt, auf den wir zu achten haben, ist dann endlich die Stellung dieses Typus als einer bevorzugten Adelsform im europäischen Geschmacksurteil; und damit verknüpft sich die Beobachtung,

daß der Typus in der Oberschicht der semitohamitischen und der indogermanischen Völkergruppe, also der für die weltgeschichtliche Entwicklung der Menschheit bedeutsamsten Völkerfamilie, eine bevorzugte Rolle spielt.

Bei dem nun zunächst folgenden flüchtigen Umriß des körperlichen Erscheinungsbildes ist darauf geachtet, den Formenspielraum nicht zu eng zu ziehen. Im übrigen aber ist auf unsern zweiten Abschnitt zu verweisen, weil dort bei der Beschreibung des lebenden Cromagnon differentialdiagnostisch auch schon Merkmale des eurasischen Typus beschrieben sind, die hier nicht wiederholt werden[1]).



Abb. 165. Deutschland. Nord(eurasisch. Originalaufn.

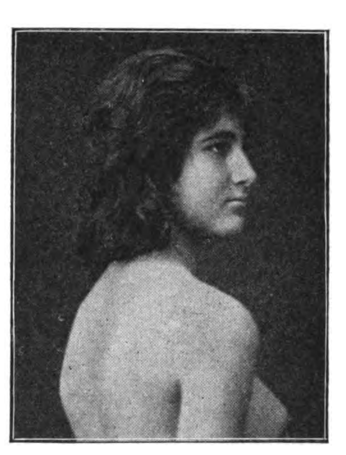


Abb. 166. Nordafrika. Wesentlich südeurasisch. Nach Stratz.

Die beiden Hauptkennzeichen des eurasischen Typus sind Schlankheit und durchgängige Kurvigkeit. Das schmale, regelmäßige Gesichtsoval umschließt bestenfalls eine einzige Gerade, die Nase, falls diese gerade ist. Alle übrigen Formen sind sanft verrundet. Die Ellipse beherrscht das gesamte Formensystem. So zeigt der lange, schmale Schädel in der Oberaufsicht Kokonform (Abb. 230, 239). Auch in der Seitenansicht durchbricht lediglich die manchmal aggressive Nasenlinie die glatte, feine Verrundung, die durch die hohe, schön gewölbte Stirn und den weder flachen noch steilgekuppelten harmonisch geschwungenen Scheitel und das entsprechende Hinterhaupt bestimmt wird. Der Typus bringt nicht „das" Greisengesicht hervor, wie der dalische; bei geschwungener Nase entsteht im Alter vielmehr in Verbindung mit der sanften Stirn und dem gerundeten, oft verhältnismäßig schwachen, fast zierlichen Kinn manchmal das „Vogelgesicht" (Abb. 172). Dafür gehört diesem Typus „die" weibliche Jugendschönheit. Die schwellenden Lippen, das kosige Kinn, die parallel zum Oberlidrand (in freiem Abstand von ihm) ge-

[1]) Ebenso ist wiederum grundsätzlich auf Paudlers bahnbrechende Beschreibung zu verweisen.

schwungenen (normal wenig starken) Brauen und die Schönheitsfalte des Oberlides gehören zu diesem Typus, der seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. als Ideal und Kanon menschlicher Leibesbildung anerkannt ist[1]).



Abb. 167. Schweden. Nord(eurasisch. Nach Günther.

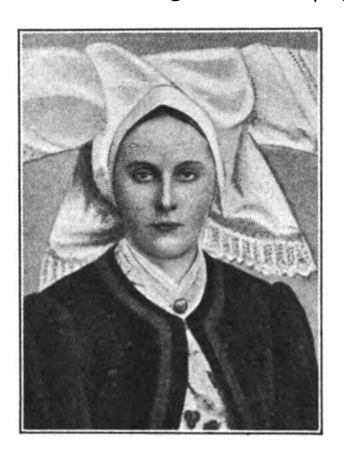


Abb. 168. Spreewald. Nord(eurasisch. Nach Museum Lübbenau.



Abb. 169. Deutsche griechischer Abkunft. Eurasisch. Nach Stratz.



Abb. 170. Deutschland. Nord(eurasisch. Originalaufnahme.

Lang und schmal ist der Hals, dessen Querschnitt wohl wieder der Ellipse folgt (nicht der Kreisform, wie bei Kurzschädelrassen), während der dalische Hals infolge der Stärke der Sehnen wohl einen einigermaßen eckigen Querschnitt ergeben müßte (vgl. Abb. 72/73). Auf diesem Hals schwebt frei über abgeschrägten Schultern ein verhältnismäßig

[1]) Hierzu vgl. unten S. 223 ff.

kleiner Kopf. Schlank ist der eurasische Gesamtkörper, lang und schmal die einzelnen Gliedmaßen, wie Arme, Hände, Finger, Nägel. Auch bei stärkerem Fleisch- und Fettansatz bleibt infolge der gestreckten Glied-

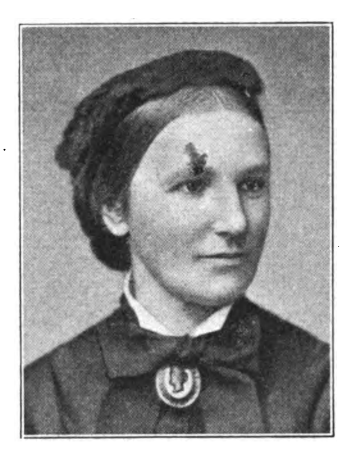


Abb. 171. Württemberg. Wesentlich nord(euras)isch. Originalaufn.



Abb. 172. Norwegen. Nord(euras)isch. Nach Günther.



Abb. 173. Sachsen. Augen, Nase, Kinn eurasisch. Originalaufn.

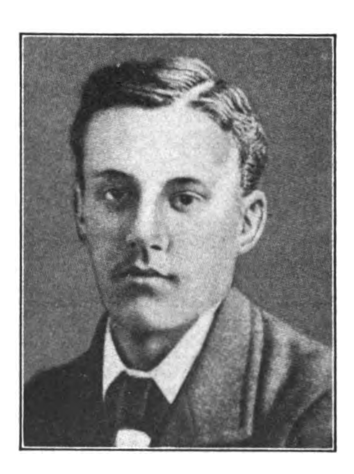
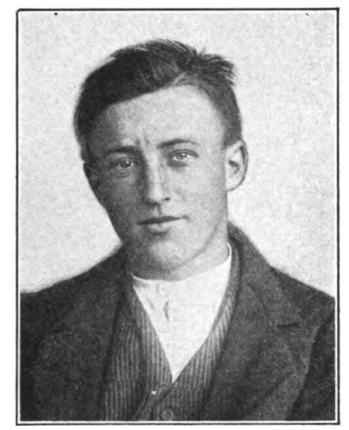


Abb. 174. Schottland. Eurasisch. Nach Ripley.

maßen, der Länge des Schädels, Halses, der Stirn usw. eine Erinnerung an die stilgerechte Schlankheit zurück.

Die Eleganz dieses Typus tritt schon in der natürlichen Pose des Bauernmädchens hervor (Abb. 191). Sie steht im Gegensatz zu der raffinierten Schlichtheit der Schauspielerin (Abb. 192). Der in seiner Familie der „schöne" B. zubenannte Maler in Abb. 193 zeigt in dem



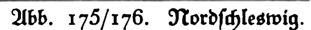


Abb. 175/176. **Nordschleswig. Wesentlich nord(euras)isch. Eigene Aufn.**



Abb. 177/178. Norwegen. Gesichtsform eurasisch. Dunkelostischer Einschlag?
Aus Eickstedt, Archiv für Rassenbilder. VII. Bryn: Norweger.



Abb. 179. Schwaben. Nord(euras)isch.



Abb. 180. Sachsen. Nord(euras)isch.

Originalaufnahmen.





Abb. 181/82. Griechenland. Eurasisch. Eigene Aufnahme.

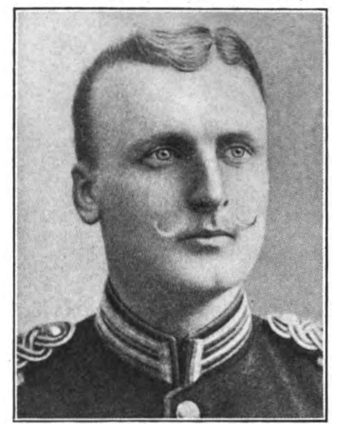


Abb. 183. Schweden. Nord(euras)isch. Nach Lündborg, Sv. Folktyper.

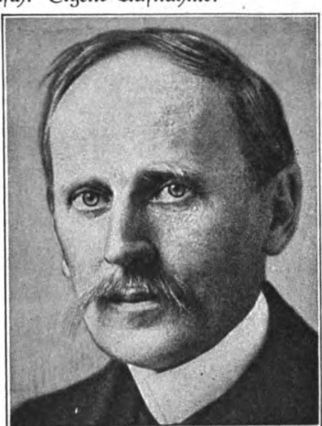


Abb. 184. Frankreich. Nord(eurasisch. Romain Rolland.



Abb. 185. Schweiz. Nord(euras)isch. Nach Ripley.



Abb. 186. Niederösterreich Nord(euras)isch. Dr. Karl Lueger. (Haarkünstlerische Aufmachung des „schönen" Mannes).

kurvenreichen Linienfluß der Haltung das Verbindliche und Beziehungsreiche, Geöffnete und Bewegliche des Typus; man denke an das verhaltene Fürsichsein, ja die klotzartige Geschlossenheit der dalischen Haltung zurück.

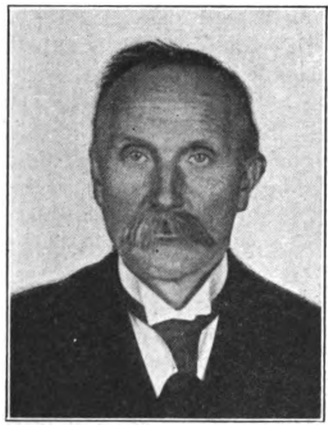


Abb. 187. Hessen. Nord(eurasi)isch. Eigene Aufnahme.

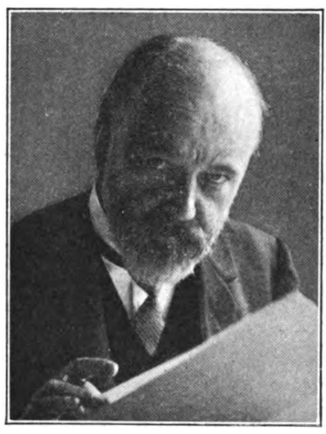


Abb. 188. Württemberg. Nord(eurasi)isch. Eigene Aufnahme.

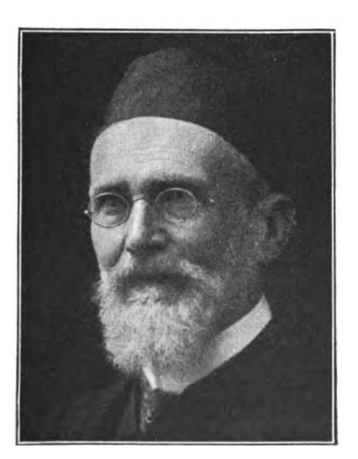


Abb. 189. Baden. Nord(eurasi)isch. Otto Ammon.

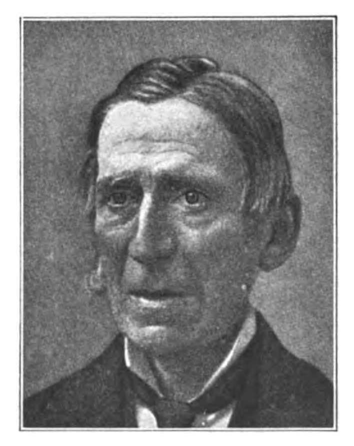


Abb. 190. Nord(eurasi)ischer Greis. Nach Clauß, Rasse u. Seele.

Der eurasische Typus bildet unter den langschädligen Europäiden eine Gruppe, die ausgesprochen frei von allen dalischen Merkmalen ist, und viele der hauptsächlichen Bestimmungen der beiden Typen lassen sich gar nicht vereinigen, weil sie sich gegensätzlich verhalten. Wenigstens mutet doch die Unterordnung etwa des Norwegers von Abb. 177/178 unter die gleiche Rasse wie Abb. 22 oder 24 dem Begriff Rasse eine

ungesunde Spannweite zu. Nur noch viel zu allgemeine Bestimmungen, wie blond, hochgewachsen, langschädlig usw. bleiben gemeinsam. Dann könnte man aber ebensogut dinarische oder hellostische Rasse mit der nordischen in einen Topf werfen, denn einige Merkmale treffen auch hier zusammen.



Abb. 191. Galizien. Ukrainerin. Nord(euras)isch. Nach Stratz.

Viel geringer als die Unterschiede des nordeurasischen Typus und des dalischen sind die zwischen der nord- oder helleurasischen und den beiden süd- oder dunkeleurasischen Gruppen, der orientalischen und der mittelländischen. Ob es möglich ist, den helleurasischen Typus am Skelett überhaupt einwandfrei von den dunkeleurasischen zu unterscheiden, muß ich fachmännischem Urteil überlassen, das in diesem Punkt nicht einhellig ist.[1]) Sicher ist der Unterschied der Farben und der Körperlänge. Aber gerade diese Merkmale sind von Umwelt, Klima, Wachstumsdauer usw. abhängig; sie können wohl eine jahrtausendalte Getrenntheit der Gruppen beweisen, aber nicht ihre durch sonstige Übereinstimmung nahegelegte gemeinsame Abstammung erschüttern. Mindestens bieten die Hell- und Dunkelostischen eine Parallele für die nur sekundäre Bedeutung der Pigmentierung. Daß der gesamte Körperstil des mittelländischen Typus weicher, voller und etwas weniger schlank ist, dementsprechend auch das Gesicht und die Nase durchschnittlich weniger lang, ließe sich allenfalls schon herleiten aus der seit dem Ende der Eiszeit so verschiedenen Art der Domestikation, von der wir späterhin sprechen werden. Wenn mit diesen körperlichen Unter-

[1]) Vgl. den Versuch einer Unterscheidung durch Schliz, Arch. Anthr. 35 (1909), 258.

schieden seelische zusammentreffen, wie die geringere Ausbildung der kriegerisch-herrenmäßigen Art bei der Mittelmeerrasse, und wenn uns die geschichtliche Untersuchung auch noch die Gründe dieser Auseinanderentwicklung aufklären wird, so können derartige Besonderungen vom genetischen Standpunkt aus nur eine viel spätere Trennung der Gruppen belegen, als die Gegensätze des gesamten dalischen und eurasischen Körperstiles. Die weiteren Unterschiede zwischen Hell- und Dunkeleurasiern haben den Charakter von gautypischen Besonderungen durch Inzucht. Hier wäre die Mandelform besonders des orientalischen Auges (Abb. 164) zum Unterschied von der nordischen Spindelform (Abb. 168) zu erwähnen, oder die Eigenheiten der Nase, die bei den Nordischen unterhalb des Sattels häufig anschwillt und, an der Knochenknorpelgrenze wieder eingezogen, (Abb. 186, 165) oft nicht so gerade verläuft wie regelmäßig die mittelländische; diese ist außerdem am unteren Ende häufig ein wenig herabgezogen (Abb. 182), die nordische häufig ein wenig emporgedrückt (Abb. 186). Diese und andere Besonderheiten der Weichteile können aber die enge Form- und Blutsverwandtschaft nicht erschüttern, durch welche die langschädlig-langgesichtig-schlanken Gruppen innerhalb der Europäiden untereinander verbunden sind.[1])



Abb. 192. Rußland. Wesentlich nord-(euras)isch. Frau Savina vom kaiserl. Theater in St. Petersburg, eine altrussische Braut darstellend. Nach Hutchinson.

Bei einer so nahen Verwandtschaft kann es an Übergängen nicht fehlen. Die Arlesierin auf Abb. 163 z. B. wirkt trotz anscheinend recht dunklen Farben in den Formen eher nord- als südeurasisch; dabei liegt es natürlich nahe, an Rassenmischung zu denken. Es gibt jedenfalls nicht wenige Individuen, bei denen man leichter den eurasischen Typus als

[1]) Die Abzweigung der orientalischen Rasse von der mittelländischen ist besonders das Verdienst Eugen Fischers. Er erklärt sie für eine „nur leichte, in Inzucht entstandene Variante der mediterranen". Die kulturgeschichtlich bedingten Unterschiede sind, wie wir sehen werden, wohl noch wesentlicher als die durch Inzucht erklärbaren; selbstverständlich sind hiebei die seelischen Unterschiede erheblicher als die körperlichen. Einerseits das Fehlen genauerer Untersuchungen, anderseits die alte Überlagerung und Durchmischung der mittelländischen und der orientalischen Rasse

solchen feststellen kann als die nördliche oder südliche Lokalisierung. (So etwa auch bei dem mittelfarbigen Griechen Abb. 181/182). Man braucht dabei nicht so weit zu gehen wie Fleure, der die „nordisch-mittelländische" Bevölkerung seiner englischen Heimat nicht für eine Mischung von nordischer und mittelländischer Rasse halten will, sondern für eine Mittelform, die sich weder nach der einen noch andern Seite hin ausgesondert habe. Wo Individuen „gegen ihre Farben" wirken, wo z. B. in sonst anscheinend rein „nordischen" Familien gelegentlich „mediterrane" Individuen vorkommen, mag vielmehr in der Regel doch Mischung zugrunde liegen. Aber derartige Fälle beseitigen die hohe Wahrscheinlichkeit nicht, daß in alter Zeit eine enge Verwandtschaft den nördlichen und den südlichen Typus verband und daß in ihrer Ahnenreihe auch Übergangsformen, die beiden gemeinsam waren, sich finden.

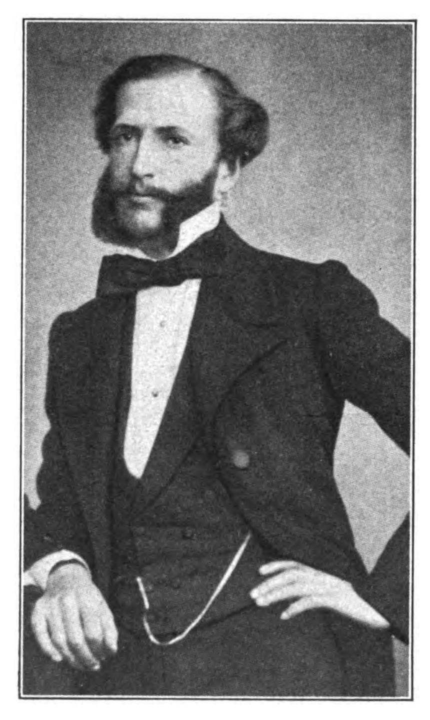


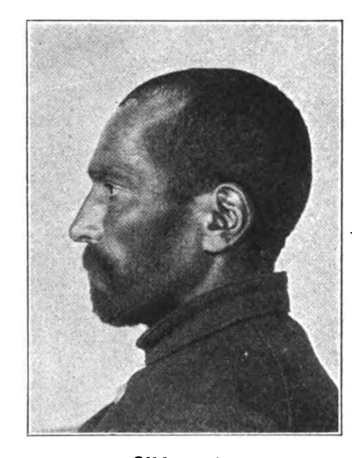
Abb. 193. Sachsen. Nord(euras)isch. Vgl. Abb. 274. Der Bartschnitt verundeutlicht den Typus. Originalaufn.

Wo der südeurasische Typus härter und trockener als gewöhnlich erscheint, braucht nicht gerade Mischung mit dem nordeurasischen Typus vorzuliegen. Es kann in solchen Fällen auch vielfach mit einem Cromagnoneinschlag gerechnet werden, wie bei Abb. 194/195, einem Kriegsgefangenen, bei dessen Anblick E. v. Eickstedt unwillkürlich einfiel: so ähnlich könnte wohl Hannibal ausgesehen haben.

Mit den Eurasiern orientalischer Rasse beginnt sich der weltgeschichtliche Horizont zu weiten. Denn die Hamitenvölker, die in vorgeschichtlicher Zeit fast den ganzen schwarzen Erdteil als Eroberer durchzogen und zum Teil noch heute beherrschen, hatten eine Führerschicht von ganz überwiegend eurasischem Typus (Abb. 201/202, 233/234), der sich bei ihnen bis heute vor allem in den vornehmen Familien erhalten hat. Es war eine rassisch ungeheuer fremde Welt, in welche die Hamiten eindrangen. Größere Gegensätze, als die des Eurasiers und des Negers

machen indes heute eine wirklich durchgreifende und ins Einzelne gehende Unterscheidung noch schwierig. Im allgemeinen Körperwuchs dürfte die orientalische Spielart des Südeurasiertums der nordeurasischen schlanken Gestrecktheit noch näher stehen als die mittelländische Spielart. Von der verhältnismäßig breiten, geraden mittelländischen Nase unterscheidet sich wohl die schmale, im untern Drittel gebogene orientalische.

(Abb. 203) kommen in der Rassengeschichte kaum vor. Die unaufhaltsame Vernegerung der hamitischen Erobervölker hat im Lauf der Jahrtausende keinen reinen eurasischen Typus in der sich örtlich herausbildenden „äthiopischen" Mischrasse übrig gelassen. Aber noch schim-



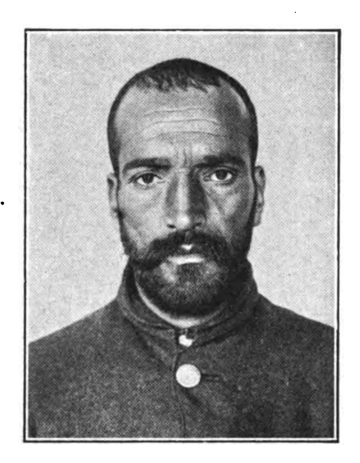


Abb. 194. Abb. 195.
Algerien. Wohl wesentlich südeurasisch (Cromagnoneinschlag im Körperlichen und im Ausdruck, schlanke Cromagnonvariante?) Aufn. v. Eickstedt.



Abb. 196. Algerien, Jüdin. Wesentlich südeurasisch. Nach Hutchinson.

mert das alte Herrenblut in hamitischen Adelsgeschlechtern, ja in ganzen Stämmen bis hinunter nach Deutschostafrika achtunggebietend durch; Forschungsreisende wollen dort unter den gertenschlanken Hirtenkriegern des Seengebietes „die schönsten Menschen der Erde" (am eurasischen Ideal gemessen) gefunden haben.

Entsprechendes finden wir auch in der Südsee, im Einbruchsgebiet der polynesischen Eroberer. Wiederum im schroffsten Gegensatz zu den alteinheimischen Südseerassen (Abb. 204), treten uns dort „Göttergestalten" entgegen, wie Forschungsreisende, die unwillkürlich an

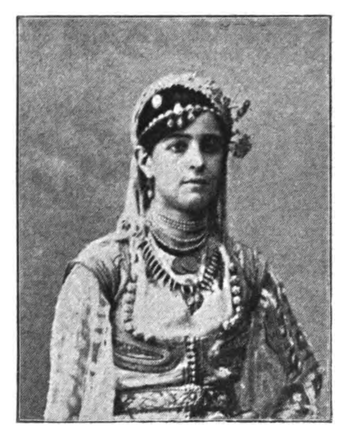


Abb. 197. Algerien. Südeurasisch. Nach Stratz.



Abb. 198. Ägypten. Südeurasisch. Nach Stratz.



Abb. 199. Algerien. Wesentlich südeurasisch. Nach ält. Originalaufn.

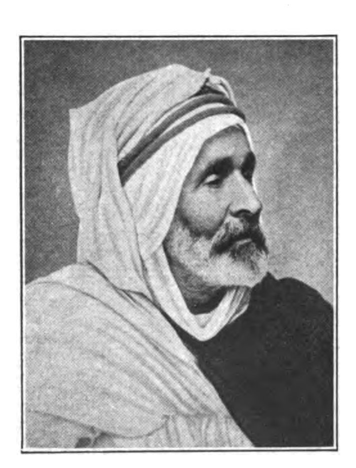


Abb. 200. Araber. Wesentlich südeurasisch. Nach Hutchinson.

Phidias' eurasische Gottheiten denken, uns bezeugen. Es gibt heute so wenig einen rein europäiden Polynesier mehr wie einen rein europäiden Hamiten. Indes auch bei den Polynesiern hat die ständische Schichtung eines Eroberer- und Herrenvolkes für eine gewisse Erhaltung der Rasse gesorgt, ebenso wie die örtliche Abschließung in manchen Fällen. Nennen wir mit Haddon den eurasischen Bestandteil des heutigen Polynesiertums

„nesiotisch", so gleicht eine zwölfjährige Nesiotin (Abb. 205) zum Verwechseln einer gleichaltrigen Berberin oder Sizilianerin der Mittelmeerrasse; der Nachkomme homerischer Südseehelden in Abb. 206 aber er-

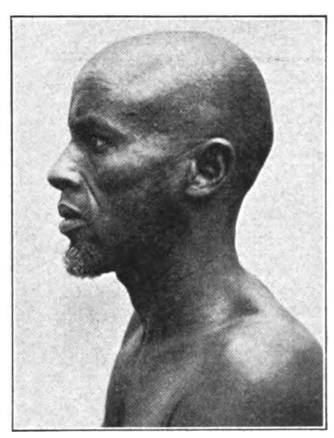


Abb. 201. Nordsomali. (Osthorn Afrikas.) Wesentlich südeurasisch mit leichtem Negereinschlag. Aus Eickstedt, Archiv für Rassenbilder. XIV. Puccioni.

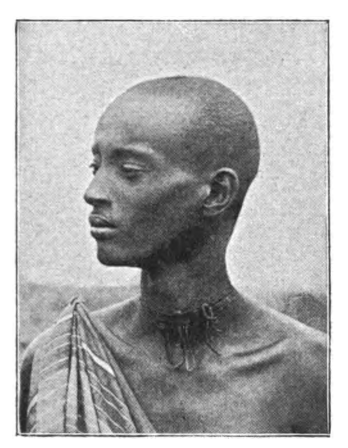


Abb. 202. Wahimaprinz. (Deutschostafrika.) Wie Abb. 201. Aufn. M. Weiß.

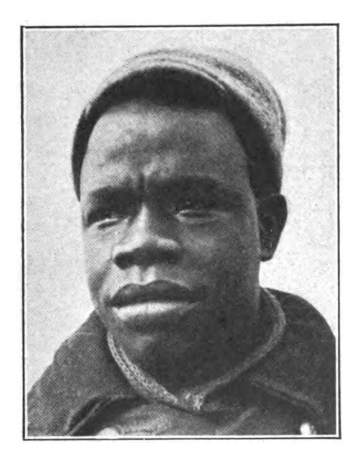


Abb. 203. Senegalneger. Nigritisch. Aus Stiehl, Unsere Feinde.

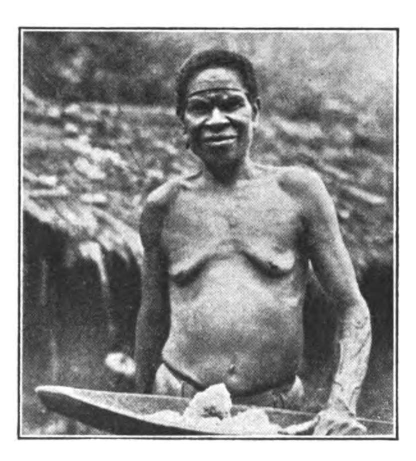


Abb. 204. Papuafrau. (Holländisch Neuguinea.) Nigritisch. Aufn. Wollaston.

innert uns daran, daß immerhin wohl von Anbeginn der nesiotischen Einwanderung an auch schon ein kurzschädlig-europäides Element mit im Spiele war, von den mongoliden Einschlägen jener Weltecke zu schweigen.

Es mochte früher vielleicht einmal gewagt erscheiuen, die in die

Augen fallende Ähnlichkeit der hamitischen und polynesischen Europäiden mit der nordischen und Mittelmeerrasse als eine tatsächliche nahe Blutsverwandtschaft zu deuten. Seit aber die kulturgeschichtliche Forschung

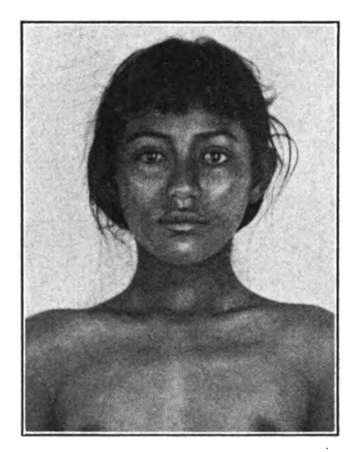


Abb. 205. Hawaii. Nesiotisch. Originalaufn. Neuhauß.

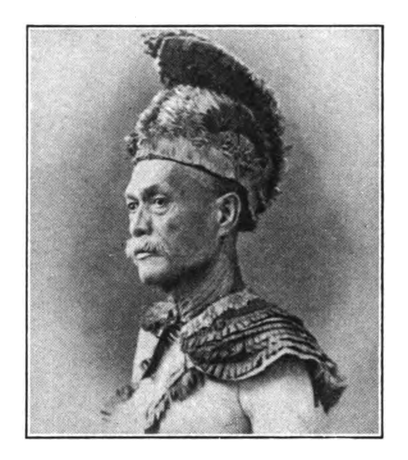


Abb. 206. Hawaii. Wesentlich nesiotisch. Aufn. erworben aus Nachlaß v. Luschans.

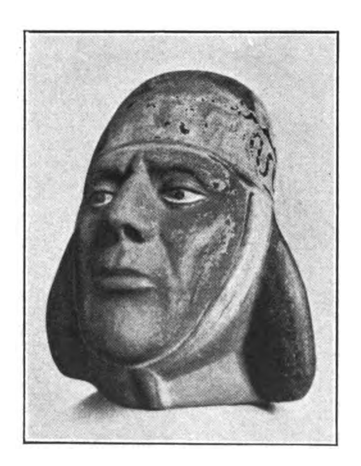


Abb. 207. Altperuanischer Vornehmer der Chimukultur. Europäid. Nach Lehmann-Döring, Kunstgeschichte des alten Perus. Verlag Wasmuth, Berlin.

der Ratzelschen Schule (Gräbner-Ankermann, Schmidt-Koppers usw.) auch die Kulturkreisverwandtschaft der afrikanischen Hirten und der polynesischen Wikinger mit den Semiten und den Indogermanen über jeden Zweifel gestellt hat, bestätigen sich anthropologischer und kultureller Zusammenhang wechselseitig, und dies um so entschiedener, weil ja überall der eurasische Typus gerade der erobernden Oberschicht angehört.

Die erdumspannende Wirksamkeit der eurasischen Menschheitsgruppe erkennen wir im vollen Umfang aber erst, wenn wir auch das vorkolumbische Amerika betreten. Woher und auf welchem Wege eurasische Menschen den Weg nach Amerika gefunden haben, ob als Jäger über die Beringgegend, ob als Seefahrer von Polynesien aus, so oder anderswie, wir wissen es noch nicht. Aber die Tatsache steht fest, daß sie hinüberdrangen und in dem Rassenschmelztiegel des Indianertums immer noch halbwegs erkennbar sind. Und wieder sehen wir den eurasischen Typus auch mit der höchsten Kultur verknüpft, die

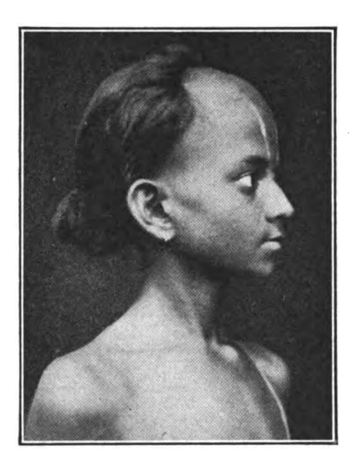


Abb. 208. Vorderindien. Junger Brahmane. Wesentlich nordeurasisch. Nach Schmidt-Koppers.

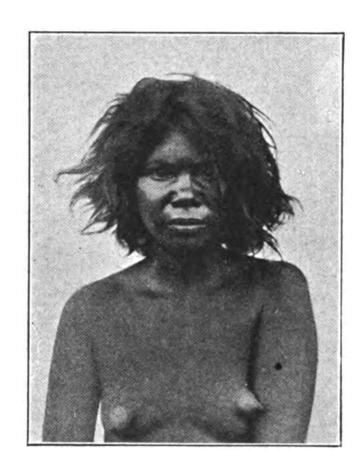


Abb. 209. Ceylon. Weddafrau. Vordrawidisch. Aufn. Sarasin.

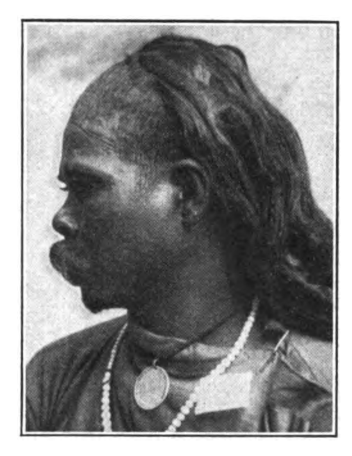
sich vor Kolumbus auf dem Boden der Neuen Welt entwickelt hat und deren Zusammenhänge mit polynesischer und ostasiatischer (damit letzten Endes auch mit babylonischer) Hochkultur ebenfalls nicht mehr ernsthaft bestritten werden können. Nicht nur das heutige Indianertum bewahrt europäide Rassenreste; auch die hohe Bildniskunst Altperus hat europäide Rassentypen verewigt, die den hochnäsigen Stolz der Erben kühner Kulturbringer in den Zügen zu tragen scheinen[1]).

Die geschichtliche Betrachtung wird diesen Zusammenhängen eine immer größere Beachtung schenken müssen. Zugleich wird jetzt wohl deutlich, weshalb auch der Historiker darauf dringen muß, daß für den gemeinsamen Typus, den die Herrenschichten der großen europäiden

[1]) Unser Beispiel gibt wohl einen eurasischen Typus wieder, zeigt aber, wie alle diese Figurengefäße nur das Gesicht, nicht den Schädel bildnismäßig gestaltet. Schädelverunstaltung zu übertriebener Hochköpfigkeit war übrigens in der Chimubevölkerung verbreitet. Vgl. z. B. den Mochicaschädel bei Posnansky in „Tagungsber. der dtsch. Anthr. Ges." (1926), 84, zu dessen psychophysischen Folgerungen aber ein Fragezeichen zu setzen ist.

Erobervölker vorzüglich aufweisen, auch ein gemeinsamer Name geprägt werde[1]).

Die Herausstellung des eurasischen Typus hat nun aber auch den weiteren Vorzug, daß sie Merkmale ausscheidet, denen offenbar keine



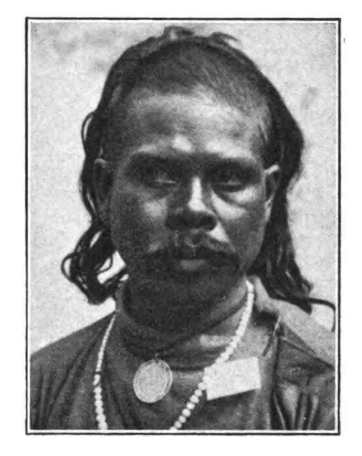


Abb. 210. Abb. 211.
Vorderindien. Vordrawidisch. Aufn. v. Eickstedt.

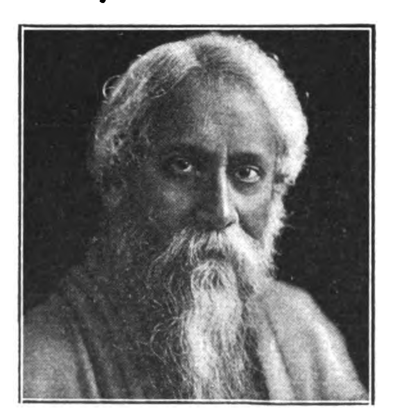


Abb. 212. Vorderindien.
Rabindranath Tagore.
Wesentlich eurasisch-taurisch.[2])



Abb. 213. Vorderindien.
Sikh. Wesentlich nordeurasisch.
Aufn. v. Eickstedt.

[1]) Wobei man selbstverständlich überall, wo es angängig ist, die örtlichen Einzelformen trennen muß. Für Fälle aber, wo eine solche Trennung nicht gut möglich scheint, dürfte sich der neutrale Oberbegriff praktisch erweisen, ebenso wie zur Bezeichnung der Verwandtschaft.

[2]) Über die Bezeichnung „taurisch" s. unten S. 182. Diese Bezeichnung wähle ich dort, wo es nicht möglich scheint zu bestimmen, ob vorderasiatische oder dinarische Rasse im Spiel ist. Im allgemeinen scheint mir, je weiter nach Osten oder Westen taurische Gruppen vom Urheim der taurischen Rassen abgewandert sind, ihr Körperwuchs mehr auf die dinarische als auf die vorderasiatische Spielart hinzudeuten.

gleich allgemeine und weitgespannte Bedeutung zukommt. Was das heißt, werden wir erkennen, wenn wir uns nun indogermanisierten Völkergruppen zuwenden.

Durch eine mehrtausendjährige Rassenvermischung haben die Nachkommen der Arier in Indien ihren reinen Stammbaum durchgängig eingebüßt, aber noch immer scheint bei vornehmen Familien das eurasische Erbgut kräftig durch (Abb. 208); die Beimischung des extrem breitnasigen Eingeborenenblutes (Abb. 209/211) hat dabei u. a. freilich die feine eurasische Art durchweg in Mitleidenschaft gezogen. Nur in einzelnen reiner erhaltenen Stämmen des Nordens tritt noch ein klassischer eurasischer Typus auf (Abb. 213 und besonders 228).

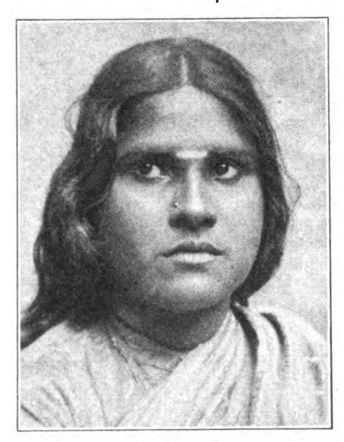


Abb. 214.

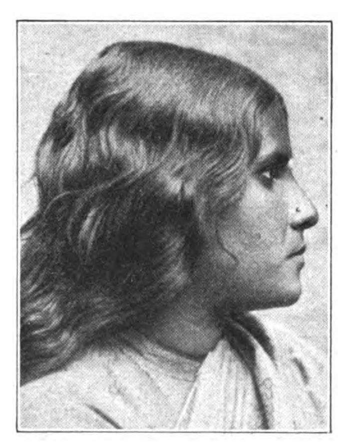


Abb. 215.

Vorderindien. Tamilin. Südeurasisch beeinflußte Drawidaschicht. Aufn. v. Eickstedt.

Die Tempeltänzerin aus Kaschmir in Abb. 228 vergegenwärtigt einen südlich vom Himalaya nicht seltenen Gautypus, in welchem blaue Augen (bei schwarzem Haar) und verhältnismäßig harte Gesichtslinien die ausgesprochen nordische Bildung zeigen. Beim Eurasiertum des eigentlichen Indiens ist die trockene Formensprache der Nordrasse längst verwischt und die weichere, üppigere südeurasische Form hat stärker durchgeschlagen.

Übrigens waren die Arier ja gar nicht die erste eurasische Einwanderungswelle, die sich über die alten Rassen Indiens gelagert hat. Auch schon die vorarische Drawidaschicht hat, wie der Augenschein lehrt, Einwanderer, die wohl der Mittelmeerrasse verhältnismäßig am nächsten standen, in sich aufgenommen, die im Lauf der Zeit in der Urbevölkerung aufgingen, nicht ohne in ihr erhebliche Spuren ihres Blutes zu hinterlassen (Abb. 214/215).

Wenn man nun versucht, an heutigen Brahmanen die altindischen Rassenelemente abzuziehen, so scheint mir (soweit eine derartige Vermutung auf Grund nur spärlichen Augenscheins und literarischer

Quellen möglich ist), daß sich unter allen europäiden Typen gerade der eurasische mit voller Sicherheit als Erbgut der arischen Einwanderung (bzw. späterer entsprechender Einbrüche) nachweisen läßt. Ich möchte



Abb. 216. Perserkopf. Vom sidonischen Steinsarg. Museum Konstantinopel. Wesentl. nordeurasisch.



Abb. 217. Persien. Mörder des Schahs Nâßir ed Dîn (1896). Wesentlich eurasisch. Nach Rosen, Persien in Wort und Bild.

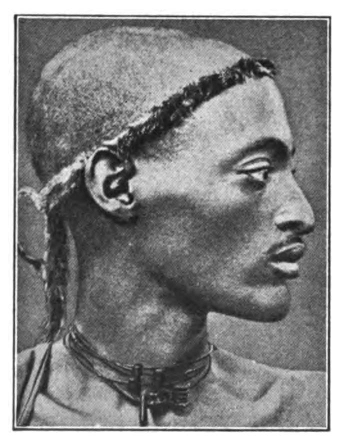


Abb. 218. Wahimafürst. (Deutschostafrika.) Südeurasisch (orientalisch), leicht vernegert. Aufn. M. Weiß.

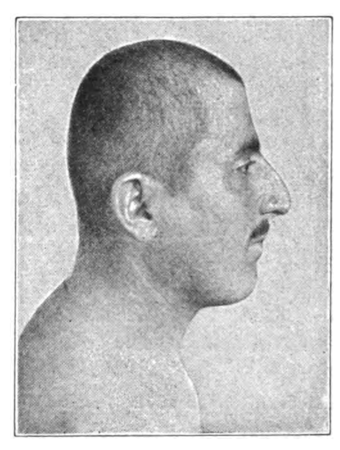


Abb. 218 a. Baku (Armenier). Vorderasiatisch. Aufn. R. Pöch-Weninger.

nicht so verstanden werden, als habe das gesamte arische Volk vermutlich nur aus diesem Typus bestanden: aber daß er sowohl der Menge nach wie auch im gesellschaftlichen Rang vorragte, das wird man wohl erschließen können. Dank der doch immerhin bis zu einem gewissen Grad

geblütserhaltenden Wirkung des Kastensystems[1]) dürfte Indien neben den Hamiten wohl immer noch ein aufschlußreiches Erhaltungsgebiet für den Typus der alten eurasischen Eroberer abgeben.

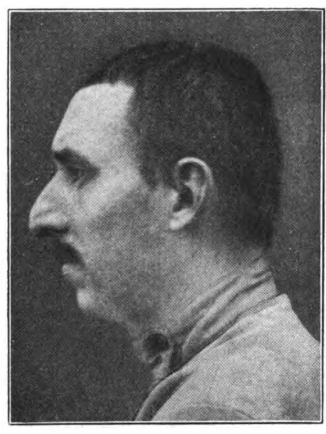


Abb. 219. Bessarabien. Vorderasiatisch. Aufn. F. Lenz.

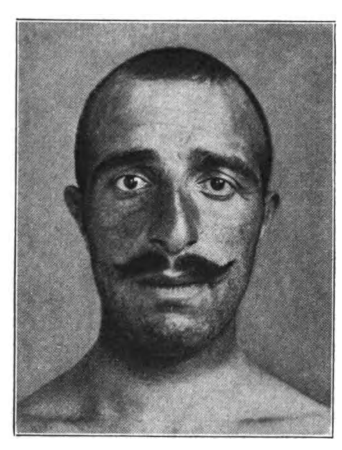


Abb. 220. Kaukasus (Imerier). Vorderasiatisch. Aufn. R. Pöch-Weninger.

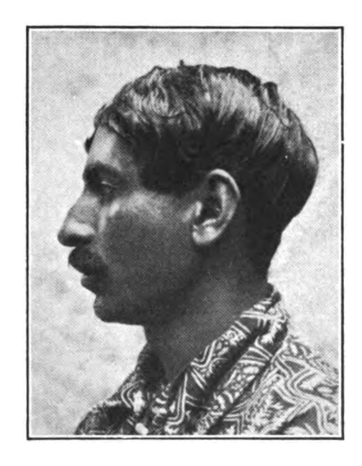


Abb. 221.

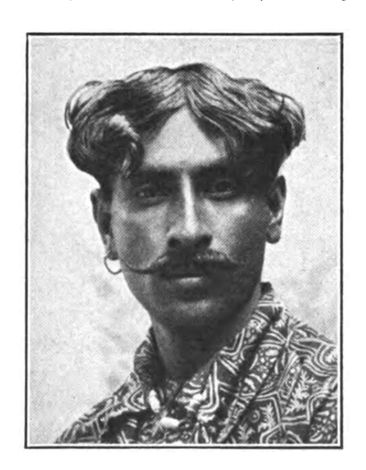


Abb. 222.

Pathane. (Indischer Muhammedaner iranischer Herkunft.) Orientalisch-taurisch. Aufn. v. Eickstedt.

Sollte sich dieser Eindruck durch genaue Forschung an Ort und Stelle bestätigen, dann wäre also ein Beweis dafür geliefert, daß die nach Indien hinabsteigenden europäiden Eroberer, ebenso wie dies von den nach Ostafrika ausgewanderten Hamiten feststehen dürfte, in ihrer

1) Siehe unten S. 263 ff.

Oberschicht nicht gleichmäßig den gesamten Formenbestand des heutigen europäischen Rassengemischs mitgeführt haben, sondern eben vorzugsweise den eurasischen Typus. In jedem Fall ist beim heutigen Stand unsres Wissens nur die Einwanderung des sichergestellten eurasischen Typus in der Herrenschicht positiv zu behaupten.

Es scheint, daß an der arischen Einwanderung in Indien wie an manchen späteren Einbrüchen erobernder Völker, z. B. der Skythen, gerade nördliche, blond-blauäugige Eurasier führend beteiligt waren. Die vielfach verbreitete Anschauung, in Indien fänden sich keine hellfarbigen Nachkommen alter Nordleute mehr, wird durch zahlreiche gesicherte Angaben widerlegt. Nicht nur unter den Sikhs, in Kaschmir

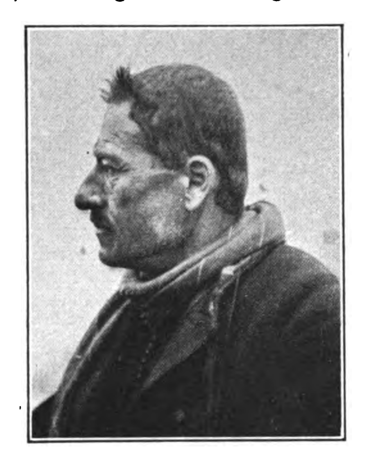




Abb. 223. Abb. 224.
Araber vom Libanon. Vorderasiatisch mit Cromagnon-Einschlag. Aufn. v. Luschan.

usw. finden sich blaue Augen. Auch z. B. die Khatris, eine hochstehende Handelskaste des Pandschab, die ihren Stammbaum von den Ariern herleiten, haben ein glaubwürdigeres Ursprungszeugnis, als ihre genealogischen Sagen, an den blauen und grauen Augen, die unter ihnen vorkommen[1]). Und sogar noch auf Ceylon findet man blonde Singhalesen. Viel derartiges kann man angesichts der Dominanz der dunklen Farben bei Rassenkreuzung und angesichts der klimatisch bedingten Nachverdunkelung gewiß nicht erwarten und muß eigentlich das wenige an hellen Farben Erhaltene als einen Glücksfall von besonders starkem geschichtlichen Zeugniswert betrachten.

Zwischen Indien und dem Mittelmeer ist die zeitweilige Oberherrschaft des eurasischen Typus, die wir auch dort im Gefolge mindestens der semitischen und indogermanischen Eroberungen voraussetzen dürfen, im heutigen Rassenbild sehr verwischt.

In dem Bevölkerungsmischmasch dieser ältesten Hochkulturgebiete hat eine europäide Kurzschädelrasse, die vorderasiatische, sich mit am fühl-

[1]) Das Sprichwort sagt: „Nur ein Albino ist heller als eine Khatrifrau."

barsten durchgesetzt (Abb. 219/220). Sie wird bezeichnet durch einen sehr kurzen, aber hohen Schädel; wenig gewölbtes bis flaches und steiles, gelegentlich wie abgehacktes Hinterhaupt; langes Gesicht, das zwar breiter als das eurasische, aber schmäler als das ostische ist; weitgeschlitzte hohe Lidspalten mit geschweiftem Unterlidrand (hierin den Südeurasiern ähnlich); eine umfangreiche, hohe und meist auch ziemlich breite Nase mit mittelschmaler Wurzel, konvex gekrümmtem, mittelschmalem



Abb. 225. Kaukasus. Kabarden. Wesentlich eurasisch (die tiefer sitzende Frau wesentlich vorderasiatisch). Aus Zichy, Voyages.

Rücken, abwärts gebogener Spitze und geblähten Nüstern; dicke Lippen, die gewulsteter sind als die eurasischen; zurückfliehendes Untergesicht; gedrungenen, vierschrötigen Körperwuchs[1]) und kräftige Behaarung.

Nur in Legierung mit dieser Rasse der hohen Kurzköpfe ist zumeist das nordische Blut im vorderen Asien noch lebendig, obschon in persischen Adelsfamilien da und dort blaue Augen vorkommen sollen und das gleiche von kurdischen Bergstämmen abgelegener Gebiete sicher bezeugt wird. Übergangsformen seien hier veranschaulicht durch einen iranischen Gautypus (Abb. 221/222). Reinere eurasische Formen

[1]) Über diesen vgl. näher unten S. 157. Die Beschreibung im ganzen nach Weninger, Fischer u. a.

(Abb. 216) verkörpert Abb. 217; weit vom Eurasischen entfernt sich der syrische Gautypus in Abb. 223/224.

Ähnlich liegen die Verhältnisse im Kaukasusgebiet, in dem die vorderasiatische Rasse vorherrscht. Nur stellenweise haben auch dort Natur und Geschichte für eine etwas bessere Erhaltung alter eurasischer Reste vorgesorgt (Abb. 225/227). Auch hier sind die Blonden, die

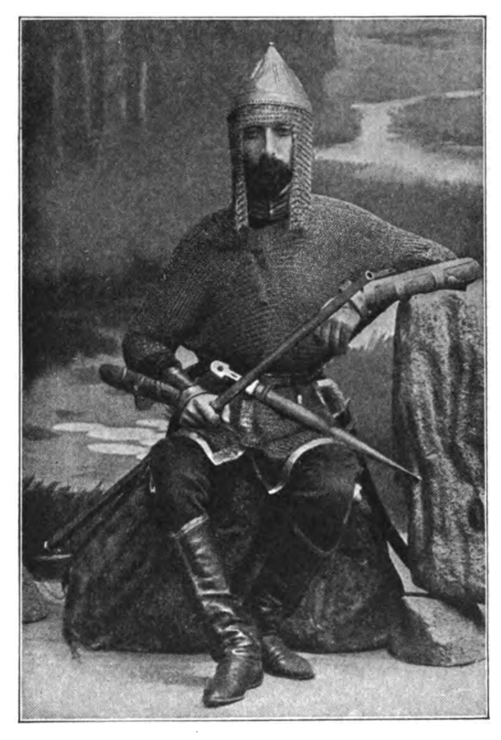


Abb. 226. Kaukasus. Georgischer Edelmann. Wesentlich eurasisch.
Aufn. E. W. Pfizenmayer.

in abgelegenen Gebieten, z. B. bei den Osseten auffallen, der Bodensatz ehemaliger nordhaltiger Überflutungen, die in der vorderasiatischen Volksmasse nur noch als Überbleibsel wirken.

Nördlich vom Kaukasus und von Iran, in dem weiten eurasischen Gebiet von Osteuropa bis zu den innerasiatischen Gebirgsstöcken, sind die vorrussischen eurasischen Elemente weithin zerstreut. Die Turkmenen bilden unter den stark kurzköpfigen Völkerschaften des heutigen Turkestans eine Oase der Langschädligkeit (Index 75,6[1]). Im Hindukusch und im Pamir geht dieselbe Kreuzung von (aus dem Tiefland heranrückenden) Ariern und vorderasiatischen Hochlandsbewohnern vor sich,

[1]) Anthr. Anzeiger 3 (1926), 153.

wie im Kaukasus und auf der Balkanhalbinsel[1]). Unter den Galtscha, östlich des Aralsees, fand Ujfalvy trotz ihren taurisch mitbestimmten Formen ziemlich viel blaue Augen und blondes Haupthaar und bei mehr als der Hälfte der eingehend Untersuchten blonden Bart. Die etwas



Abb. 227. Kaukasus. Imerier. Wesentlich eurasisch. Aus Zichy, Voyages.



Abb. 228. Kaschmir. Tempeltänzerin. Nordeurasisch. Nach National Geogr. Magazine.

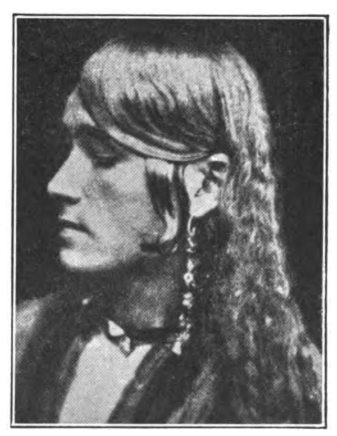


Abb. 229. Taschkent. Tadschikfrau. Wohl wesentlich eurasisch. Nach Hutchinson.

weniger kurzschädligen Tadschik haben, wie es scheint, eurasische Formen und auch nordische Farben so leidlich bewahrt, wie man es in solchem rassischen Vorposten nur irgend erwarten kann (Abb. 229). Und, um

[1]) J. Weninger, Die physisch-anthropologischen Merkmale der vorderasiatischen Rasse. Mitt. d. Geogr. Ges. Wien 63 (1920), 29 f. Statt vorderasiatisch wäre in unsrer Terminologie vorsichtiger taurisch zu sagen.

nur noch eine am anderen Ende des mongoliden Rassenozeans gelegene Insel zu erwähnen, so glaubt Kaarlo Hilden in den Obugriern und ge-

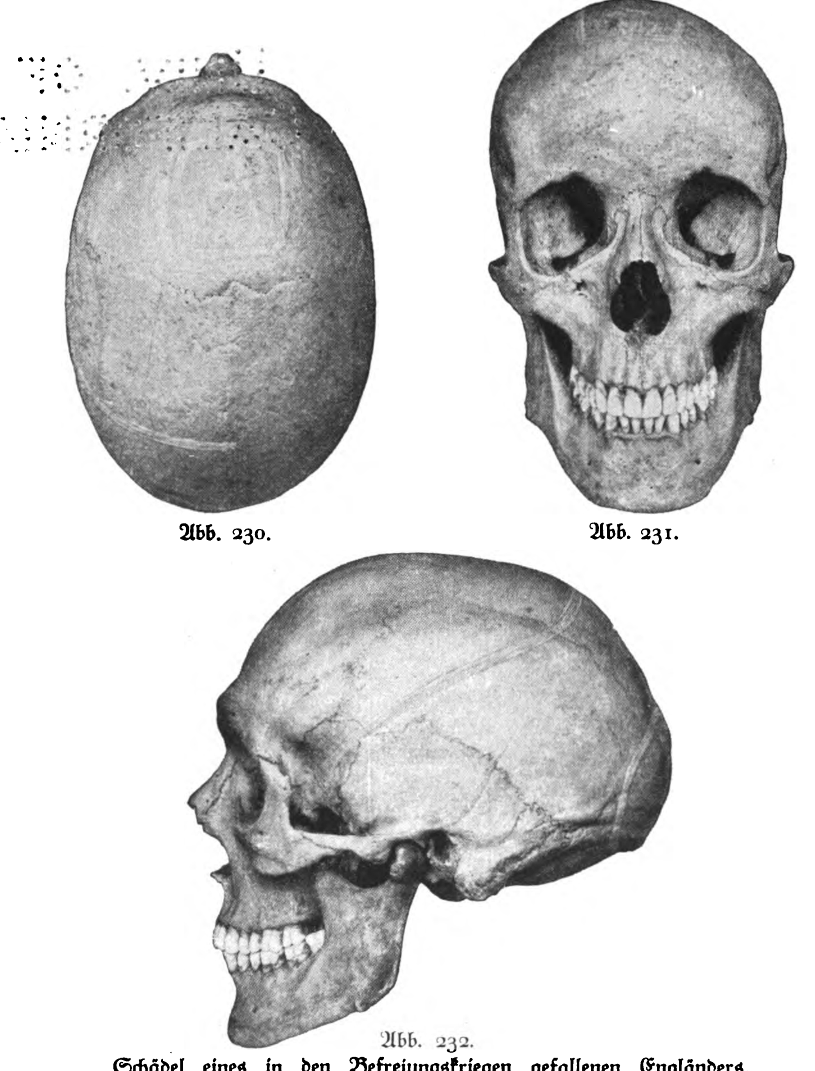


Abb. 230. Abb. 231.

Abb. 232.
Schädel eines in den Befreiungskriegen gefallenen Engländers. (Museum Dresden). „Nordisch".

wissen Altaistämmen Reste aus der einstigen Stammgruppe der eurasischen Rasse entdeckt zu haben[1]).

[1]) Anthropol. Unters. über die Eingeb. des russ. Altai, Phil. Diss. Helsingfors 1920. Dazu H. Bryn, Anthropos 21 (1926), 451 f. Auch hier handelt es sich selbstverständlich im besten Fall nur um stark aufgekreuzte Reste.

Wenn man geographisch und geschichtlich die Ausbreitung und Wirkung des eurasischen Typus überblickt, so gleicht sein heutiger Bestand überall einem Trümmerfeld und mancherorts einer Grabstätte. Die gewaltige Erscheinung aber, die einen Schlüsselpunkt weltgeschichtlichen Verhältnisses überhaupt bildet, ist die Tatsache, daß dieser Typus fast überall in einer Herrenschicht verbreitet war. Beleg dafür und zugleich getrübter Überrest ist sein Fortleben in den Adelsrassen von fünf Erdteilen.

Bei diesem Tatbestand, zu dessen Erhellung sich Kulturgeschichte und ethnische Anthropologie die Hand reichten, ist es nun eine notwendige Frage, was die vorgeschichtliche Anthropologie zur Sicherung oder Widerlegung des Ergebnisses beizutragen habe?



Abb. 233.

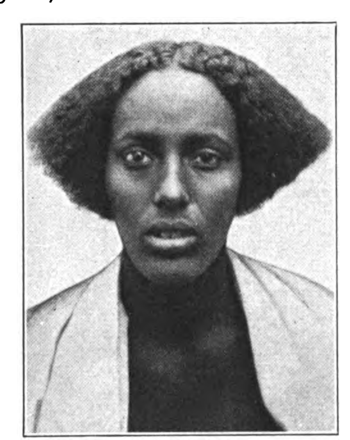


Abb. 234.

Junger Nordsomali. Wesentlich orientalisch (leicht vernegert). Aus Eickstedt, Archiv für Rassenbilder. XIV. Puccioni.

Ein eurasisches Gegenbeispiel zur Cromagnonschädelform, das ja nur ein billiges Verlangen des Lesers ist, wurde schon in dem Doppelfall aus dem bajuwarischen Reihengräberfeld (Abb. 156/157) geboten. Aber ist nicht der Vergleich ungenau, indem der mehr oder weniger cromagnonhaltige Schädel männlich, der eurasische weiblich ist bzw. dafür gehalten wird? Nun, nach der „fast weiblichen Sanftheit“ des eurasischen Kopfes bei Lebenden dürfen wir auch am Skelettschädel nicht viel Zeichen von männlicher „Kraft und Rauheit“ erwarten, und tatsächlich kann ich aus der Literatur bisher keinen neuzeitlichen Schädel nachweisen, der zugleich sicher männlich und sicher rein eurasisch wäre. Wo z. B. einigermaßen starke Augenbrauenbögen vorhanden sind, deren stärkere Ausbildung beim Mann ja zu den Anhaltspunkten für die Geschlechtsbestimmung gehört, da liegen häufig in der Augengegend, vor allem durch eckige Augenhöhleneingänge, und anderweitig Annäherungen an den Cromagnontypus vor. Man betrachte nur einmal den von Günthers Quelle als Muster nordischer Rasse angegebenen Schädel in dieser Reihenfolge der Ansichten:

Zwar in der Scheitelaufsicht (Abb. 230), abgesehen von den vielleicht nur altertümlichen, nicht dalisch beeinflußten Brauenbögen, eine tadellose Ellipse, in der Vorderansicht (Abb. 231) aber außer Eckigkeit der Augenhöhleneingänge ein störend spitzes Hervortreten der Jochbögen und Unterkieferwinkel, in der Seitenansicht (Abb. 232) ein fast rein

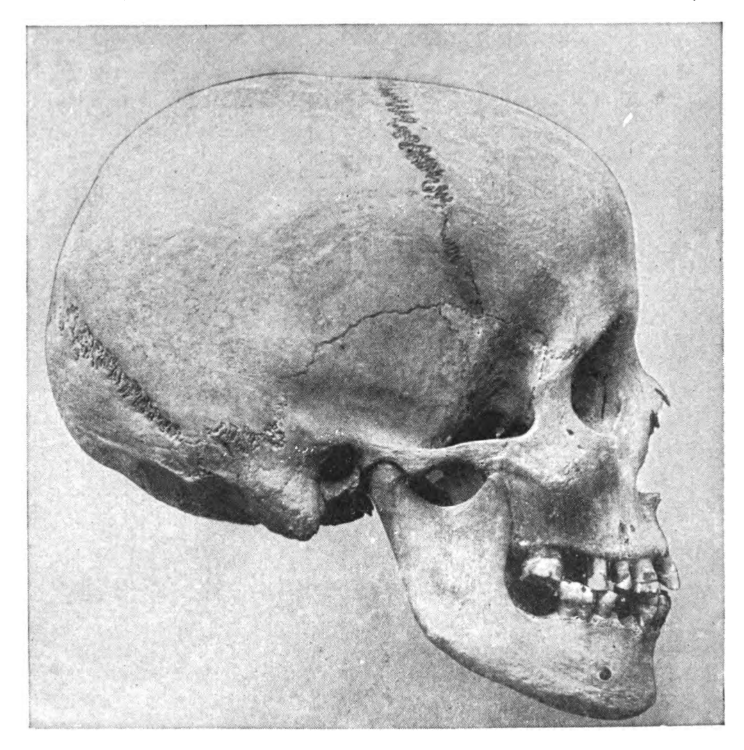


Abb. 235. Estland. (Gegenwart.) Eurasisch. Aufn. R. Weinberg, Zeitschr. f. Ethn. 35.

dalisches Profil des Gehirnschädels! Das Ganze ist gewiß „nordisch", aber ein völlig rein eurasischer Typus ist es nicht.

Daß ein eurasischer Mannsschädel, für sich allein betrachtet, leicht für einen weiblichen gehalten werden kann, das überrascht nicht, da man etwa bei lebenden Hamiten, die allerdings das Äußerste an übereurasischer Sanftheit gezüchtet haben, einen unzweifelhaften Mann so leicht auf den ersten Blick für ein hübsches Mädchen halten kann (Abb. 233/234)[1].

Darum gibt ja auch erst die Schädeluntersuchung einer ganzen Bevölkerungsgruppe brauchbare Vergleichspunkte zur Geschlechtsbestimmung. Ein weiblicher „nordischer" Hirnschädel, der unter eine äthiopische

[1]) Besonders bei den Wahima. Bei anderen Hamiten zeigt wenigstens das reifere Mannesalter markant geschnittene Gesichter.

Gruppe gesteckt würde, könnte den Anthropologen ebenso leicht über sein Geschlecht täuschen, wie ein äthiopischer männlicher in einer „nordischen" Gruppe[1]).

Da mir nun eigene Forschungen an größeren Schädelsammlungen nicht möglich sind, so kann ich einen sicher männlichen heutigen Schädel des eurasischen Typus vorderhand nicht vorführen und muß mich hierfür mit einem weiblichen Schädel begnügen, der immerhin aus jener Ostsee-Ecke stammt, in welcher bei Mann und Weib nach Stratz' etwas

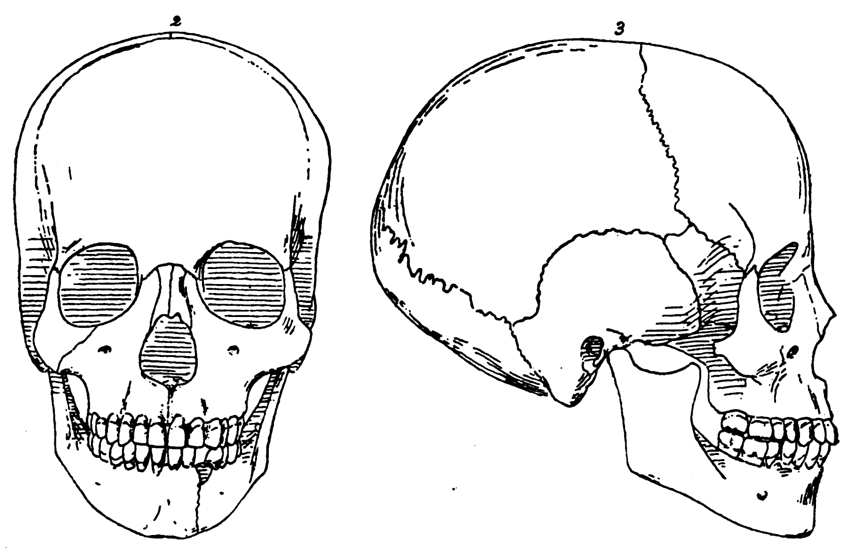


Abb. 236. Abb. 237.
Lengyel. Jüngere Steinzeit. Eurasisch. Nach Wosinsky.

übertreibendem Ausspruch die „Götter Griechenlands", also die klassischen Eurasier noch leiblich zu finden sind. Dieses Profil (Abb. 235) läßt sich wirklich vergleichen mit dem des schönsten Schädels aus der jungsteinzeitlichen Fundstätte von Lengyel in Südungarn, von deren Menschenresten Virchow (Zeitschrift für Ethnol. 1890) sagt, „daß keine arische Bevölkerung schönere Formen hervorgebracht hat" (Abb. 236/237)[2]).

„Dieser einem jungen Individuum angehörige Schädel", so urteilt Virchow, „besitzt viele weibliche Eigenschaften, ist aber doch wohl nach Berücksichtigung aller Umstände als der eines jungen Mannes zu diagnostizieren". Hier hätten wir also in einem Zeitalter, das dem

[1]) Zumal ja doch wohl auch der geschulte Anthropologe noch ein ganz klein wenig im Banne des Kanons stehen könnte, der für das weibliche Ideal den eurasischen Typus, für das männliche den „nordischen" vorschreibt! (Siehe unten S. 138 ff.)

[2]) In Wosinskys Wiedergabe ist viel ergänzt und keine Aufsicht vorhanden. Es wäre wohl an der Zeit, daß endlich eine moderne Veröffentlichung dieses Schatzes erfolgte.

Beginn jener weltgeschichtlichen arischen Erobererzeit schon nahesteht, einen Mann von rein eurasischem Typus (nach Virchow).

Wir werden später (S. 166) von dem Eindringen eurasischer Formen im Ostseegebiet zu sprechen haben und dabei feststellen, daß schon vor der Lengyelgruppe im Norden eurasische Einschläge vorhanden sind, wie ja auch weit unten im Süden etwa in der ältesten Anaukultur an der Grenze Turkestans und Irans. Aber auch im Gebiet der jungsteinzeitlichen Donaukultur bedeutet der Lengyeltypus, der meist der nordischen Rasse zugewiesen wird, keineswegs das älteste Auftauchen eurasischer Formen. Früher schon findet sich eine kürzere Form mit niedri-

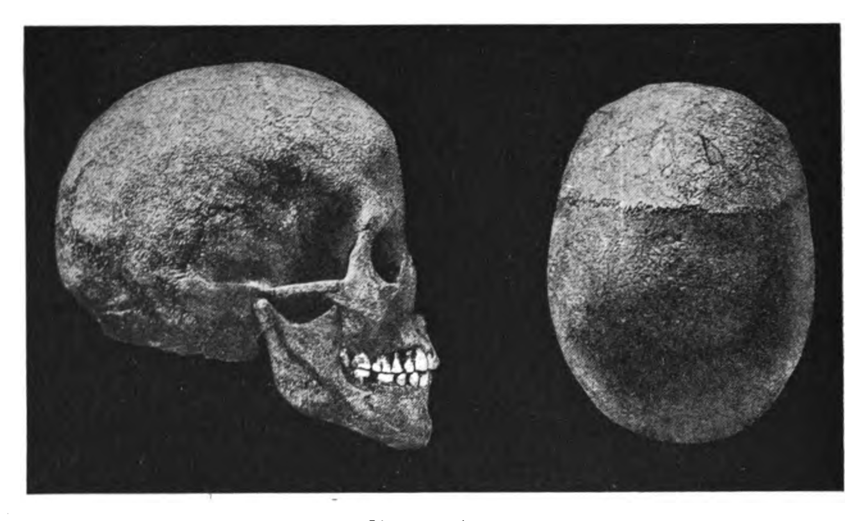


Abb. 238/239.
Wohontsch (Deutschböhmen). Jüngere Steinzeit. Wesentlich eurasisch. Nach Schliz.

gerem Schmalgesicht und kürzerer breiterer Nase. Für diesen Typus sei der weibliche Schädel von Wohontsch (Abb. 238/239) wiedergegeben; übrigens hat dieser einen Längenbreitenindex von nur 75. Die Forscher sind sich über seine Einreihung nicht einig. Manchen gilt dieser Typus nur als eine Spielart des Lengyeltypus; andere weisen ihn der mittelländischen Rasse zu; auch an einen besonderen „sudetischen" Gautypus wird gedacht[1]). Jedenfalls herrscht nach Schliz[2]) im bandkeramischen Donaukulturkreis „die gleichmäßige Ellipse als Grundriß". Auch noch der Stillfrieder Schädel (Abb. 240/241) steht dem eurasischen Typus nahe; er ragt zwar über die Grenze der Kurzschädligkeit hinaus, zeigt aber keine einwandfreien Merkmale einer wirklichen Kurzschädelrasse[3]).

[1]) Vgl. Reall. Vorg. 1, 345; indes auch 5, 377 f., beidemal Reche.
[2]) Arch. Anthr. 35, 206.
[3]) Trotz schwacher Brauenbögen ist der Schädel (Index 80, 9) nach Schürer-Pöch „als männlich bestimmbar". Die in den MAGW. 48 (1918), Tafel 1 abgebildete Aufsicht zeigt Keilform. Daß Reche (Reall. Vorg. 5, Tafel 112) Stillfried

Wohin immer nun diese Beispiele aus der Donaukultur von der Fachwissenschaft eingereiht werden mögen, ob zur nördlichen, zur südlichen oder zu Übergangsgruppen des eurasischen Typus: jedenfalls liefern sie den Beweis, daß im Osten Mitteleuropas ein Kulturkreis bestand, unter dessen menschlichen Überresten wir vor allem eurasische Typen finden. Die weltgeschichtlichen Erschütterungen des beginnenden Herren- und Hochkulturzeitalters haben mit dem eura-

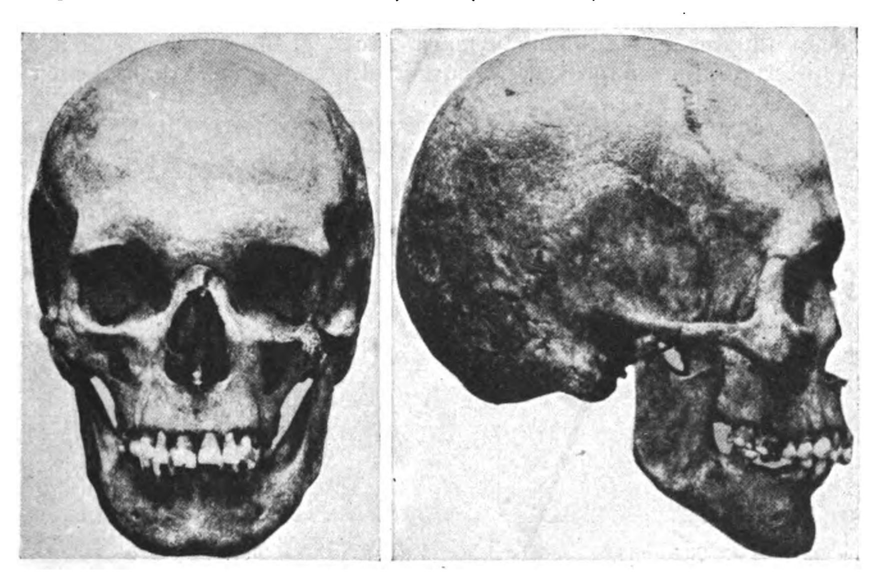


Abb. 240. Abb. 241.
Stillfried (Niederöster.). Starker eurasischer Gehalt. Jüngere Steinzeit. Aufn. Schürer-Pöch.

sischen Typus irgendwie enger zusammengehangen; das müssen wir nach dem Rassenbild der Herrenschichten in vier bis fünf Erdteilen ja vermuten. Hier ist nun, soweit Knochenüberreste überhaupt Beweismittel sein können, der Nachweis des Eurasiertums in einem jungsteinzeitlichen Kulturkreis erbracht. Mehr brauchen wir vorerst nicht zu verlangen. Wohl aber erhebt sich nun die Frage, wie weit es möglich sei, den eurasischen Typus auch noch bis in die Eiszeit zurückzuverfolgen?

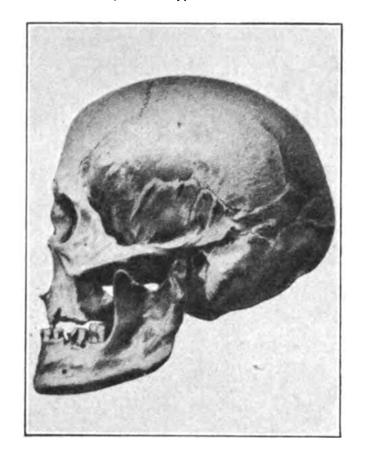
Im späteiszeitlichen Europa haben sich neben der vorherrschenden Cromagnonrasse auch noch verschiedene andere Rassen auffinden lassen. Nach der Einteilung Szombathys[1]) haben wir neben Cromagnon vor allem hier die Chanceladegruppe zu nennen[2]).

als einzigen, also normativen Schädel der „nordischen" Rasse vorführt, ist wohl etwas zu weit gegangen. Wie sehr im übrigen die Kokonform im Gebiet der Donaukultur durchschlägt, mag etwa der Fall von Bischoffingen zeigen, wo von 4 Schädeln 2 lang-, 1 mittel- und 1 kurzschädlig sind, alle mit Kokonform, Schliz a. a. O. 209.

[1]) In „Die Eiszeit" 2 (1925), 73 ff. und Mitt. Anthr. Ges. Wien 56, 202 ff.

[2]) Bezüglich der sonst noch vorgeschlagenen Rassen, Aurignacrasse, Lößrasse usw. siehe die zusammenfassende Kritik bei Szombathy. Die Gründe, die Klaatsch,

Nicht weniger scharf als Szombathy scheidet Saller trotz dem von ihm betonten weiten Formenspielraum der Cromagnonrasse andere späteiszeitliche Rassen von ihr ab. Während aber Szombathy die uns hier interessierenden Formen unter dem Begriff der Chanceladerasse zusammenfaßt, geht Saller noch weiter und trennt eine „Brünnrasse" von der Chanceladerasse ab [1]). Die Chanceladerasse, die erst mit dem Magdalenien auftaucht, ist nach Saller bezeichnet durch einen sehr hohen Lang- und Breitschädel mit breiter Stirn und breitem, hohem Gesicht, hoher Augenhöhlenform und schmaler Nase, geringer Körperhöhe mit Gliederverhältnissen, die der Brünnrasse gleichen. Diese Brünnrasse, die



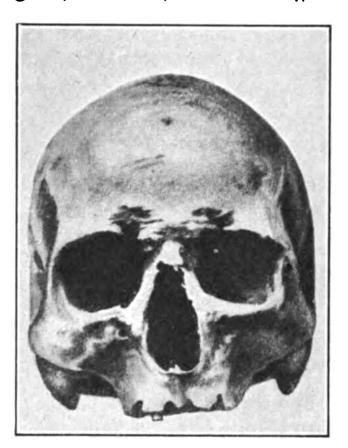


Abb. 242. Abb. 243.
Chancelade. Späteiszeit. Nach Boule.

schon im Aurignacien da ist (ihr weist Saller Combe Capelle, Brünn Nr. 1 und den weiblichen Oberkassler zu), ist schmallangschädlig, hochschädlig, mit hohem Schmalgesicht, aber niederer Augenhöhlenform und breiterer Nase; der Körperwuchs ist gleichfalls geringer als bei Cromagnon. Es ist möglich, daß Sallers scharfsichtige Auflösung der Chanceladegruppe in zwei Rassen das Richtige trifft [2]); bei der Spärlichkeit der Fundstücke und der Unwahrscheinlichkeit ihrer Rassenreinheit aber ist Gewißheit heute nicht zu erlangen; und da sich die dem Eurasiertum verwandten und die ihm fremden Merkmale über beide Sallerschen Rassen, wenn auch verschieden verteilen, so kann es für unsre Zwecke wohl zunächst bei der Szombathyschen Einteilung verbleiben.

Heilborn, Hauser und auch Werth zu einer Zusammenwerfung von Chancelade mit Cromagnon geführt haben, dürfen als durchweg veraltet gelten gegenüber der von Boule, Szombathy, Saller u. a. durchgeführten Trennung von Cromagnon und Chancelade.

[1]) K. Saller, Die „Cromagnonrasse". Anthr. Anz. 2, 1925, 175ff.

[2]) Seine Klassifikation wird durch die Einreihung der Grimaldirasse u. a. noch wesentlich komplizierter, als hier in Betracht kommt.

Betrachtet man die Chanceladegruppe als Ganzes, für die hier der namengebende Fund aus Raymonden abgebildet sei (Abb. 242/243), so spricht doch mancherlei, insbesondere die Gesichtsbreite, dagegen, sie einfach als Vorstufe des Eurasiers aufzufassen. Aber sie beweist mit Sicherheit, daß die Besonderungen der europäiden Menschheit schon so weit vorgeschritten waren, daß sogar im eiszeitlichen Europa so Cromagnon ferne und dem Eurasiertum verwandte Formen vorkamen.

Bei allen diesen rassischen Minderheiten im späteiszeitlichen Europa ist es ja nun noch viel fraglicher als bei Cromagnon, ob die Zufallsfunde des Spatens gerade reinrassige Individuen zutage gefördert haben. Vielleicht enthält unsre gesamte Chanceladegruppe überhaupt schon alte Mischformen, wie dies für die Typen von Combe Capelle oder Oberkassel z. B. heute zumeist angenommen wird. Es ist in gewissem Sinne sogar unwahrscheinlich, daß in den örtlichen Brennpunkten der Cromagnonrasse andere Rassen leicht rein anzutreffen seien. Deshalb würde es auch kaum unsre Sicherheit vermehren, wenn wir in eine eingehende Analyse der Chanceladegruppe eintreten wollten[1]). Soviel ist gewiß, daß wir den Eurasier immer noch eher von Chancelade ableiten könnten als von Cromagnon.

Es ist deshalb begreiflich, daß Forscher, welche nur mit eiszeitlichen West- und Mitteleuropäern als Ahnen der jungsteinzeitlichen nordischen Rasse rechnen, dazu neigen, diese abzuleiten vom Typus von Chancelade, in dem sie den rassischen Gegenspieler zu Cromagnon erblicken. Diese Ansicht ist sehr modern, und man kann in der Tat auch nicht ablehnen, daß aus der Chanceladegruppe Blut in die nordische Rasse hinübergeflossen sein mag. Indes das heutige zahlenmäßige Übergewicht der nordischen Rasse über die dalische ließe sich aus den Verhältnissen der uns bekannten Eiszeit nicht ohne weiteres ableiten. Wenn wir aber vollends gezwungen sein sollten, das ganze Eurasiertum bis in die fernen Weltgegenden von dem Rassenspritzer der Chanceladegruppe abzuleiten, müßten wir uns recht beengt fühlen und könnten es verstehen, daß andere Forscher in der Verlegenheit immer wieder die Cromagnonrasse als Mutterschoß der nordischen betrachten, so gezwungen immer auch diese Ableitung ist. Aber war denn das bißchen unvergletschertes Europa der Eiszeit das einzige mögliche Urheim eurasischer Rasse? Schon ein Blick auf die Karte lehrt uns: so klein und wenig einladend die Landzunge Europa im Zeitalter der Vereisung dalag, so weit erstreckte sich jener Erdteil, in dem neuere Forschung mit immer größerer Wahrscheinlichkeit den Herausbildungsherd der Menschheit überhaupt erblickt, Asien; und von Asien öffnete sich nach der Eiszeit breit das Tor nach dem vergrößerten, Raum bietenden Europa herein[2]).

[1]) In die Nähe des Eurasiers weisen besonders das hohe Gesicht, die überraschend hochgewölbte Stirn bei langem und schmalem Schädel, die großen und hohen Augenhöhlen und vielleicht der enge Unterkiefer der Chanceladeform. Die von Testut und Hervé gefundenen Übereinstimmungen von Chancelade mit östlichen Eskimos beeinträchtigen natürlich die näherliegenden Ähnlichkeiten mit dem Eurasier nicht.

[2]) Über das Kartenbild vgl. unten S. 114.

Es ist vielleicht doch nur eine Angewohnheit von vorübergehender Bedeutung, wenn die Kultur- und Rassenerforschung der Eiszeit die Zusammenhänge meist unter dem Gesichtspunkt sieht: die oder die bestimmte Erscheinung wurzelt in Europa und verläuft nach Osten, verliert sich im Osten... Es könnte zuweilen Europa als Nebenland Asiens aufzufassen und der Zug von Osten nach Westen gegangen sein. Immer stärker rechnet z. B. auch Menghin mit dieser Richtung geschichtlicher Vorgänge in der Eiszeit. Und wenn wir uns nun die Tat-

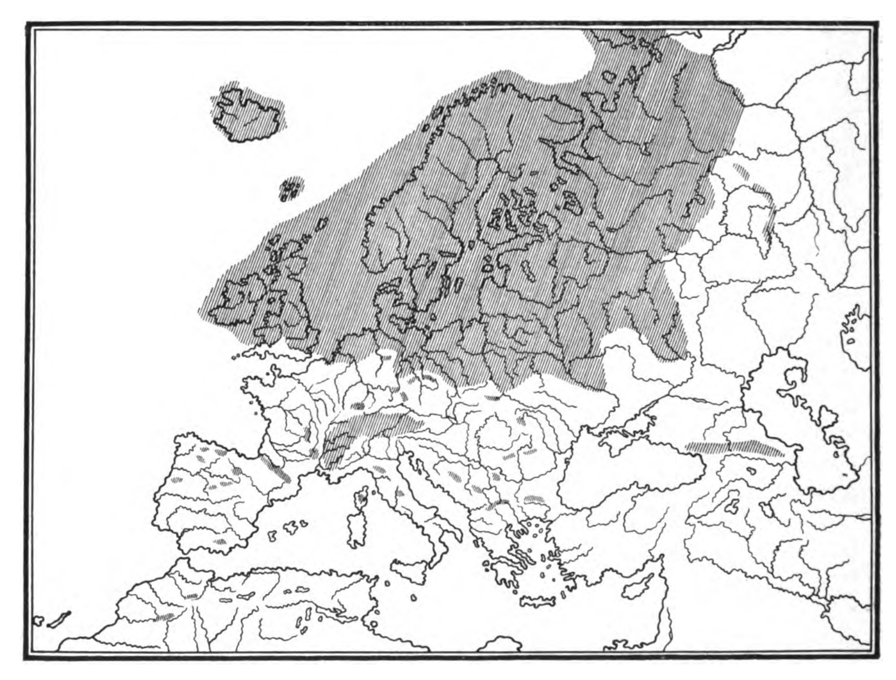


Abb. 244. Europa zur Zeit der größten Vergletscherung (nach Obermaier). Die schraffierten Räume sind von Eis bedeckt.

sache vor Augen halten, daß gewisse eurasische Rassen als mehr oder weniger ausgesprochene Hirtenvölker in die Geschichte eintreten, das Hirtentum aber sicher nicht in Europa entstanden ist, so nimmt es nicht wunder, daß in der Weltecke des eiszeitlichen Europas die Eurasier erst so spärlich und so unsicher vertreten sind.

Somit gebietet wohl die Vorsicht, die Chanceladegruppe nur als einen Beweis für das eiszeitliche Dasein europäider Gruppen, die dem Eurasiertum nahestehen, zu nehmen, ohne indes sich darauf festzulegen, daß die heutigen Langschädel Europas nun gerade sämtlich von der Cromagnon- oder der Chanceladerasse Alteuropas abstammen müssen. Es könnte doch sein, daß das Europa der Eiszeit keineswegs eine „Gebärmutter der Völker“ gewesen ist.

Ein weiteres und vielleicht ausschlaggebendes Gewicht erhalten diese Überlegungen schließlich durch die Tatsache, daß der bisher weitaus reichhaltigste eiszeitliche Knochenfund, der von Předmost, welcher noch nicht bearbeitet und veröffentlicht werden konnte, nach den allerdings nur vorläufigen Eindrücken von gelehrten Besuchern des Brünner Museums möglicherweise ein viel dichteres Vorkommen der Chanceladerasse in Osteuropa als im Westen nahelegt. Es könnte sein, daß dieser Fundstoff uns einmal dazu führen wird, die vorläufige Aufstellung der Chanceladegruppe überhaupt aufzugeben und die altertümliche, eiszeitliche Ahnenform des Eurasiertums reiner und unmittelbarer zu kennen. Dann würde also schon der eiszeitliche Beginn des Einstroms des Eurasiertums aus dem Osten greifbar werden. Wir müssen uns indes leider zurzeit noch sehr vorsichtig ausdrücken und nur wünschen, daß dieser Hauptfund von Předmost bald veröffentlicht werde; die Forschung ist an einen Punkt gelangt, wo sie die Aufschlüsse aus ihm nicht länger entbehren kann.

7. Haben europäide Rassengruppen sich in Eurasien herausgebildet?

Die vorgeschichtliche Archäologie muß die Frage nach einem europäischen Urheim der Europäiden verneinen. Die Abstammung der Cromagnonrasse vom europäischen Neandertaler ist durchaus unwahrscheinlich,[1]) und da sich auch in Asien wie in Osteuropa nicht unerhebliche Mengen von Cromagnoneinschlägen in der Bevölkerung finden, so ist an der ursprünglichen östlichen Heimat der Cromagnonrasse um so weniger zu zweifeln. Was aber für diese Rasse gilt, die wenigstens in der Späteiszeit schon ihren Hauptherd in Europa fand, das gilt noch in verstärktem Grad für jene anderen Gruppen, die während der Eiszeit bestenfalls in vereinzelten Spritzern sich in Westeuropa finden, den Kurzschädelrassen und den Eurasiern, deren Anteil an der europäischen Bevölkerung seit dem Ende der Eiszeit so auffällig anwächst. Für die Kurzschädelrassen rechnet denn auch so ziemlich die gesamte Forschung mit einer erheblichen Einwanderung seit dem Ausgang der Eiszeit. Was nun aber die eurasischen Rassen angeht, so ist auch hier wenigstens die Einwanderung von Mittelländischen seit dem Ausgang der Eiszeit eine allgemeine Annahme. Nun müssen wir aber vor allem endlich auch Ernst machen mit der kulturellen Verwandtschaft, welche die völkerkundliche Weltgeschichte zwischen jenen Völkern festgestellt hat, in denen einerseits die hellen, anderseits die dunklen Eurasier vorherrschen. Die Forschungen Fritz Gräbners und seiner Schule, welche diese Kulturzusammenhänge ins hellste Licht gestellt haben, bestimmen das Geschichtsbild, das wir uns heute für die älteren Zeiten bilden müssen, doch schon recht wesentlich. An dieser Stelle kann nur ihre kurze Summe gezogen werden, und ich tue es mit den Worten eines Schülers Gräbners, der ebenso wie dieser selbst, von Rassenverwandtschaft gar nicht einmal spricht: „Es glückte Gräbner, zu zeigen, daß die Indogermanen durch zahlreiche Wechselbeziehungen einerseits mit den Malayo-Polynesiern, anderseits mit den gesamten asiatisch-afrikanischen Hirtenvölkern verbunden sind. Übereinstimmungen im Sagenschatz, in der Weltanschauung, im Verfassungsleben wie auch im sachlichen Kulturbesitz gehen hin und her, oft von geradezu überraschender Deutlichkeit. Die Einheitlichkeit, in der diese Gruppe von Völkern — die jüngeren vaterrechtlichen Völker, wie wir sie seit Gräbner nennen — erscheint, zeigt sich noch deutlicher, wenn wir sie mit den übrigen Völ-

[1]) Vgl. unten S. 189 Anm. 1.

kern der Erde vergleichen, zu denen sie größtenteils in einem völligen Kulturgegensatz stehen. Man wird nicht umhin können, aus diesen Tatsachen den Schluß zu ziehen, daß diese verwandten Völker, die Indogermanen, die asiatisch-afrikanischen Hirten und die Malayo-polynesier in der Vorzeit einmal näher beieinander gewohnt haben als heute"[1]). Gräbner denkt, ebenso wie W. Schmidt, an die asiatischen Steppen als einzig mögliches Ausgangsgebiet dieser Völker bzw. ihrer Kulturen. Es ist nun für uns sehr wichtig, daß die Forschungen, welche zu diesem Ergebnis führten, alle Rassentatsachen bewußt und methodisch ausgeschaltet haben. Um so mehr Zutrauen dürfen wir deshalb zu einem Ergebnis haben, worin diese Untersuchungen mit dem der Rassenforschung übereinstimmen. Da jene Völker heute sämtlich rassengemischt sind, so kann freilich nur für einen Teil ihres Rassenbestandes jener „vaterrechtlich-hirtliche" kulturelle Urzusammenhang vermutet werden; aber in diesem Fall spricht selbstverständlich die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß es die unter sich rasseverwandten, also die eurasischen Bestandteile gewesen sind, die einstmals auch räumlich und kulturell zusammenhingen.

Macht man also mit der kulturellen wie mit der anthropologischen Verwandtschaft wirklich Ernst, so kommt aus geographischen, archäologischen und kulturgeschichtlichen Gründen als gemeinsame Heimat der Eurasier eigentlich nur in Frage der westliche Teil des ursprünglichen Hirtenkulturgebietes, also Eurasien, worunter wir Osteuropa und Westasien nördlich vom Kaukasus und Elburz, mithin im wesentlichen das Gebiet des russischen Reiches verstehen.

Diese Vermutung widerspricht freilich jener alten Verlegenheitsannahme, welche die orientalische Rasse in Arabien, die nordische in Nordmitteleuropa „entstehen" ließ. Wenn nun aber für die Eiszeit das vergletscherte Nordeuropa ohnehin wegfällt und die Entstehung der formverwandten hellen und dunklen Eurasier auf so weitgetrennten Schauplätzen einem anthropologischen Wunder gleichkäme, so darf ich bezüglich Arabiens auf die Darlegungen eines Semitisten verweisen, dem wohl die meisten seiner Fachgenossen heute zustimmen dürften: „Daß die Semiten der ‚Völkerkammer' Arabien entströmt seien, ist eine Hypothese, deren Unwahrscheinlichkeit immer mehr zutage tritt. Die rassereinen Semiten, wie wir sie noch unter den heutigen Beduinen der arabischen Wüste antreffen, unterscheiden sich körperlich nur wenig von den Indogermanen. Man stecke einmal einen solchen Wüstensohn in den Ölmantel eines hageren, wettergebräunten nordischen Seefischers und lege diesem die malerische Tracht des Beduinen an. Der Unkundige wird dann nur schwer erkennen, welches der Semit und welches der Europäer ist. Ebenso finden sich nach den Forschungen Hermann Möllers, die man nicht mit der Geste vornehmer Überlegenheit — hinter der sich oft nichts als Unwissenheit oder Interesselosigkeit verbirgt — einfach ignorieren darf, auch sprachlich auffallende Beziehungen zwi-

1) P. Leser in Köln. Zeit. 1927 Nr. 164a.

schen der semitischen und indogermanischen Rasse; alles weist darauf hin, daß die Hypothesen, die Arabien oder gar Afrika als die Urheimat der Semiten betrachten wollen, haltlos sind. Vielmehr dürften beide Völker in Zeiten, die weit vor unsern ersten geschichtlichen Daten liegen, etwa in Südost- oder Zentral-Europa ein Volk mit einer Sprache gebildet haben[1])."

Über die sprachlichen Zusammenhänge kann ich nicht urteilen, und in anthropologischer Beziehung wird man statt semitischer und indogermanischer Rasse besser orientalische und nordeurasische Rasse sagen. Hiervon abgesehen wird sich aber wie gesagt gegen Ungnads Auffassung kaum etwas einwenden lassen mit Ausnahme des einen Punktes, daß Ungnad, wie so viele Gelehrte, unberechtigterweise gar nicht mit den weiten und wichtigen Landstrichen rechnet, die jenseits Europas bis zu den innerasiatischen Gebirgsmassiven sich dehnen. War Osteuropa-Westasien nördlich von Kaukasus und Elburz oder, wie dieses zusammenhängende Gebiet kurz bezeichnet wird, Eurasien in der Eiszeit bewohnt oder nicht? Und von welchen Rassen war es bewohnt?

Die in letzter Zeit so erfolgreich geförderte klimageschichtliche Forschung hat das wichtige Ergebnis gesichert, daß der südöstliche Teil dieses Gebietes, also Turkestan usw., während der letzten Eiszeit ein unvergleichlich viel günstigerer Wohnraum war als das gesamte Europa nördlich der Alpen[2]). Während der unvergletscherte Teil unseres Erdteils nördlich der Alpen unter der Einwirkung der benachbarten Gletschermassen ein außerordentlich rauhes Klima hatte, herrschte in Westasien ein ähnliches wie heute, nur etwas günstiger. Denn die zentralasiatischen Vergletscherungen waren zwar ausgedehnter, als man bis vor kurzem angenommen hat, aber ihre klimatischen Wirkungen auf die Umgegend blieben gering. Im Westen Asiens ragte zeitweilig von Norden her das Eismeer viel weiter nach Süden und der Kaspisee weiter nach Norden als heute[3]); infolgedessen hatte Westasien ein ozeanischeres Klima als jetzt; der stärkere Ausgleich der Niederschläge bot damals für Jagd oder Viehzucht mindestens dieselben Möglichkeiten wie heute und für Pflanzenbau erheblich bessere; ist doch Turkestan möglicherweise sogar die Heimat von Weizen und Gerste.

Wenn es hiernach kaum erklärlich sein würde, die pflanzen- und tierreichen Gebiete von Osteuropa bis zum Pamir und Altai während ihres günstigen Eiszeitklimas für unbewohnt zu halten, so haben ja positive Bodenfunde den Nachweis eiszeitlicher Besiedelung da und dort schon erbracht[4]). Allerdings steckt die Erforschung der asiatischen

---

1) A. Ungnad, Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens (1923), 4f.

2) Außer auf die Literatur stütze ich mich im Folgenden auf mündliche Mitteilungen von H. Gams.

3) In beider Beziehung ist also das Kartenbild in Abb. 244 entsprechend umgezeichnet zu denken; vgl. dazu W. A. Obrutschew, Geologie von Sibirien (1926), Tafel 10.

4) Vgl. auch V. G. Childe, The Aryans (1926), 187f. Soweit ich mir aus den spärlichen Mitteilungen ein Bild habe machen können, handelt es sich im Südosten Europas einschließlich Transkaukasiens und Transkaspiens hauptsächlich um

Altsteinzeit noch in den Anfängen, aber es dürfte hier genügen, auf die von dem Innsbrucker Forscher Gero von Merhart kürzlich gegebene Zusammenstellung der sibirischen Funde zu verweisen, welche die Besiedelung in einem Gebiete aufdecken, das sogar viel weiter nördlich liegt als die von uns in erster Linie in Betracht gezogenen Räume [1]). Wenn die Fundplätze bisher spärlich sind, so ist doch bei vermehrter Spatenarbeit Zuwachs zu erwarten, und ferner dürfte man bedenken, daß die in Frage stehenden Kulturen vielleicht so geartet waren, daß vielfach gar keine Überbleibsel zu erwarten sind [2]).

Daß im Osten Europas kein „weißer Fleck" gähnte, wie es zuweilen einer naiv europazentrischen Auffassung der Vorgeschichte scheinen möchte, läßt sich übrigens auch schon daran ablesen, daß die späteiszeitlichen Kulturbewegungen durchaus nicht alle den Weg von Westen nach Osten genommen haben, wie das Aurignacien, vielmehr z. B. die in dem Solutréen gipfelnde Kulturbewegung umgekehrt von Osten nach Westen vorschritt, wobei ihr eigentlicher Ausgangspunkt heute noch unbekannt ist.

Seit dem Ende der Eiszeit „tauchen" in Europa in größerer Anzahl lang- wie kurzschädlige Rassen „auf", die während der Eiszeit dorthin gar nicht oder doch nur in seltenen Spritzern gelangt waren. Woher wanderten diese neuen Menschen? Nordafrika kommt nur als Durchgangsstraße in Betracht, aber als Geburtsstätte dieser rein europäiden nacheiszeitlichen Europäer können wir den schwarzen Erdteil aus verschiedenen Gründen nicht betrachten. So bleibt nur Asien als ihr Ursprungsgebiet. Für einen Teil dieser Rassen aber kommt im wesentlichen nur das eurasische Gebiet in Frage. Denn wenn wir nach übereinstimmender Annahme der Forschung für die vorderasiatisch-dinarischen Europäiden einen Herausbildungsherd südlich vom Kaukasus annehmen, so ist es nicht gut denkbar, daß die Ostischen und die Nordischen, um nach Europa zu gelangen, den Weg südlich von Kaspisee und Schwarzem Meer mitten durch die Stammgebiete der vorderasiatisch-dinarischen Gruppe genommen hätten, ohne rassisch von ihnen berührt zu werden. Wahrscheinlicher ist es, daß Eurasier wie Ostische auf den Wegen, die nördlich vom Kaspisee, Kaukasus und Schwarzem Meer von Asien nach Europa führen, westwärts vorgedrungen sind.

Daß während der Eiszeit nur ganz vereinzelte Teile dieser Rassen nach Europa gelangten, läßt sich erklären nicht nur infolge der stärkeren Abschnürung Europas vom Rumpfe Asiens durch die Eismeer- und

Spätaurignacien und Andeutungen von Solutreen und Azilien. Außerdem scheint Turkestan als Ursprungsland wichtiger Kulturpflanzen Beachtung als ein kulturelles Ausstrahlungsgebiet in solchen Beziehungen zu verdienen, welche archäologisch bisher nicht greifbar geworden sind.

[1]) The palaeolithic period in Siberia: contributions to the prehistory of the Yenisei region. American Anthropologist 25 (1923), 21 ff.

[2]) Zu dieser Frage vgl. unten S. 162. Auf meine Anfrage teilte mir Herr Kollege v. Merhart am 19. März 1927 freundlicherweise mit, daß ihm mit Ausnahme der sibirischen und chinesischen Funde keine altsteinzeitlichen Ausgrabungen östlich des Kaspisees bekannt geworden sind.

Kaspitransgression und die weite Ausdehnung der skandinavischen Gletscher, sondern mehr noch durch die geringe Anziehungskraft, die das damalige, grimmig unwirtliche Europa nördlich der Alpen für die Bewohner des günstiger ausgestatteten Eurasiens haben mußte. Mit dem Ende der Eiszeit aber wandelte sich die Lage: Europa erhielt ein ausgeglicheneres, mehr ozeanisches Klima, und in großen Teilen Eurasiens verschlechterte sich die Möglichkeit namentlich des Bodenbaues. Wenn schon klimatische Schwankungen geringerer Stärke im Mittelalter bei den Mongolenzügen usw. Völkerwanderungen größten Umfangs ausgelöst haben, ja wenn man (mit Brückner) sogar noch für das 19. Jahrhundert einen Parallelismus von Niederschlagsmengen und Bevölkerungsbewegungen gelten läßt, so wird man um so weniger Bedenken tragen, das Einströmen von Menschen nach Europa seit dem Ende der Eiszeit und das dadurch veränderte Rassenbild unseres Erdteils mit der Verschiebung der Lebensbedingungen zuungunsten Eurasiens und zugunsten Europas in Beziehung zu setzen[1]).

Nach allen diesen Erwägungen muß der für Nord- und Südeurasier vorauszusetzende gemeinsame Ursprung in Eurasien gesucht werden, d. h. in dem Gebiet zwischen Ostmitteleuropa und Innerasien. Dazu stimmt es vortrefflich, daß sowohl den semitischen wie abgeschwächter auch noch den indogermanischen Völkern bei ihrem geschichtlichen Hervortreten die Herkunft wesentlichsten Besitzes aus dem Kulturkreis der Wanderhirten nachgewiesen werden kann, dessen Heimat im nördlichen bis mittleren Asien festliegt[2]). Man kann diese gemeinsame Abhängigkeit der Indogermanen und Semitohamiten von der asiatischen Viehzüchterkultur zwar auf verschiedene Weise erklären, aber am ungezwungensten sicherlich so, daß ein benachbartes Urheim der beiderseitigen führenden Schichten sowohl der indogermanischen wie der semitohamitischen Völker angenommen wird; und dies kann nur in Eurasien gesucht werden.

[1]) Diese Verschiebung des Klimas dürfte heute auf breitester Tatsachengrundlage erhärtet sein. Auf die Einzelheiten kann es hier nicht ankommen. Ich möchte nur erwähnen, daß auch nach den etwas einzelgängerischen Aufstellungen F. Solgers (Z. Ges. Erdk. Berlin, 1920, 315 f.) mit dem Ende der letzten Vereisungszeit in der Besiedelung Asiens große Menschen-Verpflanzungen angenommen werden müssen.

[2]) Vgl. F. Gräbner, Ethnologie (Kultur der Gegenwart, Anthropologie, 1923); Schmidt-Koppers, Völker und Kulturen (1925). W. Schmidt stimme ich darin zu, daß ohne das gründliche Verständnis der Tiefkulturen eine richtige Auffassung aller späteren Rassen- und Kulturbildungen unmöglich ist (Hochland 24, 1926/27, 561). Dagegen muß ich die von Schmidt ebenda aufgestellten Rassen ablehnen, sowohl seine jägertotemistische Urrasse (S. 562), wie die pflanzerische, die „mit Dolichokephalie, Kraushaar, breiter Nase, dunkler Farbe, breitem, kräftigem Körperbau von Indien auch über Westeuropa an die Küste des Meeres gelangt" sein soll und deren „Träger an Farbe der Haare, der Haut und des Auges gebleicht" Schmidt (S. 563), zu einem „Bestandteil der späteren Germanen" machen will. Und ebenso wenig kann ich mit Schmidt (S. 567) die Ostischen von mongoliden Hirtenkriegern ableiten, die in China und Tibet zu Bauern geworden, dann über Pamir, Kaukasus und Balkan nach Europa gelangt sein sollen. Es könnte leicht geschehen, daß der mit der Kulturkreismethode nicht näher vertraute Leser aus solchen Rassenhypothesen ungünstige Rückschlüsse auf die Kulturkreislehre zöge; indes steht die Kulturkreismethode auf sehr viel festeren Füßen als diese (mit ihr gar nicht eigentlich verknüpften) Rassenhypothesen.

Man könnte vielleicht einwenden, im östlichen Eurasien überwögen heute doch mongolide Hirtenvölker. Dieser Einwand würde auf einer bloßen Verwechselung der Zeitalter beruhen. Denn einerlei, wie weit man etwa die teilweise Mongolisierung Eurasiens vor das Erscheinen der Turkstämme zurückverlegen und ob man Minns' Zuschreibung der Skythen zu den Mongoliden oder Hüsings zu den Europäiden zustimmen mag: jedenfalls bis in die frühe Jungsteinzeit oder gar Eiszeit darf man die Mongolisierung nicht zurückschieben. Die aus Turkestan nach Iran hereinströmenden Völker wären sonst nicht bis in geschichtliche Zeiten herab rein europäid gewesen. Und nun müssen wir für die

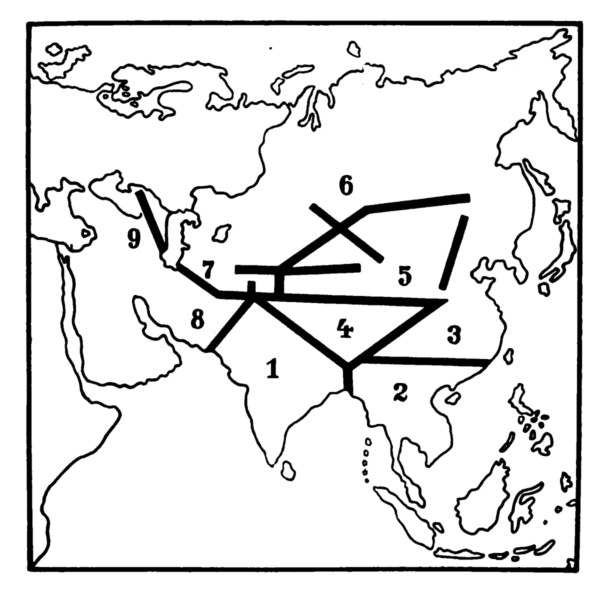


Abb. 245. Die eiszeitlichen Absonderungsgebiete Asiens (nach Bryn).

Eiszeit ohnehin mit noch festen geographischen Schranken zwischen weißer und gelber Rasse rechnen; anders wäre das Vorhandensein so großer ungemischter Rassenbestände kaum zu erklären, zumal uns gerade die nacheiszeitliche Entwicklung Eurasiens zeigt, wie bei der weiträumigen Lebensweise der Hirtenvölker in einem geographisch nicht abgegrenzten Lebensraum die Rassen notwendig ineinanderfließen. Es ist nun nicht allzu schwierig, die eiszeitlichen Grenzen der europäiden und der mongoliden Absonderungsräume mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Der neueste Versuch Halfdan Bryns ist zwar in vielen Einzelheiten so hypothetisch, daß ihm kaum ein Forscher in allem folgen dürfte[1]). Aber gerade in dem Punkt, auf den es hier allein ankommt, stimmt Bryn wohl mit den meisten und besten

[1]) Die Entwicklung der Menschenrassen 3 in „Anthropos" 21 (1926), 435 ff. (Übers. von D. Wölfel.)

Kennern überein, wenn er nämlich den mongoliden Rassen als Herausbildungsräume lediglich seine Gebiete 5 und 3 zuweist.

Das innerhalb des stark vergletscherten Gebirgsringes des Pamir, Tienschan, Altai, Sajan, Jablonoi und Küenlün bzw. Himalaya eingeschlossene Innerasien, das auch während der Eiszeit vorwiegend Steppencharakter getragen haben dürfte, war ja wohl nicht absolut, aber doch sehr stark nach Westen und Süden von der Außenwelt abgegrenzt und ebenso gegen Norden. Denn nicht nur war auch Ostsibirien stärker vergletschert, als man vielfach annimmt, sondern auch wo Gletscher fehlten, da verwandelte doch das Grundeis im Sommer den Boden in Morast; im Winter war er eine Schneewüste[1]). Einerlei ob man mit W. Schmidt die Entstehung der Hirtenkultur in das eiszeitliche Innerasien, also zu den Mongoliden, verlegen und sich die damaligen Eurasier als totemistische Jäger vorstellen will, die erst nacheiszeitlich die Tierzucht von den Mongoliden übernommen haben, oder ob man eine selbständige Herausbildung der Tierzucht in Eurasien annehmen will: in jedem Fall dürfte es mit Bryns eiszeitlichen Absonderungsräumen an den Grenzen Innerasiens und Eurasiens seine Richtigkeit haben[2]).

Es muß wohl darauf verzichtet werden, innerhalb der Brynschen Räume 6, 7 und 8 einzelne europäide Rassen für die Eiszeit näher zu lokalisieren, aber diese Räume in ihrer Gesamtheit dürfen unbedenklich europäiden Rassen zugewiesen werden, unter ihnen den Eurasiern. Raum 8 ist jedenfalls früh den Südeurasiern, Raum 6 und was westlich davon liegt, den Nordeurasiern zugefallen; in Raum 7 und westlich davon dürften beide Gruppen zusammengestoßen und ineinandergeflossen sein, und dazu kommen dann noch die in unserem neunten Abschnitt zu erörternden europäiden Kurzschädel, die gleichfalls ihr Urheim in Eurasien gehabt haben dürften.

Nur mit dieser Annahme werden, wie mir scheint, die verschiedenen Rätsel gleichzeitig gelöst: die nahe Verwandtschaft von Nord- und Südeurasiern, ihr Zusammenhang mit dem Hirtenkulturkreis und das erst nacheiszeitliche Überwiegen der Eurasier in Europa. Als die nacheiszeitlichen Klimaänderungen den Schwerpunkt der eurasischen Siedelungen teils nach Süden, teils nach Westen ins ozeanische Europa verlegten, ist der Zusammenhang zwischen Nord- und Südeurasiern wie ein überdehntes Gummiband gerissen, und als sich beide Gruppen nach Jahrtausenden, z. B. im Verfolg der indogermanischen Völkerzüge, wieder begegneten, traten sie sich als Fremde gegenüber, nicht ohne indes in Körperbau, Kultur und sogar vielleicht gewissen Sprachelementen dem näher zusehenden Auge noch die alte Verwandtschaft zu verraten. Der Auszug der Eurasier aus ihrem Urheim überlieferte die Steppen Eurasiens vornehmlich mongoliden Hirten, die irgendwann

[1]) Vgl. Obrutschew a. a. O. S. 391 ff. und Tafel 10. Ferner R. Pohle, Drabae asiaticae (1925), 194 ff.

[2]) Ebenso ist seinem Absonderungsraum 9 für die vorderasiatisch-dinarische Rassengruppe zuzustimmen.

vom Osten nachrückten. Der Auszug oder die Austreibung der eurasischen Rasse aus dem asiatischen Teil ihres Gebietes braucht indes nicht vollständig gewesen zu sein. Wenn wir heute mannigfache Einschläge eurasischer Rasse auch in dem mongolid überfluteten Russisch-Asien finden, so kommen (abgesehen von der neuzeitlichen Kolonisation) vier mögliche Schichten dabei in Frage:

1. Ganz alte Stämme, zurückgebliebene Reste der ursprünglichen Eurasier mit vorindogermanischer Kultur;

2. ebensolche, die aber später indogermanisiert worden und in die dritte Gruppe eingegangen sind;

3. Elemente, die mit den indogermanischen Wanderungen bis herab zu der sakischen wieder ins Land kamen, endlich

4. durch die mongoliden Herren eingeschleppte eurasische Sklaven, Händler usw.

Während die letzte Gruppe hier so wenig wie die neuzeitliche Kolonistenbevölkerung interessiert und die zweite Gruppe, falls sie überhaupt existiert, von der dritten kaum mehr zu unterscheiden sein dürfte, könnte es künftiger Forschung vielleicht doch gelingen, namentlich im nördlichen Teil des Gebietes vorindogermanische Eurasierreste aufzuspüren, deren Kultur ältere Bestandteile enthält als die indogermanische Bauern- und Herrenkultur der Kupfer- und Bronzezeit. Hier wären vielleicht zu erwähnen die Obugrier[1]), ferner auch die vorgeschichtlichen Langschädel, die Talko-Hrynzewicz in Transbaikalien festgestellt hat, die Langschädel aus den Minussinsker Kurganen, die Auffindung von Langschädeln bei den Ausgrabungen im Altai und Sajangebirge durch Grum-Grschimailo, endlich die alten chinesischen Schilderungen der Wusun usw.[2]). Es scheint immerhin so viel schon heute wahrscheinlich, daß die in jenen weiten Gebieten früher oder heute noch vorkommenden blonden europäiden Bevölkerungsreste aus vormongolider Zeit nicht so ausschließlich der hellostischen Rasse bzw. ostbaltischen Gruppe angehören, wie dies zunächst wohl angenommen werden könnte. Im übrigen aber ist die anthropologische Forschung längst nicht so weit vorgeschritten, um den Umfang nordischer Rasse z. B. in den Völkern der ugrischen Sprachfamilie mit einiger Sicherheit festzustellen; und noch weniger leistungsfähig ist die bisherige kulturgeschichtliche Erforschung dieser Gegenden. Jedenfalls aber wird man sich wenigstens an das Vorhandensein des Problems gewöhnen müssen. Und für die völkerkundliche Weltgeschichte hat es nichts Befremdliches, die weite Verbreitung der drei eurasischen Rassengruppen von Island bis Indien, vom Ob bis zum südlichen Afrika festzustellen, vorausgesetzt, daß Geographie und Anthropologie der kulturgeschichtlichen Forderung eines gemeinsamen Ausstrahlungsgebietes der Hirtenkultur aus Eurasien nicht zu widersprechen brauchen. Nur im Vorbeigehen sei an die viel weiterreichenden Wanderzüge europäider

[1]) Vgl. oben S. 102.

[2]) K. Hilden, Anthrop. Untersuch. über die Eingeborenen des russ. Altai, Phil. Diss. Helsingfors 1920 S. 102 f.

Gruppen erinnert, von welchen z. B. das Dasein der Ainu, der Polynesier, wohl auch schon die neuerdings vermutete europäide Komponente in den schmalnasigen Papuas, und vielleicht die europäiden Einschläge im nordamerikanischen Steppenindianertum Zeugnis ablegen. Verglichen damit waren die von den Nord- und Südeurasiern zurückgelegten Entfernungen bescheiden, auch wenn die Hamiten sich bis zum Süden des schwarzen Erdteils hinab verbreitet haben.

Das Urheim der eurasischen Rassen konnte im vorstehenden nur durch Schlußfolgerungen wahrscheinlich gemacht werden. Ein unmittelbarer Beweis würde wohl ausschließlich durch reichliche Knochenfunde im Gebiet des russischen Reiches zu erbringen sein, und auf solche zu hoffen, ist vielleicht vermessen[1]). Wenn man aber nicht zu der Ungereimtheit greifen will, die gesamte nordeurasische Rasse von größtenteils ganz andersrassigen eiszeitlichen Europäern abstammen, gleichzeitig die Südeurasier in Arabien oder dgl. so formverwandt entstehen und schließlich zu beiden Gruppen die Hirtenkultur etwa durch mongolide Träger überbringen zu lassen, dann wird kaum eine andere Hypothese übrig bleiben als die, den anthropologischen „weißen Fleck" des späteiszeitlichen Eurasiens mit Europäiden, darunter dem Hauptbestand der eurasischen Rassengruppe, ausgefüllt zu denken.

Nun haben wir uns der Frage zuzuwenden, wie die Nordeurasier nach Europa eingedrungen sind und wie sie sich mit den dort vorgefundenen Rassen vermischt haben. Nachdem wir oben den dalischen und den nordeurasischen Typus auseinandergelegt haben, werden wir also jetzt die Verbindung beider besonders im heutigen Germanengebiet ins Auge fassen. Dabei schöpfen wir noch einmal aus dem Beobachtungsstoff der lebenden Bevölkerung, denn diese ist uns Geschichtsquelle, insoweit körperliche und vielleicht auch seelische Merkmale Folgezustände alter Rassenbewegungen sind.

---

[1]) Nur aus dem Bericht im Anthr. Anz. 3 (1926), 94 bekannt ist mir Pawlows Studie über die auf der Wolgainsel Undory nördlich von Simbirsk gefundenen Schädelreste, die nach Pawlow eine eiszeitliche Vorform der nordischen Rasse, also etwa wohl ein östliches Analogon zur Chanceladegruppe erbringen sollen. Es wäre wünschenswert, daß die Bearbeitung dieser Schädelbruchstücke fortgesetzt wird.

8. Germanen und „nordischer“ Typus.

Daß es keine eigene germanische Rasse gibt, braucht hier nicht mehr nachgewiesen zu werden. Ebenso darf wohl vorderhand vorausgesetzt werden, daß für die Urgermanen, um diesen etwas unbestimmten Ausdruck einmal zu verwenden, von den „fünf“ europäischen Hauptrassen aus geographischen und archäologischen Gründen nur die „nordische“ Rasse als Hauptbestandteil in Betracht kommt [1]).



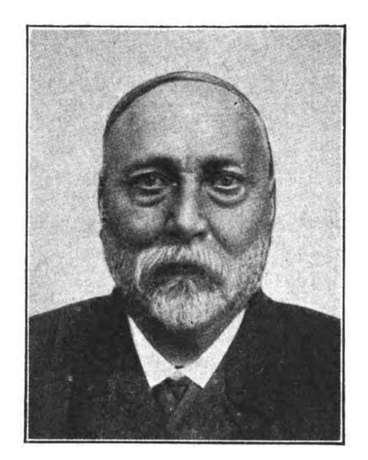


Abb. 246. Abb. 247.
Thüringen. Dalisch-nordisch. Aufn. Röse.

Nun ist allerdings der „nordische“ Typus in dem Umkreis, wie er etwa durch Günthers Bücher eine geradezu landläufige Geltung erhalten hat, etwas enger, als was man noch als typisch germanisches Aussehen gelten läßt. In unseren Abb. 246 bis 276 ist eine kleine beliebig zu verlängernde Auswahl von Typen zusammengestellt, die man im Sinn der Güntherschen Geschmacksauslese nicht mehr einwandfrei als „nordisch“ bezeichnen kann, die aber durchaus „germanisch“ wirken.

Bei dem Thüringer auf Abb. 246/247 ist wohl die gautypisch bedingte Cromagnonähnlichkeit noch so groß, daß er ganz in die Nähe unsrer „subdalischen“ Gruppe (Abb. 85 ff.) gestellt werden dürfte. Nach Hauschild müßte man ja nun geradezu erwarten, daß „die“ Germanen,

[1]) In Abschnitt 9 wird dies auch noch aufgezeigt werden.

mindestens aber die Niedersachsen überhaupt ihre rassische Eigenart einem unverkennbaren dalischen Einschlag verdanken[1]). Wenn diese Ansicht auch etwas zu weit gehen könnte, so ist doch kaum zu bezweifeln, daß z. B. bei Abb. 248 und 250 der Unterkiefer, namentlich aber bei Abb. 251

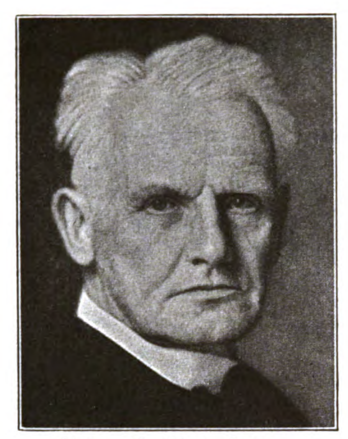


Abb. 248. Niedersachsen. „Germanisch". Nach Günther.

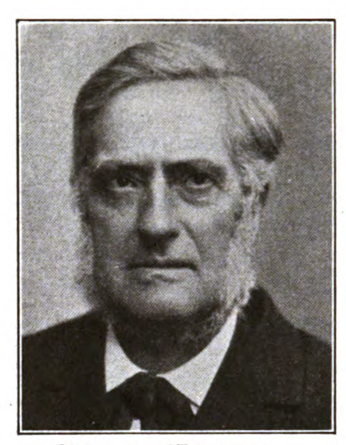


Abb. 249. Württemberg. „Germanisch". Originalaufn.

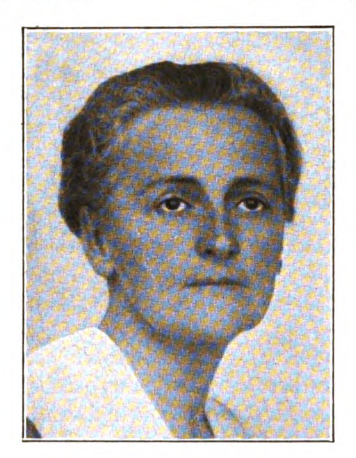


Abb. 250. Lu Volbehr. „Germanisch". Originalaufn.

und 252 die Augengegend für ein dalisches Bluterbe sprechen. Die zuverlässigere dalische Urkunde ist dabei die Augengegend; denn die individuelle Bildung des Unterkiefers ist besonders stark von innersekretorischen Einflüssen abhängig. Die Augengegend ist aber offenbar ein sehr beständiges Rassenmerkmal, viel beständiger auch als etwa die so plastische Form des Gehirnschädels.

[1]) Siehe oben S. 74ff.

Was nun indes bei den meisten Gesichtern der Gruppen von Abb. 246—276 gegen einfache Einreihung unter Günthers „Nordische" spricht, das ist die Breite in der Vorderansicht. Aber wennschon nicht

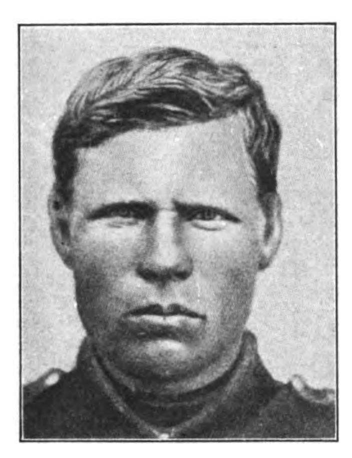


Abb. 251. Norwegen. Dalisch-nordisch. Nach Ripley.

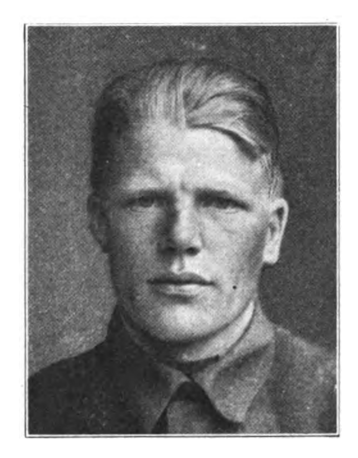


Abb. 252. Norwegen. Wesentl. dalisch. Eurasischer Mund. Aufn. H. Bryn.



Abb. 253.



Abb. 254.

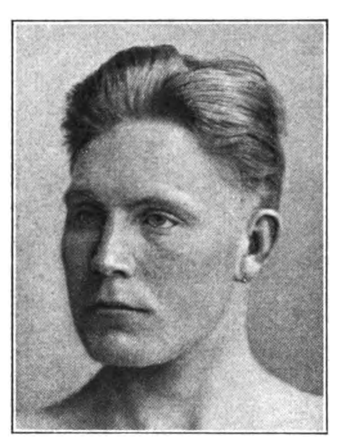
Rheinland-Westfalen. „Germanisch". Eigene Aufn.

eigentlich für „nordisch", für „germanisch" wird man alle diese Köpfe wohl gelten lassen.

Der in Abb. 255/256 wiedergegebene Germane würde in der Seitenansicht für rein nordeurasisch gelten können; aber die vierschrötige Vorderansicht fügt sich, besonders bei den dalischen Jochbögen, sogar dem „nordischen" Typus nicht einmal mehr recht ein.

Der auf Abb. 253/254 Dargestellte glaubte bisher, sich eben dieser

Breite wegen für einen „nordisch-ostischen" Mischling halten zu sollen, bei Farben wie „Milch und Blut" und einem fast rein eurasischen Vater (Abb. 306) und ebensolcher Mutter; aber die dalische Beimischung, die stets ein Teil der alten und großen Sippe aufweist, erklärt



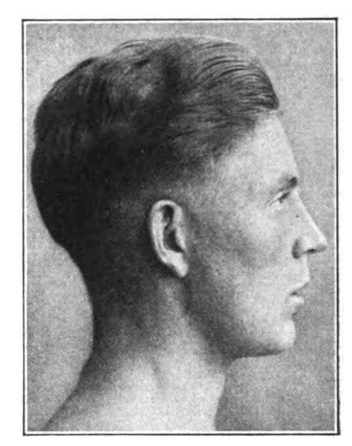
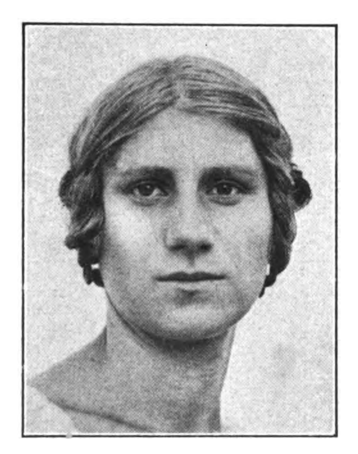


Abb. 255. Abb. 256.
Norwegen: „Germanisch". Aufn. H. Bryn.



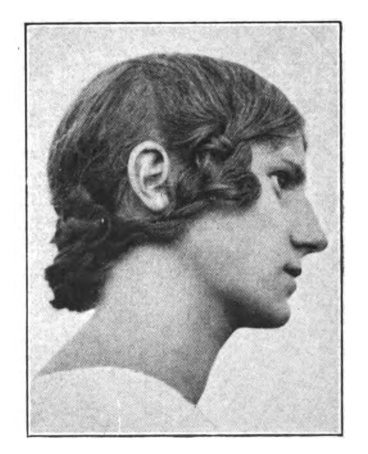


Abb. 257. Abb. 258.
Franken. „Germanisch" (mit leichtem dinarischem Einschlag). Originalaufn.

vollauf die Breite des Schädels. In andern Fällen wird man die Beteiligung auch einer kurzschädligen Rasse nicht mit gleich großer Wahrscheinlichkeit ausschließen können (z. B. Abb. 259); indes gibt es auch außerordentlich breite Schädel, deren lebende Träger einen noch vorzugsweise dalischen Eindruck machen[1]). Die beiden Fischer in Abb.

[1]) Siehe oben S. 44 ff.

261/262 und 263/264 haben wohl, wie alle altansässigen Maasholmer, einen ostbaltischen Einschlag. Aber wie sehr tritt dieser hier jedenfalls zurück hinter dem „germanischen" Blutserbe! Von dem Vater dieser Brüder heißt es: „er konnte mit seinen Augen den ganzen Ort re-



Abb. 259. Holstein. „Germanisch". Originalaufn.



Abb. 260. Schweden. „Germanisch". Nach Lundborg, Svenska Folktyper.

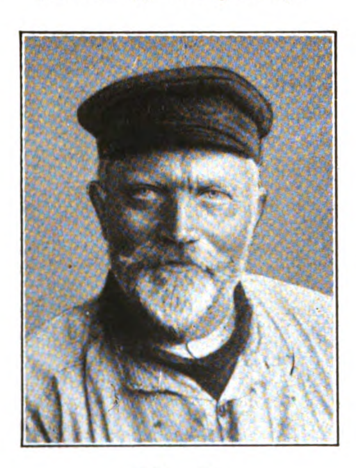


Abb. 261.

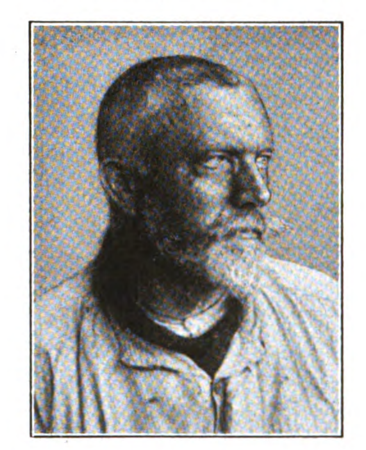


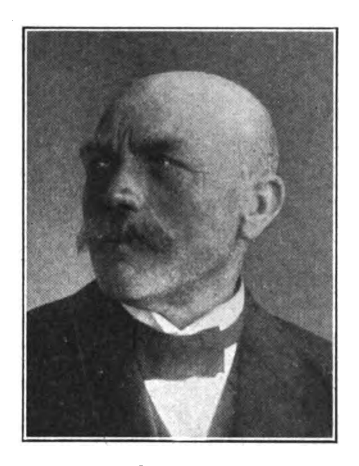
Abb. 262.

Nordschleswig. „Germanisch". Eigene Aufn.

gieren". Die derbe Wucht und gelassene Würde dieses allgemein respektierten Typus ist alles andere als ostbaltisches Erbteil.

Diese verhältnismäßige Breite des Schädels ist auch der Hauptgrund, weshalb der germanischste aller Germanen der neueren Zeit (Abb. 267/268) dem „nordischen" Typus nicht eingereiht wird. Und doch läßt Bismarck auf der Grundlage des eurasischen Typus, mit ein-

zelnen dalischen Merkmalen, wohl wirkliche Rassekennzeichen der kurzschädlig-untersetzten Rassen vermissen; er ist die ins Geniale gesteigerte Verkörperung eines Typus, der für germanische Art bezeichnend wie nur



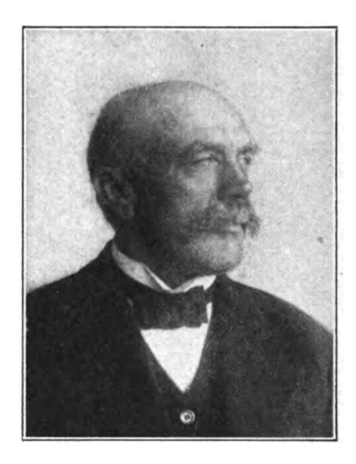


Abb. 263. Abb. 264.
Nordschleswig. Bruder von Abb. 261. (Auf der Nase kleine Büschelchen rötlichblonden Haares.) Eigene Aufn.

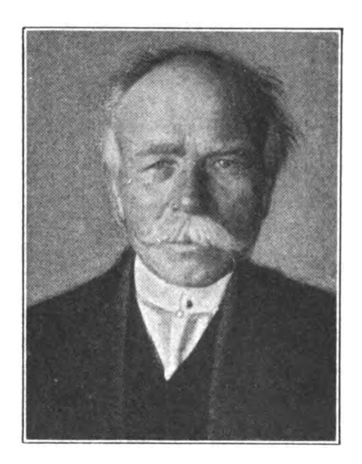


Abb. 265. Osthessen. „Germanisch". Eigene Aufn.

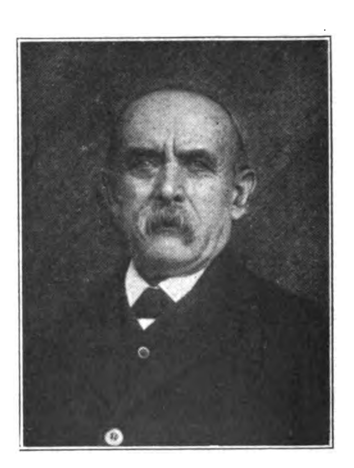


Abb. 266. Osthessen. „Germanisch". Eigene Aufn.

einer zu sein scheint (Abb. 263—271). Seine „Unstimmigkeiten" bestehen in der Rundlichkeit und Breite des absolut langen Gehirnschädels und in der verhältnismäßigen Kürze der Nase. Nun ist das Verhältnis von Breite und Länge des Schädels zweifellos nicht nur für statistische Forschungen ein wesentliches Hilfsmittel, sondern drückt auch

bei der Einzelanalyse ein Merkmal aus, das unter Umständen die zahlreichen sonstigen Merkmale zu bewerten erleichtert. Aber in seiner bestechenden mathematischen Exaktheit wird der Kopfindex dort, wo er bei rassenmäßiger Ausdeutung, der wichtigeren Gesamtformensprache des betreffenden Typus zuwiderläuft, nicht selten zum Fallstrick. Die Variabilität der Kopfbreite hat sich bei fast allen Bevölkerungen, wo darauf geachtet wurde, als sehr groß erwiesen; das wachsende Gehirn sucht sich eben Platz, wo es kann, und den geringeren Widerstand findet es offenbar in der Breiten-, nicht Längsrichtung des Schädels[1]). Somit liegt die Kopfbreite ziemlich außerhalb des Rahmens der Gesamtproportionen. Ein Abkömmling von Germanen der Reihengräberzeit kann sich also durch einen höheren Kopfindex „rechtmäßig" von seinen

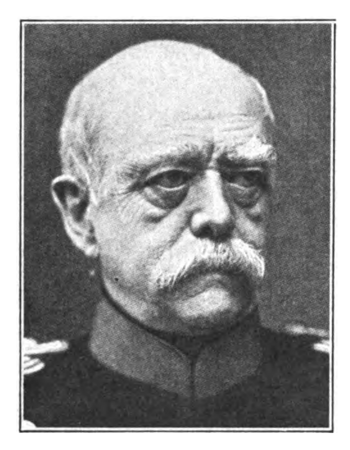


Abb. 267.

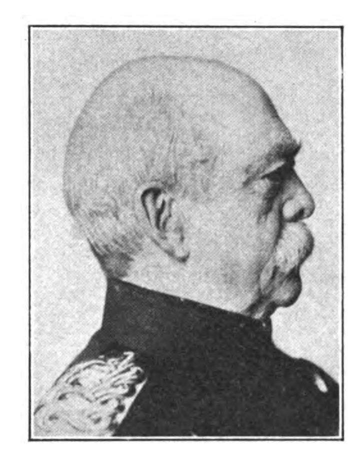


Abb. 268.

Bismarck als Sechziger.

Ahnen unterscheiden. Seinerzeit hat der Kopfindex die Rassenkunde ein gutes Stück vorangebracht; heute aber droht eine übertriebene Heraushebung dieses einen Merkmals oft mehr verwischend als klärend zu wirken. So gibt, um nur ein Beispiel zu nennen, die Ammensche Kopfindexstatistik keinen Maßstab für die wirkliche Menge rassenmäßig kurzschädligen Blutes in Baden; es fallen auch ausgesprochen nordische Typen in nicht kleiner Menge unter die hohen Indizes, einfach weil ihre seitliche Gehirnentwicklung den Schädel verbreitert hat[2]). Allerdings erlaubt unser heutiges Wissen nicht, in solchen Fällen irgendwann mit Sicherheit den Einfluß rassischer Kurzschädligkeit auszuschließen.

[1]) Vgl. Kraitschek, Beiträge zur Frage der Rassenmischung in Mitteleuropa. Mitt. Anthr. Ges. Wien 44 (1914); Derselbe, Rassenkunde 99 f.; v. Eickstedt, Mitt. Anthr. Ges. Wien 56 (1926), 171 und oben S. 20 Anm.

[2]) Hierfür kann ich einen Zeugen anführen, nämlich den seinerzeit mitgemessenen Eugen Fischer, der selbst zu dieser Gruppe zählt.

Um nun wieder auf Bismarck zurückzukommen, dessen herrlicher Kopf rein anthropologisch auch den Beschauer ergreifen müßte, der von der Bedeutung der Persönlichkeit keine Ahnung hätte, so eignete ihm eine ungewöhnliche Kopfgröße überhaupt, und der Schädel ist, absolut genommen, lang [1]). Ein ausgesprochen hochschlanker Bewegungstypus, macht Bismarck durchaus den Eindruck eines Pseudo- (keines rassenmäßigen) Kurzkopfs, wennschon natürlich die Möglichkeit rassischer Kurzschädeleinflüsse nicht unbedingt zu verwerfen ist. Hier mag auch an das gedacht werden, was oben über die Gedankenkuppel der subdalischen großen Männer gesagt worden ist (S. 50f.). Jener Gesichtspunkt des seitlichen Gehirnwachstums muß jedenfalls am stärksten bei Ausnahmemenschen beachtet werden, bei denen mit gutem Grund auf eine übernormale Gehirntätigkeit geschlossen werden darf. Auf die Schädelbreite allein kann also die Diagnose „dalisch" so wenig gestützt werden wie die Diagnose „ostisch" [2]). So legt denn beim Bismarcktypus die Augengegend und die Nase weit eher leibliches Zeugnis für ein gewisses dalisches Erbgut ab. Nimmt man überhaupt eine dalisch-eurasische Mischung im Germanentum an (und das Vorkommen reiner oder fast reiner Typen von beiderlei Art nötigt zu der Annahme einer noch viel größeren Anzahl vermischter Typen in der heutigen Bevölkerung), dann muß man auch sehr verschiedenartige Zusammen-

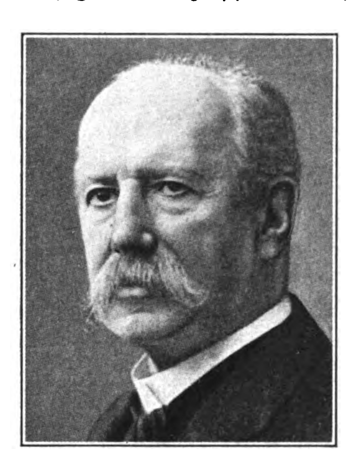


Abb. 269. Schweden. „Germanisch". Aus Lundborg, Svenska Folktyper.

[1]) Da in Abb. 268 der Kopf leider etwas kleiner dargestellt ist als in Abb. 267 (im Verhältnis 19,2 : 21), so erscheint hierdurch der Schädel in unsrer Wiedergabe kürzer bzw. noch breiter als er in Wirklichkeit war. Bei dieser Gelegenheit sei angemerkt, daß bei Hindenburgs Erscheinung der Haarschnitt in der Seitenansicht (Abb. 104) die absolute Länge und Niedrigkeit des Schädels verundeutlicht. Hier möchte einmal ganz allgemein an die Anthropologen vom Fach im Namen der Historie die Bitte gerichtet werden, an der so vernachlässigten Aufgabe einer Germania mensurata trotz der bekannten Enttäuschung an Schillers Schädel zielbewußt fortzufahren.

[2]) Weit eher legt natürlich ein absolut kurzer Schädel eine ostische oder vorderasiatische bzw. dinarische Erbmasse nahe. Auch hier aber ist bei der bekannten Formbarkeit des Schädels Vorsicht am Platze, wo sonstige Merkmale fehlen. Vgl. über die Möglichkeit alter kurzschädliger Seitengruppen langschädliger Rassen oben S. 20 Anm. Zu der dort gestreiften, vielfach geäußerten Vermutung einer biologisch bedingten Zunahme der Schädelbreite im Lauf der europäischen Geschichte und Kulturentwicklung der letzten Jahrtausende oder Jahrhunderte darf vielleicht noch hingewiesen werden auf den Vergleich, den L. Bartucz, Altungarische Schädel (1926) zwischen 74 ungarischen Schädeln des 9. Jahrhunderts und der lebenden Bevölkerung angestellt hat und der eine Zunahme der Kurzschädligkeit ergeben soll (beim Mann von Index 82,3 auf 85). Da die Schädel des 9. Jahrhunderts, wie zu erwarten, noch wesentlich mongolid sind und bei der Europäisierung der Magyaren doch eher eine

setzungen der einzelnen Erbmerkmale erwarten, da nach den allgemeinen Vererbungsgesetzen die einzelnen Merkmale häufig unabhängig voneinander in die Zusammenfügung eingehen. Die Typologie der euro-



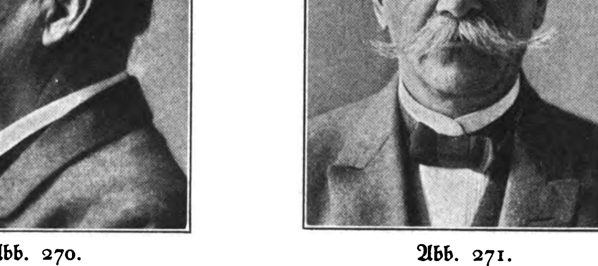
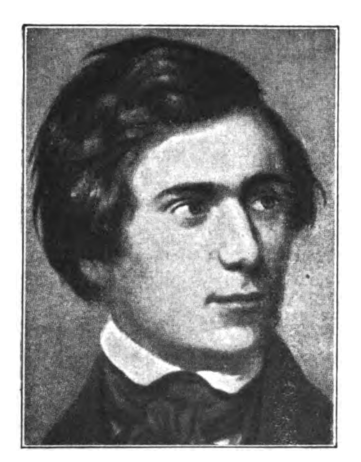


Abb. 270. Abb. 271.
Franken. „Germanisch". Eigene Aufnahme.



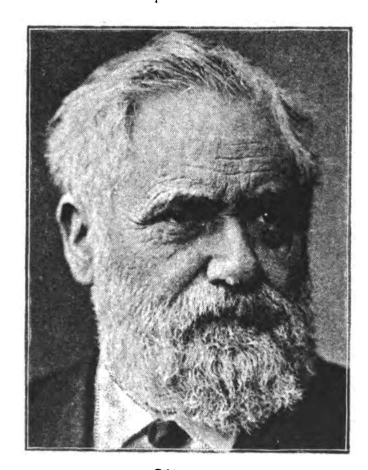


Abb. 272. Abb. 273.
Max Pettenkofer.

päischen Kreuzungen ist heute ein noch kaum betretenes Wissenschaftsgebiet; nur einige Beispiele können und sollen hier vorgeführt werden.

In welcher Weise die Erkenntnis „des" Hauschildschen (dalisch mitbestimmten) Germanentums in die üblichen Vorstellungen einzu-

Abnahme als Zunahme der rassenmäßigen Kurzschädligkeit zu erwarten wäre, bleibt der Befund bemerkenswert, obgleich ihm aus verschiedenen Gründen kein absoluter Beweiswert zukommen kann.

greifen vermag, lehren Abb. 272/273, die Clauß, Rasse und Seele S. 165 interessanterweise abbildet und mit der beim damaligen Stand des Wissens verständlichen Bemerkung versieht: „Nachverostung. Im Jugendbildnis treten mehr die nordischen, im Altersbildnis desselben



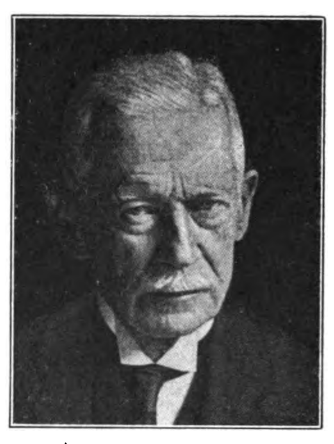


Abb. 274. Abb. 275.
Sachsen. Stärkeres Hervortreten des an sich schwachen dalischen Einschlags im Alter. (Für die Rassenzusammensetzung vgl. auch Abb. 193, Halbbruder und Abb. 180, 298, Söhne von Abb. 274/275). Originalaufnahmen.



Abb. 276. Württemberg. „Germanisch.“ (Altersverdalung). Originalaufn.

Mannes mehr die ostischen Züge hervor.“ Das stimmt sicherlich, wenn statt „ostisch“ „dalisch“ eingesetzt wird[1]).

Ist ein Rest Romantik im Spiele, wenn wir, obwohl der schlanke eurasische Typus bei den Semitohamiten usw. bewiesen hat, daß auch

[1]) Vgl. dazu oben S. 36.

er zu siegen, zu erobern und zu herrschen verstehe, uns dennoch den Wall der Teutonenleiber, an dem die römische Macht zerbrach, stämmiger und wuchtiger vorstellen? Nun, das „Trotzige“, das den Römern der taziteischen Zeit an den Germanen auffiel, konnte vom eurasischen oder gar vom ostischen Typus beim besten Willen nicht gestellt werden, vielmehr nur vom dalischen, und auch der heutige Eindruck der „am reinsten germanischen Gebiete“, wie z. B. Niedersachsens, begünstigt durch nüchterne

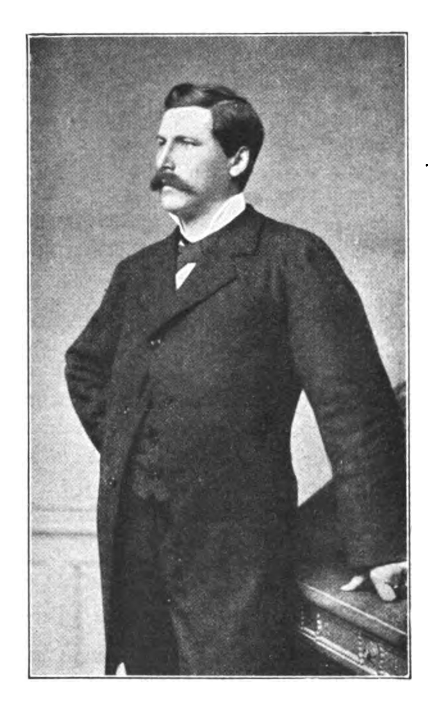


Abb. 277. „Germanisch“. Nach Clauß, Rasse und Seele.

Tatsachen die Vorstellung, welche im Germanischen etwas Dalisches mitdenkt. Dem entspricht auf der weiblichen Seite der „teutonische“ Thusnelden- oder Brünhildentypus, der, mag er auch nicht dem „nordischen“ Geschmack ganz entsprechen, dennoch unser Bild von altdeutschem Frauentum mitbestimmt. So verstehen wir denn auch unter germanischer Art sich zu geben und zu bewegen, wohl eine Verschmelzung von eurasischer Beweglichkeit und Kühnheit mit dalischer Würde und Trotz. Diese gewiß nicht charakterlose Mitte zwischen den beiden rassischen Polen mag Abb. 277 veranschaulichen. Der reine Dale wird wohl, wenn er vor einem Tisch steht, sowohl die Anlehnung wie die herrische Inbesitznahme vermeiden, sondern beziehungslos und geschlossen in sich ruhen. Der reine Eurasier würde leichter, eleganter, in edler und ge-

rundeter Pose sich mit dem Gegenstand verbinden. Unser Beispiel aber bezeichnet Clauß mit treffendem Blick als „nordische" Haltung.

Der „nordische" Typus der landläufigen Auffassung erscheint hiernach in der Hauptsache als eine Geschmacksauslese aus dem Germanischen nach der schlanken Seite hin, oder, anders ausgedrückt, als ein vorwiegend nordeurasischer Typus, der durch einzelne dalische Zusätze eine herbe Würze erfahren hat, die, ohne im Gesamtbild besonders sich vorzudrängen, doch eine kräftigende Wirkung ausübt. Unter diesem Gesichtspunkt mag die folgende Sammlung von Beispielen durchmustert werden.

Abb. 278. Hessen. Aus einem Gemälde v. Bantzer. Landesmuseum Darmstadt.

Bei Abb. 279 gibt besonders der Mund, bei Abb. 280 außerdem auch Jochbeine, Kieferwinkel und Ohr den dalischen Einschlag.

Bei den Abb. 281/288 ist es die Augengegend, die in ein wesentlich eurasisches Ganzes den so bestimmten dalischen Zug hereinträgt und dadurch auch diese „nordischen" Typen vom reinen nordischen Typus scheidet.

In vielen Fällen ist es eine mehr oder weniger ausgeprägte Vereckung der Gesichtszüge überhaupt, die neben da und dort auftretenden sonstigen Merkmalen an einen mehr oder weniger bestimmten, geringen Einschlag des kantigen Daltypus denken lassen (Abb. 289/296).

Dieser „nordischen" Umstilisierung des echten nordischen Typus ins (Recht-)Eckige kann die allgemeine Vergröberung des Kopfskeletts an die Seite gestellt werden, die zuweilen einen Typus von der eurasischen Norm entfernt. Man vergleiche etwa den in Abb. 298 Dargestellten mit dem gesellschaftlich niedriger stehenden, aber feiner gebauten Handwerker auf Abb. 283.

Selbstverständlich kommt einem Einzelfall kaum jemals beweisende Kraft zu, und ich gebe, um Einwänden zuvorzukommen, auch ein paar nordische Typen, bei denen die Entfernung von der nordeurasischen Norm ganz gering und damit auch die Wahrscheinlichkeit dalischer Einschläge fast ungreifbar wird (Abb. 299/306), sozusagen nur noch hauchartig über dem Nordischen liegt. Und zu den fraglichen Dingen möchte ich auch ein Kopfprofil wie in Abb. 307/312 rechnen, das mir dort, wo der Gautypus dalisch stärker beeinflußt ist, nicht ganz selten auch bei sonst vorwiegend eurasischen Typen begegnet ist, von dem ich aber nicht entscheiden kann, wieviel davon auf krankhafte Ursachen zurückgeht, was jedenfalls bei den dargestellten Knaben mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist.

Nicht irgendwelche noch so gut ausgewählten Einzelfälle, sondern allein die Massenhaftigkeit der Erscheinung ist es, welcher beweisende Kraft zukommt. Eine unbefangene Durchmusterung der Massenerschei-



Abb. 279. Nordisch-dalisch.
Aus Clauß, Rasse und Seele.

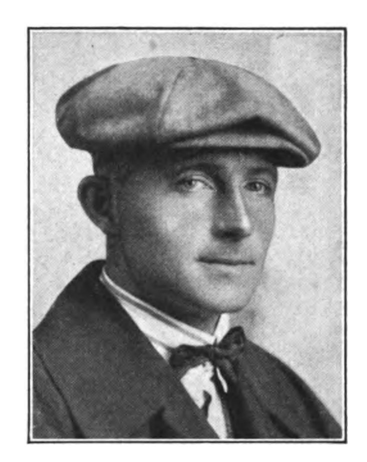


Abb. 280. Holstein.
Nordisch-dalisch. Originalaufn.



Abb. 281.



Abb. 282.

Estland. Nordisch-dalisch. Nach Zeitschr. f. Ethnologie 35.

nungen in anerkannt besonders germanischen Gebieten führt nun aber fast notwendig zu der Auffassung, daß die dalischen Bestandteile nicht nur in gewissen Gautypen, sondern — wenn auch in wesentlich verdünnter Beimischung — fast überall bis zu einem gewissen Grad hereinwirken und sogar den besonderen germanischen bzw. „nordischen" Ideal-

typus etwas beeinflußt haben, ja dessen Abweichungen von der nordeurasischen Norm zum Teil erklären[1]). Ich führe hierzu die Sätze Paudlers an, in denen ich diesen Gedanken zum erstenmal und zwar in kühner Form

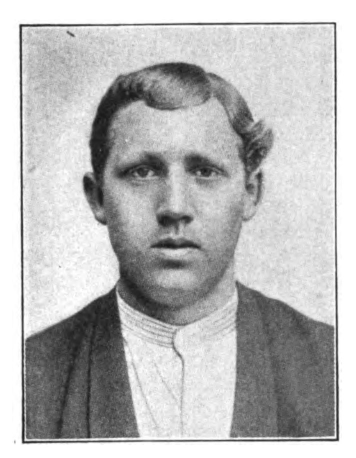


Abb. 283. Thüringen. Nordisch-dalisch. Aufn. Röse.

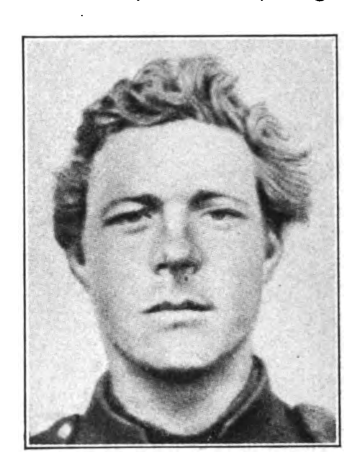


Abb. 284. Norwegen. Nordisch-dalisch. Nach Ripley.

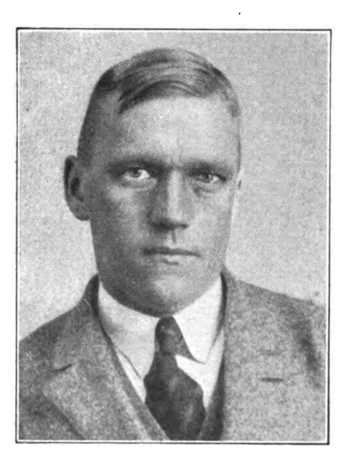


Abb. 285. Holstein. Nordisch-dalisch. Originalaufn.



Abb. 286. Finkenwärder (Hamburg). Nordisch-dalisch. Nach Scheidt.

ausgesprochen finde: „Das Gesicht mag lang und schmal und fein und weich oder kurz und breit und derb und rauh, das ganze Formensystem und die Gesamtgestalt adlig schlank und schmächtig oder bäuerlich eckig und stämmig sein ..., beides ist germanisch. Es braucht jemand nur blaue ...

---

[1]) Über die eurasische Norm vgl. außer oben S. 79 ff. auch noch unten S. 223 ff.

Augen und konvex statt konkav geknickte Nase zu haben, um sogar als im übrigen reiner Cromagnonmensch ein Idealgermane sein zu können."

Im „nordischen" und vor allem im germanischen Schönheitsideal

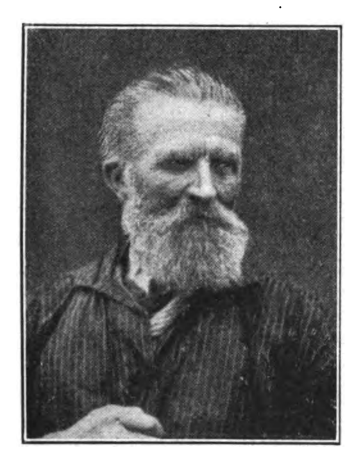


Abb. 287. Nordschleswig. Nordisch-dalisch. Eigene Aufn.

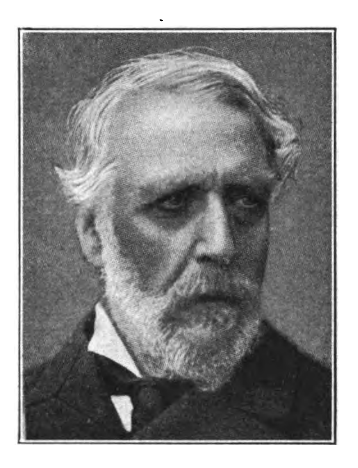


Abb. 288. England. Nordisch; Augengegend und Gesichtsfalten dalisch.

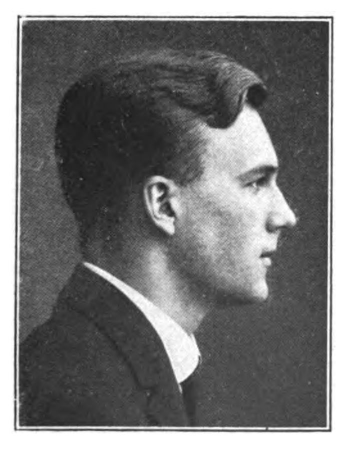


Abb. 289. Hamburg. Nordisch mit dalischem Einschlag. Orig.-Aufn.



Abb. 290. Holstein. Nordisch mit dalischem Einschlag. Originalaufn.

weicht wenigstens für das männliche Geschlecht das eurasisch Kurvige dem dalisch Geraden, die Eiform des Gesichts der Blockform. Folgende Veränderungen gegenüber dem elliptischen eurasischen Idealtypus treten ein, stärker oder schwächer, einzeln oder mehrere, aber nicht allzu gehäuft: die Stirn wird niedriger, kantig abgesetzt, die Nase etwas

kürzer, breiter und eckiger, das offene Auge versenkt sich und die dalische Oberlidfalte darf sich melden, die Brauen werden stärker, weniger geschwungen und weniger hoch angesetzt, der Unterkieferwinkel in der Vor-

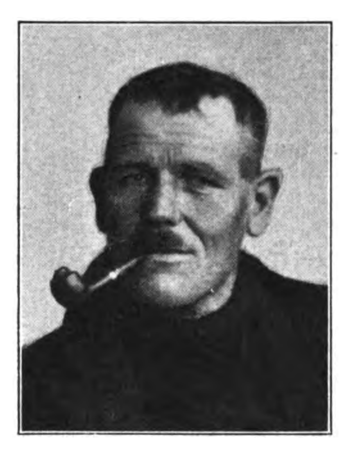


Abb. 291. Nordschleswig. Nordisch mit dalischem Einschlag. Eigene Aufn.

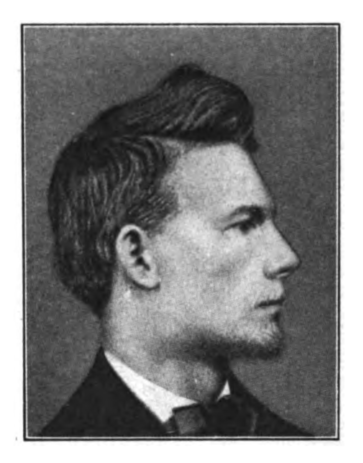
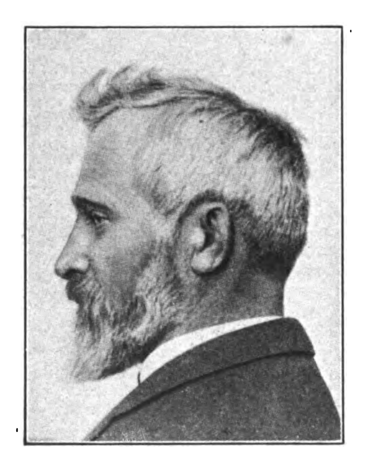


Abb. 292. Shetlandsinseln. Nordisch mit dalischem Einschlag. Nach Ripley.



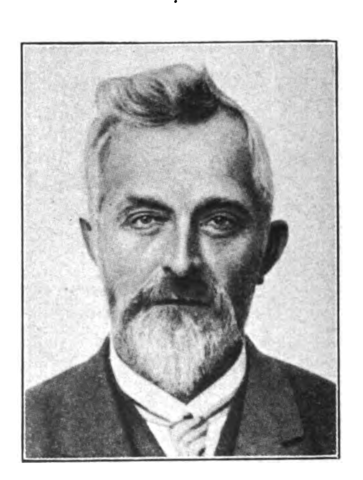




Abb. 293. Abb. 294.
Ostpreußen. Nordisch mit dalischem Einschlag. Aufn. Röse.

deransicht merklicher, die Lippen schmäler und weniger bogig, die Mundspalte geradliniger und fester geschlossen, das Kinn breiter (energischer), mit schärferen Ecken. Das Gesicht im ganzen wird, wenn nicht kürzer, so jedenfalls in vielen (und den für den „nordischen" Typus bezeichnenden) Fällen eckiger, der Scheitel flacher, das Haar reicher, der Haaransatz tiefer herabgezogen, das Ohr kürzer. „Energische" Gesichtsfalten

treten auf. Aber nur bestimmte dalische Züge, und vor allem nur ein beschränkter Stärkegrad und eine begrenzte Anzahl von ihnen dürfen sich in einem und demselben Gesicht zusammenfinden, wenn nicht die



Abb. 295. Norwegen. Dalisch-nordisch. Nach Hutchinson.



Abb. 296. Norwegen. Dalisch-nordisch. Nach Hansen, Menneskeslägtens Alde.

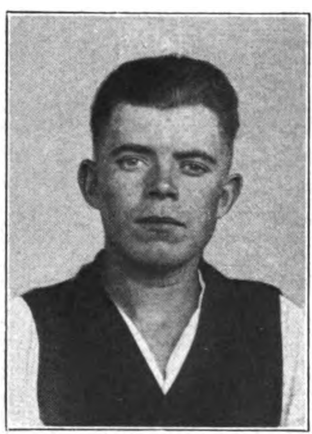


Abb. 297. Nordschleswig. Dalisch-nordisch-ostisch. (Sohn von Abb. 287 u. 384.) Eigene Aufn.



Abb. 298. Sachsen. Dalisch-nordisch. (Vgl. Abb. 274.) Originalaufn.

Grenze des germanischen oder gar des „nordischen" Idealtypus durchbrochen werden soll[1]).

[1]) Wenn Paudlers Ansicht über die Herkunft der gewellten bis lockigen Haarform aus dem dalischen Formensystem sich bestätigen sollte, so wäre auch dieses Element des „nordischen" und germanischen Schönheitsideals aus der eurasischen Ahnenreihe zu streichen. Die Frage scheint mir noch nicht ganz spruchreif. Nur sei gewarnt, aus Photographien diesbezügliche Schlüsse zu ziehen, da zu viele künstliche Haarformung

Im Ganzen wirkte die „Verdalung“ des eurasischen Typus dahin, das Gesicht modellierter erscheinen zu lassen, das Stützgerüst zu betonen und, alles Fade und Weichliche verdrängend, jene „nordische





Abb. 299. Abb. 300.



Holstein. Nordisch, mit ganz leichtem dalischen Einschlag. Originalaufn.

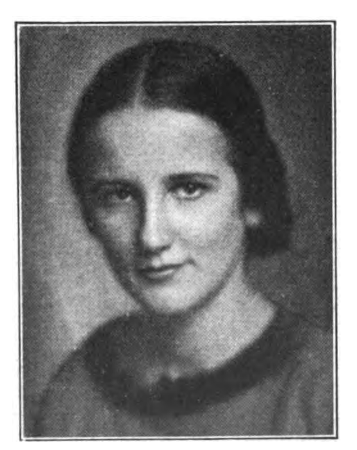


Abb. 301. Deutschland.
Wie Abb. 299. Aufn. Th. Schafgans.

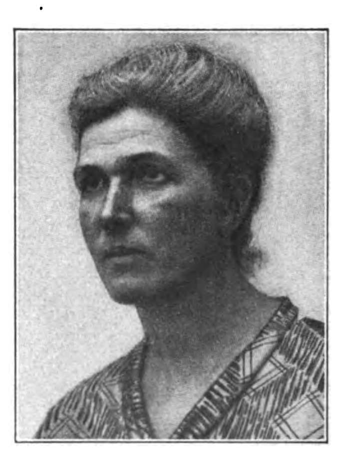


Abb. 302. Deutschland.
Wie Abb. 299. Eigene Aufn.

Frische“ hineinzutragen, die auch dem seelischen Idealbild zu entsprechen scheint; die erwünschteste Mischung atmet kraftvolle Vornehmheit.

Der rein eurasische Mann braucht zwar, wie unsre Beispiele schon zeigten, durchaus keine weichlichen Formen zu haben. Indes es scheint, je stärker der amerikanische Geschmack sich in der ganzen Welt geltend

die Natur verdeckt. Auch der Plüschschnitt bei Abb. 84 täuscht über die von Natur wellige Form des (in der Jugend lang getragenen) Haares.

macht, desto mehr sieht man die männliche Kraft gern in schroffen und geraden Linien, massigen Kiefern usw. ausgedrückt. Langschädlig, germanisch soll man selbstverständlich sein, aber jetzt mehr nach der dalischen

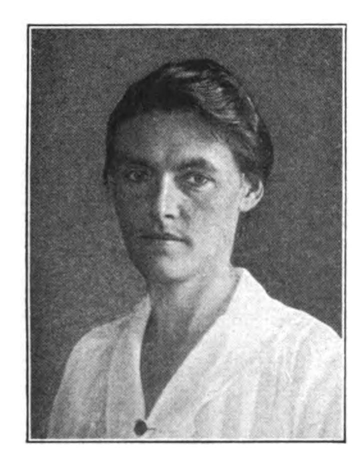




Abb. 303. Abb. 304.
Deutschland. Wie Abb. 299. Eigene Aufn.



Abb. 305. Württemberg.
Wie Abb. 299.
Originalaufn.

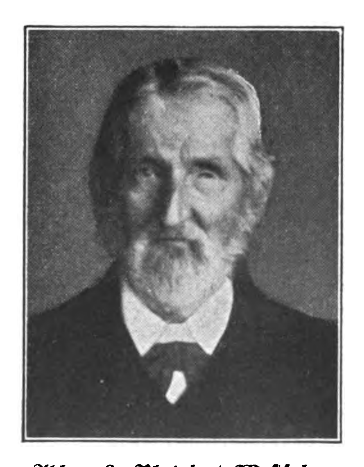


Abb. 306. Rheinland-Westfalen.
(Fast achtzigjährig, einäugig; wenn man Alter und ländlichen Beruf in Betracht zieht, typisch eurasische Glätte.) Originalaufn.

Seite hin. Ein Blick auf die Reklamegestalten einer amerikanischen Zeitschrift lehrt es uns (Abb. 317/319); diesem Geschmack folgt auch in der alten Welt der von den Modeblättern verkündete „Mann“ oder „Herr“ mit dem „angelsächsischen“, d. h. jetzt in der Hauptsache dalischen Kiefer.

Da indes der echten dalischen Form mehr Kraft als Liebreiz zukommt, und sie sich aktiv wie passiv zum Schmachten wenig eignet, so wird ihre „Rauheit und Kraft, die dem Auge wohltut", elegant gemildert, und

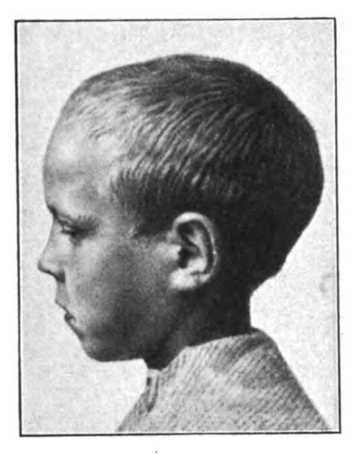




Abb. 307. Abb. 308.
Schweden. 9 jährig. Nordisch-dalisch. Aufn. Röse.





Abb. 309. Abb. 310.
Sachsen. 11 jährig. Wesentlich nordisch. Aufn. Röse.

vor allem hält das weibliche Schönheitsbild unsrer Zeit mehr am eurasischen Stil fest. Auch hier gibt es Schwankungen, die innerhalb des „Germanischen" einmal mehr das Volle und Weiche, dann wieder das Herbe und Schlanke betonen. Wie der sanfte Apollotypus beim Mann (Abb. 183) außer Mode gekommen ist, so wich das verschwommene Wunschbild des „Gibsongirls", das um 1900 „en vogue" war

(Abb. 320), in unseren Tagen mehr der weiblichen Sportsgestalt (Abb. 167). Indes, wenn auch die Mode von heute niemals die von morgen ist, so pendelt das weibliche Schönheitsideal doch immer um





Abb. 311. Abb. 311 a.
Hannover. Nordisch mit dalischem Einschlag. Aufn. Röse.

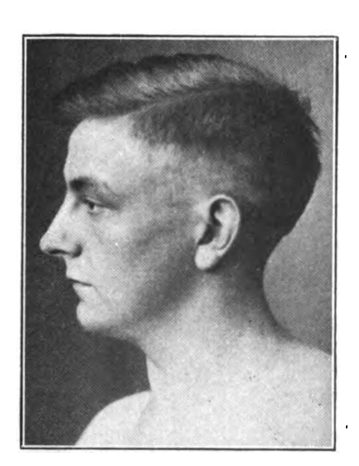


Abb. 312. Westfalen.
Nordisch-dalisch. Originalaufn.

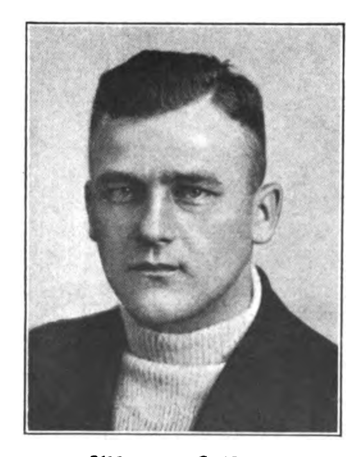


Abb. 313. Holstein.
Nordisch-dalisch. Originalaufn.

den eurasischen Pol. Die sanftwölbige Stirn, die schmächtige Schlankheit, die abfallenden schmalen Schultern, die Schönheitsfalte bleiben wohl unentbehrlich; nur die hart über dem Auge laufenden dalischen Brauen dürfen mit ihrem Einschlag von Trotz, Ernst und Würde einen Reiz mehr bilden.

Während also die „nordische" Geschmacksauslese aus den eurasisch-

dalischen Verbindungen wesentlich am Eurasischen festhält, öffnet die „germanische" dem Dalischen ein breiteres Tor. Das Cromagnonerbe aber finden wir genau so, wie es bei einer seit so alter Zeit zerkreuzten

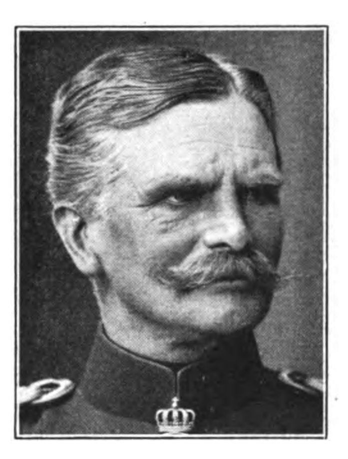
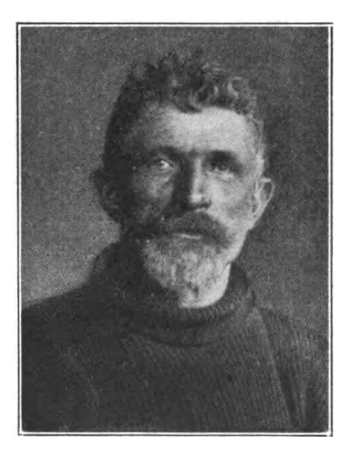


Abb. 314. Niedersachsen. v. Mackensen. „Germanisch."
Aufn. Hofphotograph E. Bieber, Berlin.



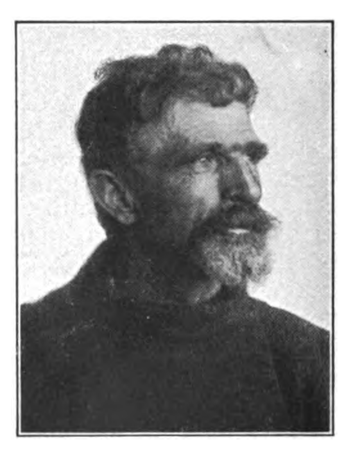


Abb. 315. Abb. 316.
Nordschleswig. „Germanisch." Eigene Aufn.

Rasse zu erwarten ist: nur selten noch rein, dagegen massenhaft in seinen zerstreuten Bestandteilen. Wie sehr wir beim „Germanischen" Dalisches mitdenken, das mögen noch einmal Artbauer und Löher verdeutlichen, welche sich von Rifkabylen und Guanchen mit „unverfälscht sächsischen" und „Waterkant"-Gesichtern angeblickt fühlten. Wenn uns auch die Guanchen auf Abb. 70/71 oder sogar (bis auf den Mund) der Korse

in Abb. 323/324 fast deutsch berühren, so meinen wir eben nichts weiter als die gemeinsam vorhandene Urrasse des „Höhlenmenschen".

Ablehnen ließe sich diese Auffassung nur, wenn diese Cromagnonzüge als nur scheinbare, d. h. als Varianten andrer Rassen nachgewiesen





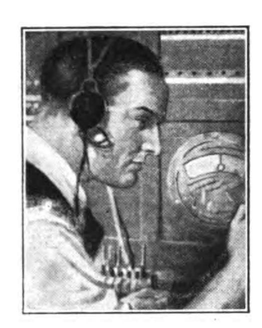


Abb. 317. Abb. 318. Abb. 319.
Wunschbilder der „Männlichkeit". Zeichnungen aus dem Anzeigenteil einer amerikanischen Zeitschrift.

werden könnten. Ein solcher Nachweis aber ist ganz unwahrscheinlich; wir dürfen dem geschichtlichen Zusammenhang über die Jungsteinzeit weg vertrauen. Ist dies aber so, dann wird unvermeidlich eine terminologische Bereinigung Pflicht.

Wir haben die „nordische" Rasse des landläufigen Sprachgebrauchs in zwei selbständige Grundstämme aufgespalten und sind dabei nicht einmal sicher, ob künftige Forschung bei nur zwei Grundstämmen stehen bleiben wird. Angesichts dieser Klärung könnte man allenfalls den unreinen Begriff der „nordischen" Rasse als Sammelbezeichnung beibehalten und innerhalb ihrer den nordeurasischen und den dalischen Typus unterscheiden. Aber Paudler ist folgerichtiger verfahren, indem er nur noch unsern nordeurasischen Typus als nordisch bezeichnet, also den blonden, blauäugigen, schlank-hochgewachsenen, langköpfigen, langgesichtigen und ellipsoiden Typus.

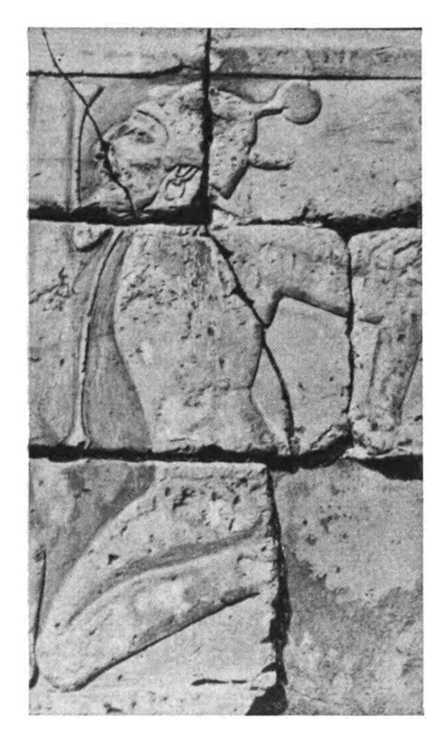


Abb. 320. England. Nach Stratz.

Der hier dargelegte rassengeschichtliche Vorgang hat sich selbstverständlich nicht auf die germanisch sprechenden Völker beschränkt. Die gleichen oder ähnliche Rassenbestandteile haben sich auch anderwärts gemischt. Wenn einmal (was nicht Aufgabe dieser Schrift ist) die gesamte Verbreitung der Cromagnonrasse und ihrer Überreste aufgehellt sein wird, so dürfte man eher über die Weite ihres Fundgebietes als über seine Enge erstaunt sein. Jedenfalls aber haben wir vorderhand ihre

dichteste Verbreitung in West- bis Mitteleuropa anzunehmen. Wie weit sie da im Südwesten reichte, dafür dürften die Guanchenstudien Eugen Fischers einen zuverlässigen Anhaltspunkt bieten.

Nun ist die Rassenmischung in der Mittelmeerwelt ja im ganzen fast noch vielseitiger als im Norden. Wie sehr diese Mischung schon den Alten entgegentrat, das mögen ägyptische Darstellungen andeuten.



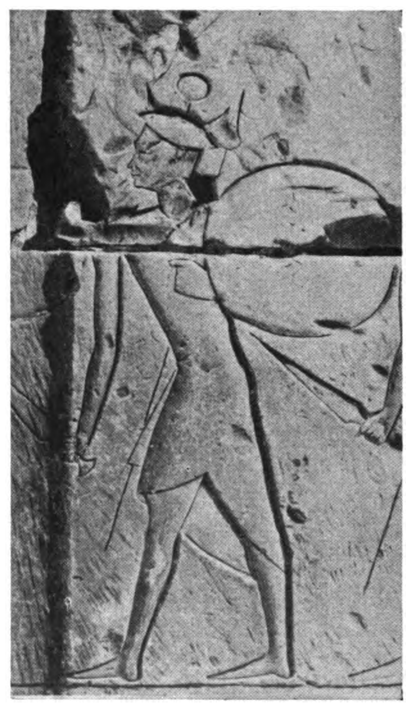


Abb. 321. Schirdana. (Fürst.) Ägyptisch. Abb. 322. Schirdana. (Söldner.) 2. Jahrtausend v. Chr.
Aus dem Berliner Ägyptischen Museum (Fremdvölkerexpeditionsaufn.).

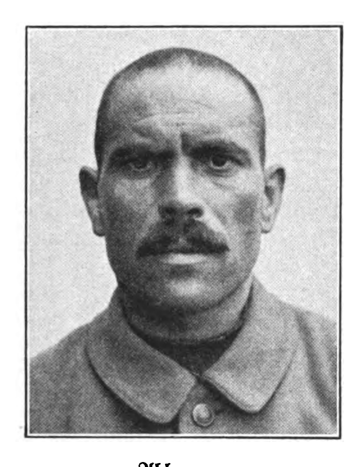
Man kann sich kaum größere Gegensätze denken, als die zwischen dem Fürsten (Abb. 321), einem pompösen Vorderasiaten, der als Gefangener knieend dargestellt ist, und dem Söldner (Abb. 322), der als Bewegungsrasse mit schlankem Hals, als Eurasier, allenfalls mit Cromagnongesicht, gedeutet werden kann; und beide sollen demselben Volk (Sardinier?) angehören[1]).

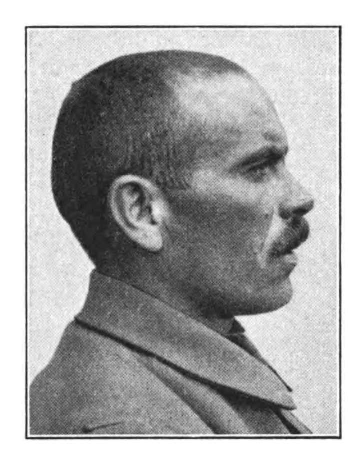
Namentlich im westlichen Südeuropa schimmert der alte Croma-

[1]) Genaue anthropologische Urkunden haben die ägyptischen Steinmetzen übrigens nicht verfassen wollen.



gnontypus noch durch die andersartigen Überlagerungen stärker durch [1]). Die Mittelmeerrasse ist auch darin das Spiegelbild der nordischen, daß





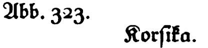
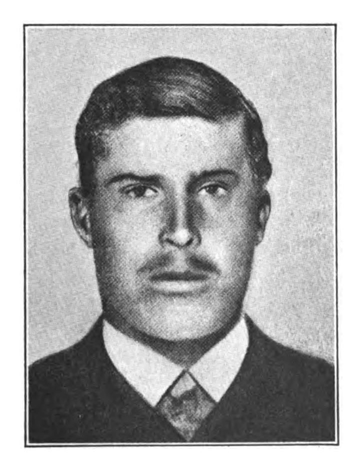


Abb. 323. Abb. 324.
Korsika. Aufn. v. Eickstedt.



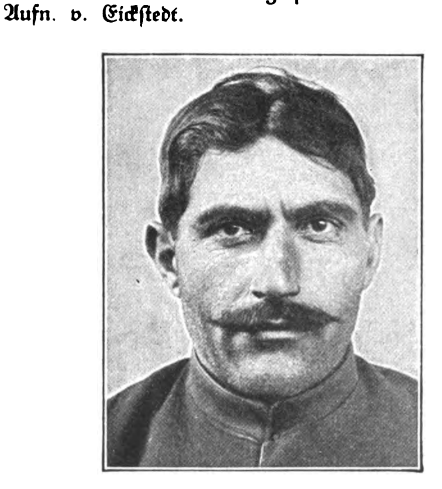


Abb. 325. Sizilien.
Nach Sergi.

Abb. 326. Korsika.
Aufn. v. Eickstedt.

Südeuropäischer Cromagnoneinschlag.

unter den Elementen, die das Eurasiertum in sich aufnahm, sich Reste der alten westeuropäischen Jägerrasse befanden. Für die weitgehende

[1]) Paudler rechnet außer mit der hellen hochwüchsigen Cromagnonrasse, die sich bis tief in den Süden hinab (Guanchen, blonde Berber!) erstreckt hat, auch mit einer kleinergewachsenen dunklen Cromagnonspielart. Dies würde also der Spaltung der Eurasier wie auch der Ostischen entsprechen. Genauere Untersuchungen, wieweit man die dunklen Farben und den niedrigeren Wuchs auf Kreuzung oder einen dunklen Cromagnonstamm zurückzuführen hat, liegen bisher nicht vor.

„Verunreinigung“ des eurasischen Typus ist es ein fast ergötzlicher Beleg, daß auf Ripleys Übersichtstafel seiner drei europäischen Hauptrassen [1]) die Vertreter aller drei, der Mittelländische wie der Nordische und der Alpine die dalische Augengegend zeigen, so daß das „klassische“ europäische Auge, wenn man Ripley folgen wollte, für Europa überhaupt nicht mehr bezeichnend wäre. Es nimmt denn auch nicht wunder, daß sich z. B. in Sergis Beschreibung der Mittelmeerrasse neben dem reinen südeurasischen Typus auch ein stark cromagnonhaltiger (Abb. 325) findet.

Die Verhältnisse liegen bei der mittelländischen Schwesterrasse also ähnlich wie bei der „nordischen“. Dies näher zu verfolgen, fällt außer-

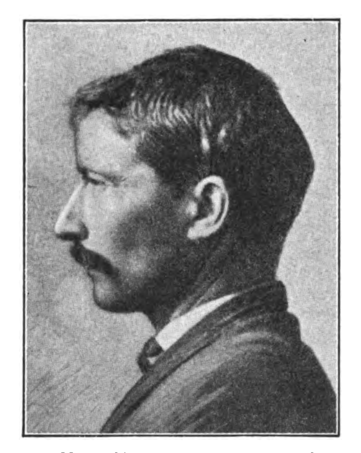


Abb. 327. Dordogne. Von Ripley als lebendes Cromagnon vorgeführt, aber an Reinheit z. B. hinter Abb. 323 zurückstehend. Nach Ripley.

halb unsres Themas, und so mögen ein paar Köpfe als Andeutung des Tatbestandes genügen (besonders rein Abb. 323/324).

Es gibt übrigens ein südliches Gegenstück zum „nordischen“ bzw. germanischen Schönheitsideal, den „Römerkopf“. Wie der nordeurasische Typus sich durch einen leichten, häufig kaum mehr greifbaren Zusatz von Cromagnon in den herben „nordischen“ Typus wandelt, so scheint die entsprechende Würze im Süden das klassische eurasische Schönheitsbild umzumodeln, indem sie es von griechischer „Feinheit“ zum stämmigen Römertum hinüberführt. Kantige, energiebeweisende Züge vermännlichen das Bild, von Ost nach West zunehmend [2]). Daß z. B. die südliche Spielart des angelsächsischen Knockout-Kiefers eben als Ausdruck des Willens zum Römertum mit der kraftprangenden Faschistenmode seinen Einzug in das völkische

[1]) W. Ripley, The races of Europe (1900), bei S. 120.

[2]) Ähnlich in Afrika vom „arabischen“ Typus über Berber und Kabylen zu den Guanchen.

Italien halten würde, das hätte selbst dann wohl gedroht, wenn dem Duce persönlich diese imperatorenhaft-imperialistische Naturausstattung nicht ganz so prächtig zuteil geworden wäre (Abb. 328/329).

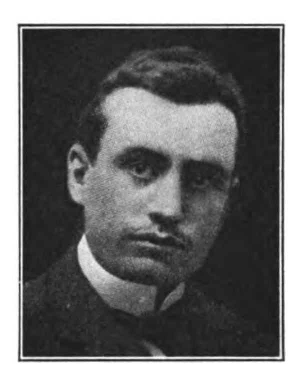


Abb. 328.
Wie Benito Mussolini als sozialdemokratischer Schwärmer aussah, 1904.
Paul List, Verlag, Leipzig.



Abb. 329.
Wie Benito Mussolini cäsarisch von der Nachwelt gesehen werden möchte, 1926.
Büste von Wildt.

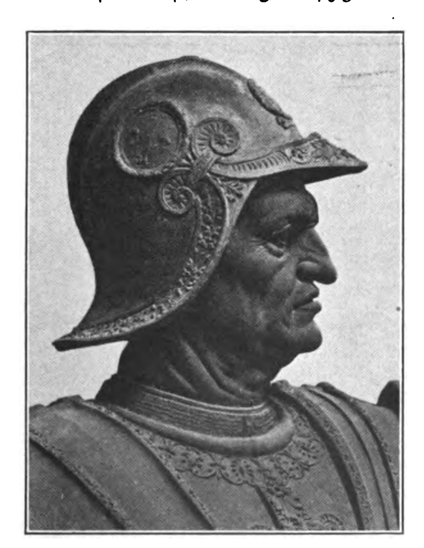




Abb. 330 a u. b. Mussolinis zweites Wunschbild.
Der Gewaltmensch Bartolomeo Colleoni (1400/1475), nach Verrochio. Der Renaissanceemporkömmling hat sich sein Denkmal testamentarisch selbst setzen lassen und den schönsten Platz der Welt, vor S. Marco in Venedig, als Standort begehrt. Um den Standort hat ihn zwar die Republik betrogen, dafür dienen seine energischen Züge als suggestive Kraftquelle für zeitgenössische Staatsmänner. Mussolini betont gern seine angebliche Ähnlichkeit mit dem Condottiere, und ein deutscher Nachrevolutionsminister hat ihn (verkleinert) neben seinem Schreibtisch stehen.

Anhang zu Abschnitt 8. Mischtypen. Dalische Augengegend.

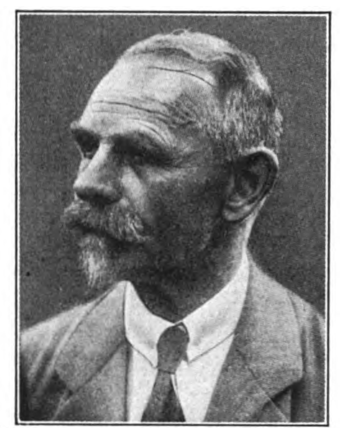


Abb. 331. Pommern. Eigene Aufn.

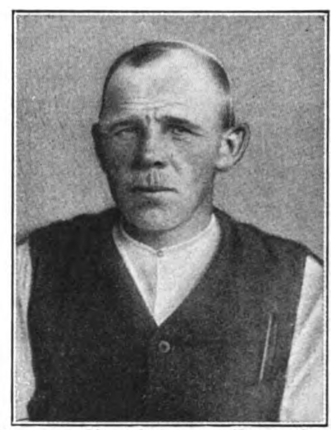
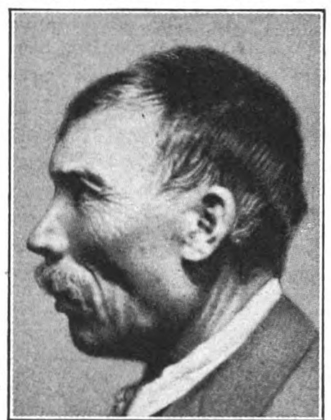


Abb. 332. Nordschleswig. Eigene Aufn.



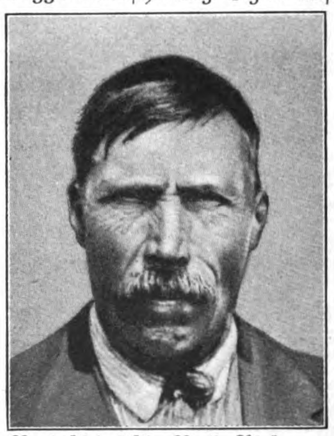


Abb. 333 u. 334. Finnland (Westküste). Nordisch-dalisch. Nach Ripley.

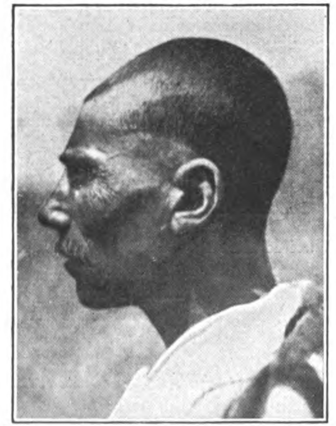


Abb. 335 u. 336. Kurde. (Seiner Formenverwandtschaft mit Abb. 333/334 zuliebe abgebildet.) Nach Originalaufn. aus Nachlaß v. Luschan.

9. Von den seßhaften und den Bewegungsrassen.

Gegenüber der Eiszeit zeigt die europäische Gegenwart ein Auftauchen des eurasischen Typus oder mindestens (falls man die Chanceladegruppe hierher rechnen will) eine starke Vermehrung seines Anteils an der Gesamtbevölkerung. Der eurasische Typus hat heute das entscheidende Übergewicht über den einstmals vorherrschenden Cromagnontypus erlangt. Es ist nun unsre Aufgabe, die Begleitumstände dieses Siegeszuges des Eurasiertums zu ermitteln und auch die übrigen europäiden Rassen, die nach der Eiszeit bei uns Fuß faßten bzw. mindestens an Bedeutung gewannen, nicht aus den Augen zu verlieren.

Wenn wir den Zugang zu diesen Fragen suchen, deren Beantwortung durch den derzeitigen Stand der Bearbeitung der rund 1400 bekannten jungsteinzeitlichen Schädelfunde erst teilweise erleichtert wird, so beginnen wir zweckmäßig mit einem Gesichtspunkt, der den Zusammenhang mit der völkerkundlichen Kulturgeschichte herstellt, ich meine den von der anthropologischen Forschung wohl noch nicht genügend ergründeten Zusammenhang von Lebensweise und Kultursonderart mit dem Körperwuchs, insbesondere mit den Gliedmaßenverhältnissen.

Schon die höheren Säugetiere weisen den Unterschied zwischen Wald-, Steppen- und Stallformen auf. Die auf tropischem Waldboden lebenden Säuger sind teils kleine, oft zwerghafte Schlüpfer, teils muskelstarke, schwere, massige Brecher[1]). Wo eine Art das angestammte Waldleben mit seiner behinderten Fortbewegung verließ und ins trockene, offene Gelände hinaustrat, wurden, wie wir dies z. B. an den tertiären Vertretern des Pferdestammes verfolgen können, die Gliedmaßen gestreckter, der gesamte Körperbau schmal und schlank. Die Steppe, einschließlich ihrer beiden Pole, Grasland und Wüste, ist das Herausbildungsgebiet der schnellbeweglichen Tiere. Wo aber später das Steppentier domestiziert wurde, erfuhr der Körperbau eine abermalige Umwandlung zum Gedrungenen, Schweren, Massigen[2]).

---

[1]) R. Hesse, Tiergeographie (1924), 451.

[2]) Die Parallelen aus dem Tierreich sind damit natürlich nicht erschöpft. Erwähnt werden könnte z. B. noch die im Wald behinderte Vergesellschaftung, die Herausbildung der eigentlichen Herdentiere vor allem im trockenen offenen Gelände. Ferner etwa die bei Mensch und Tier analoge Bedeutung der Südkontinente als Verdrängungs- und Erhaltungsgebiete, die Überlegenheit der eurasiatischen Tierformen beim Zusammenstoß im Daseinskampf mit den anderen, endlich die Erscheinung der zerstückten Verbreitung und dergleichen, worüber bei Hesse a. a. O. eine für den Ethnologen und Anthropologen lehrreiche Übersicht zu gewinnen ist. Übrigens führt verminderte oder behinderte Bewegung auch bei niederen Tierarten zu Umbildungen, die biologisch von denen des

Aus ähnlichen Ursachen entsprangen auch beim Menschen vergleichbare Wirkungen.

Sehen wir uns zunächst nach den Rassen um, die als Sammler und Jäger, als Urkulturrassen oder wie ich diese Stufe des „niederen" Jägertums bezeichne, als Wildbeuter vorwiegend in Waldgebieten leben oder lebten. Hierher gehören kleinwüchsige „Schlüpfer"rassen, die Negrillos Innerafrikas, die Aeta, Semang u. a.; auch der wohl nur in warmen Klimaten wirklich heimische Neandertaler könnte vielleicht als Waldmensch zu rechnen sein. Diese Stämme sind nicht schlank; ihr plumpes Aussehen ist durch das Mißverhältnis der Glieder bedingt. Die Semang z. B. sind (nach Schebesta) zwar nicht schwerfällig und untersetzt, ihre Gliedmaßen, mit Ausnahme der Füße grazil, und dennoch wirken sie plump wegen des Mißverhältnisses der Gliedmaßen zum Rumpf und Kopf.

Ganz anders die Wildbeuter der Steppenzonen, wie z. B. die Buschmänner, dann die australischen Festlandsstämme und ferner die sogenannten „höheren" Jägervölker und die meisten heutigen oder ehemaligen Wanderhirtenrassen der Erde [1]).

Den schlanken, langschenkligen, grazilen Bewegungsrassen der Steppe stehen nun aber nicht nur altertümliche Waldstämme gegenüber, sondern auch die viel bedeutenderen Pflanzerrassen von früher Seßhaftigkeit [2]).

Pflanzer- und Steppenrassen haben sich in verschiedenen Richtungen entwickelt. Bei den Steppenrassen längten die Gliedmaßen sich mehr und mehr, am erstaunlichsten bei jener Rassengruppe, die das unberittene Hirtenkriegerleben der Steppe bzw. des Graslandes bis heute am ursprünglichsten fortgesetzt hat, bei den Hamiten Ostafrikas, während die vielfach träg gewordenen Herdenbesitzer Innerasiens zweifellos seit

---

Menschen zu entfernt sind, um als Parallelen zu dienen, die aber immerhin doch noch etwas mehr als bloßen Gleichniswert besitzen. So wurden die Korallen unter Verkümmerung der Fortbewegungsorgane dickschalige, plumpe Hartgebilde, als sie festwuchsen und Kolonien bildeten, indem die neuen Geschlechtsfolgen sich vom Muttertier nicht mehr trennen konnten, vergleichbar den dörflichen Muttersippenbildungen der seßhaften Pflanzerkultur. Für die Umbildekräfte von Umwelt und Lebensweise vgl. im allgemeinen auch E. v. Eickstedt, Gedanken über die Entwicklung und Gliederung der Menschheit. MAGW. 55 (1925), 246 ff.

[1]) Auch einige heutige Waldstämme gehören zur „Steppenform", wie die Sakai und Weddas. Wie diese Abweichung von der Regel zu erklären sei, kann hier nicht untersucht werden. Gewiß sind die heutigen letzten Abdrängungsgebiete nicht mit Herausbildungsherden gleichzusetzen, und die einstige Ausbreitung der in Rückzugsgebiete Verdrängten reichte viel weiter. Überhaupt sind die heutigen oft erst jungen Zustände für das Gewesene nicht in allen Fällen unmittelbares Zeugnis.

[2]) Es handelt sich hier um Rassen, die Träger der alten, schon eiszeitlichen Bodenbauerkulturen sind, der Zweiklassenkultur und der jüngeren Muttersippenkultur, wie ich Gräbners melanesische Bogenkultur, Schmidts freimutterrechtliche Kultur nenne. Daß diese Kulturen mit Bauerntum im späteren Sinn nichts zu tun haben, ist dem kulturgeschichtlich unterrichteten Leser geläufig. Vielfach werden diese älteren bodenbauenden Kulturen auch als Hackbaukulturen bezeichnet. Ich ziehe die Bezeichnung Pflanzerkulturen vor, weil erst durch sie die Beschränkung auf floristische Erzeugungswirtschaft und der Unterschied zu dem einer ganz andern, höheren Kulturform angehörenden Bauerntum unmißverständlich schon in der Bezeichnung zum Ausdruck kommt.

dem Ende ihrer politischen Regsamkeit und Größe auch körperliche Entartungsmerkmale aufweisen[1]). Die Steppenrassen sind in Symbiose mit dem flüchtigen Steppentier aufgewachsen. Rastlose Bewegung drückt ihren Stempel auf Leib und Seele. Man vergegenwärtige sich etwa die Jagdweise der Buschmänner, die einzeln oder in kleinen Gruppen zu Fuß das Wild bis zu dessen Erschöpfung hetzen. Rüstig und flink sind die Gliedmaßen der typischen „faunistischen" Steppenrassen; eine im höchsten Grad sportliche und weiträumige Lebensführung, durch ungezählte Geschlechtsfolgen fortgesetzt, hat gewisse Merkmale erbfest werden lassen: bei den Weichteilen schwacher Fettansatz; am Knochengerüst geringe Masse, gestreckte Form und zarte Bildung. Die vaterrechtlichen Kulturen der totemistischen Jäger und der Wanderhirten sind ursprünglich getragen von solchen Bewegungsrassen[2]).

Anders die mutterrechtlichen seßhaften Pflanzerrassen. Im typischen Fall ist ihr Körper schwerfällig und massig, von gedrungenem, untersetztem Wuchs und derbem Knochenbau[3]). Die Pflanzerkultur hat im allgemeinen das männliche Geschlecht der regelmäßigen Arbeit enthoben, Palaver und Geheimbund wurden ihm Lebenselement, neben welchem Jagd und Krieg zurücktreten. Die Frauen besorgen in der Hauptsache die Pflanzung, aber auch sie arbeiten nicht so unablässig und angestrengt wie etwa deutsche Bäuerinnen. Beide Geschlechter sind dem zeitverschwendenden Behagen dörflichen Zusammenlebens möglichst zugetan[4]). Unter dem Einfluß gleichmäßigerer und reichlicherer Ernährung, eingeschränkter Bewegung, bequemerer und engräumiger Lebensgestaltung bildete sich bei den früh seßhaft gewordenen Pflanzerrassen die älteste domestizierte Menschenform heraus.

Diese bisher zu wenig ausgewertete Ansicht der Rassengeschichte, deren biologische Zusammenhänge grundsätzlich nichts Rätselhaftes

---

[1]) Vom ärztlichen Standpunkt hierüber Kuczynski, Steppe und Mensch (1925). Bei der Körperlänge der Hamiten dürfte auch Luxuration (Negerkreuzung) in Frage kommen.

[2]) Die Weichteilbildung kann das Individuum selbstverständlich gegen die Rassenanlage durch Lebensweise verändern. So sind die Frauen der hamitischen Hirtenkrieger im Gegensatz zu den Männern nach Maßgabe ihrer Untätigkeit und Überernährung der frühen Verfettung ausgesetzt und bei hamitischen Herrschern gilt die Beleibtheit z. T. als Abzeichen ihrer sich wenig bewegenden Würde. — Kopf- und namentlich Gesichtsbildung haben mit diesen biologischen Anpassungen wenig zu tun; vgl. z. B. unten S. 212 bezüglich Cromagnons. Besonders wird betont, daß Hände und Füße der totemistischen Jäger zierlich sind verglichen mit denen der Pflanzer. Schmidt-Koppers, a. a. O. 490.

[3]) Leider hat sich die Anthropologie mit diesen Gesichtspunkten noch zu wenig beschäftigt. Auch die inneren Organe müßten wohl als geschichtliche Urkunde ausgewertet werden können, etwa die größere Darmlänge bei alten floristischen Völkern.

[4]) Nebenbei sei erwähnt, daß die frühere Geschlechtsreife, damit auch raschere Beendigung des Wachstums, geringerer Hochwuchs und früheres Altern zwar wohl zum Teil mit dem wärmeren Klima zusammenhängen; es müßte aber noch untersucht werden, ob nicht auch gewisse Kulturformen, z. B. die geschlechtlichen Sitten, mit diesen Besonderungen der Körperentwicklung bei verschiedenen Rassen zusammenhängen. Vgl. Ploß-Reitzenstein, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 11. Aufl., 1 (1927), 673 ff.

haben [1]), ist nicht errechnet; der Tatsachenstoff der Weltgeschichte drängt sie der Beobachtung auf.

In Amerika z. B. stehen in dem geschilderten Sinn die Pflanzerrassen Brasiliens usw. den Steppenrassen der Pampas wie der nordamerikanischen Prärien gegenüber; im fünften Erdteil melanesische Pflanzerrassen den Steppenrassen des australischen Festlandes. Die typischen floristischen Rassen dürften dort in den breitnasigen Papuas, auf den Salomonen usw. erhalten sein und die echten Kraushaarrassen sind hier, wie in Afrika, wohl z. T. zugleich die ältesten Vertreter der Pflanzerkultur [2]). Gehören doch die Ursitze der Kraushaarigen und ihre ganze Entwicklung den Tropen oder Subtropen an, wo also die Waldform vielleicht zum Teil ohne Steppenstadium gleich in die Pflanzerform überging. Die Ausbreitung der Nigritier von der südasiatischen Urheimat hat sich im ganzen möglichst parallel zum Äquator nach West und nach Ost vollzogen [3]). Dagegen haben die Schlicht- und Wellhaarigen, deren Ursitze zum Teil bedeutend weiter nach Norden reichten, sich auch lotrecht zum Äquator ausgebreitet und unter ihnen sind die Festlandsaustralier, die von Norden her in ihr jetziges Rückzugsgebiet einwanderten, wohl stets so wie heute Vertreter des Steppentypus gewesen [4]).

In Afrika nehmen Haddon und B. Struck für das vorhamitische pflanzerische Negertum einen plumpen, gedrungenen Wuchs in Anspruch [5]).

---

[1]) Seit Goulds Untersuchungen an Soldaten des nordamerikanischen Bürgerkrieges ist der Einfluß der Beschäftigung auf die Körperproportionen allgemein beachtet. Vgl. z. B. F. Birkner, Die Rassen und Völker der Menschheit (1913), 198 ff. Unterlänge der Gliedmaßen gilt als Eigenschaft der domestizierten Rassen, und innerhalb ihrer, besonders der oberen Stände. Bälz fand bei den wagenziehenden japanischen Kulis längere Beine als bei den Japanern, die es sich leisten können, im Wagen zu sitzen. Goulds Segelschiffmatrosen hatten überdurchschnittliche Arm- und Beinlängen. Derartige Beobachtungen zeigen, daß der Beruf schon in der ersten Generation wirkt; über die Erbfestigkeit der Unterschiede nach vielen Geschlechtsfolgen ist mir eine Untersuchung nicht bekannt; aber der Augenschein spricht dafür. Roth, Über Ergebnisse rassen- und körperbaukundlicher Studien in der Pfalz, Anthr. Anz. 3 (1926), Sonderh., Verh. d. Ges. f. Phys. Anthr. 1, 67 ff. hat die Handarbeiter kleinwüchsiger, breitschultriger, breitbeckiger, breithüftiger und langarmiger gefunden. Es scheint aber, abgesehen von dem letztgenannten Merkmal, doch zweifelhaft, ob bei diesem Befund nicht verschiedene Rassenschichtung in die Sozialtypen hereinspielt, mit andern Worten der gedrungene Wuchs der Handarbeiter zum Teil durch stärker ostischen Gehalt zu erklären ist; auch Ernährungsunterschiede mögen mitsprechen.

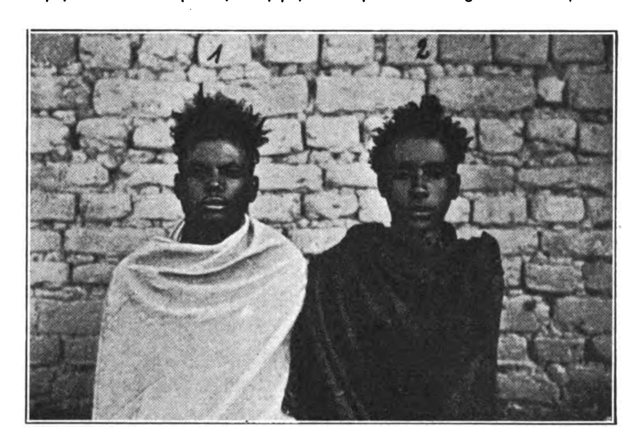
[2]) Die schmalnasigen Papuas, die später als die breitnasigen nach Melanesien kamen, dürften dagegen keine alte Pflanzerrasse sein.

[3]) Verhältnismäßig die beste Übersicht über die Wanderungsrichtungen bietet zurzeit A. C. Haddon, The Races of Man and their Distribution, Cambridge 1924. Für alles in diesem Abschnitt Behandelte sind die angeführten Werke von Gräbner und Schmidt-Koppers zu vergleichen, dazu die Schriften Menghins und meine Aufsätze „Die Weltanschauung der eiszeitlichen Europäer", Archiv für Kulturg. 16 (1926) und „Kulturenfolge", ebenda 17 (1927).

[4]) Es bestehen auch zwischen den Australiern Unterschiede, auf die aber hier nicht eingegangen zu werden braucht.

[5]) Und sogar Kurzschädligkeit. Ein kürzerer bzw. breiterer Schädel ist wohl nicht selten Begleiterscheinung der untersetzten „Stallform", ein langer Schädel dagegen entspricht häufig der schmalen, schlankgestreckten Wild-, bzw. Bewegungs- oder Steppen-

Im Bereich der gelben Rasse endlich finden wir den Gegensatz der Pflanzer- und der Steppenform noch einigermaßen erkennbar in dem Unterschied der südchinesischen Pareoer zu den staatsbildenden



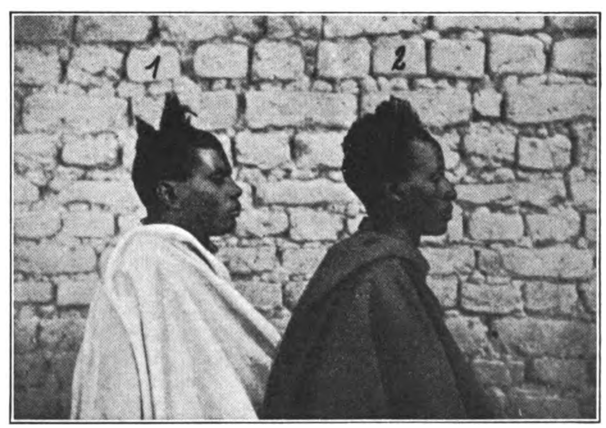


Abb. 337 und 338.
(1) Wahutubauer und (2) Watussiadliger. Deutschostafrika. Nach Schmidt-Koppers.

nördlichen Nomaden mit ihrem höheren Wuchs, schmäleren Nasen, längeren Gesichtern und schlankeren Gliedern[1]).

---

form. Doch gilt dies nicht ohne erhebliche Ausnahmen, und wieder erweist sich auch in diesem Zusammenhang die Schädelform als ein nur mit größter Vorsicht zu gebrauchendes, diagnostisches Merkmal. Im übrigen halte ich es für durchaus möglich, daß dem negerischen Pflanzertypus von vornherein, lange ehe hamitisches Blut mitsprach, auch ein negerischer Bewegungstypus zur Seite stand. Vielleicht wird die zu erhoffende Aufklärung über die Herkunft der totemistischen Kulturüberbleibsel Afrikas auch diese Frage klären helfen.

[1]) Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß für heutige junge Zustände alles Gesagte nur cum grano salis gilt. Wenn z. B. in Osttibet die Bauern heute weniger

Als dann durch die erobernde Ausbreitung der Hirtenkrieger größte Vermischung der Rassen und Kulturen entstand, bildeten die weiträumigen Bewegungsrassen der Eroberer zunächst die Oberschicht in der neuen Verbindung[1]). So herrschten die hochgewachsenen Nordleute über die untersetzten Pflanzerrassen Südchinas, so der japanische Chosutypus über den Satsumatypus, so herrschen die Hamiten über die Neger[2]). Der Bewegungs- wurde zum Adelstypus, der pflanzerische Ernährungs- zum Hörigentypus; die Steppenrasse verfeinerte sich durch gehobene Lebensweise und wurde der bevorzugte, auch ästhetisch anerkannte Sozialtypus, dem in jeder Beziehung die Führung zukam[3]).

Um dem Leser den Überblick über die hier waltenden Zusammenhänge zu erleichtern, gebe ich nebenstehend eine Übersichtsskizze über den Rhythmus der älteren Weltgeschichte (Abb. 339). Nach den Forschungen von Julius Lips, von deren Bedeutung ich überzeugt bin, ist die zweitunterste Wirtschaftsstufe, das Durchgangsstadium zu höheren Entwicklungen, die Kultur der Erntevölker gewesen, einerlei ob diese einen geschlossenen Kulturkreis bilden oder nicht. Hier ist noch keine erzeugende Wirtschaft geschaffen, wohl aber haben die einzelnen Gruppen sich auf das

---

untersetzt zu sein scheinen als die Nomaden, so handelt es sich beiderseits um keine ursprünglichen Zustände mehr. Die Bauern scheinen erheblich mehr nichtmongolisches Blut zu haben. Bei den Hirten sind dann natürlich auch Sattelnomaden von Fußnomaden zu unterscheiden. Im übrigen wirken z. B. die Kirgisen trotz verhältnismäßig langem Rumpf doch als flinke Bewegungsgestalten, von den Pflanzertypen wohl unterscheidbar.

[1]) Vgl. die oben S. 116 Anm. 2 angeführten Werke und dazu noch F. Oppenheimer, System der Soziologie 2 (1926).

[2]) Die Chosu sind auch langschädliger als die Satsuma. Doch gerade bei der straffhaarigen Rasse finden sich wichtige Ausnahmen von der zu erwartenden Regel. Denn die pflanzerischen Pareoer haben einen weniger extrem hohen Kopfindex als die innerasiatischen Nomaden.

[3]) Am Ende dieses Überblicks sei noch auf einen Fall hingewiesen, der in mehrfacher Beziehung ein locus classicus für rassengeschichtliche Fragen zu werden verspricht, das Feuerland. Von den drei dort hausenden Stämmen, den Steppenona und den fischenden Yamana und Alakaluf haben Gusinde und Lebzelter die vollständige anthropologische Übereinstimmung z. B. bis in die feinsten Einzelheiten des Schädelbaues erwiesen. Es besteht auch kein Zweifel darüber, daß alle drei Stämme nicht länger als höchstens ungefähr 3000 Jahre in ihrem heutigen Verdrängungsgebiet leben, das ja noch halb in der Eiszeit steckt und noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit ganz vereist war. Auch haben Gusinde und Nordenskjöld die ältere Annahme, die Feuerländer seien zu Wasser in ihr jetziges Rückzugsgebiet gelangt, aufgegeben. Man darf also annehmen, daß alle drei Stämme einstmals anthropologisch weitgehend übereinstimmten. Sicherlich nur unter dem Zwang der Verhältnisse haben die beiden Fischerstämme ihre jetzige überaus harte Lebensführung angenommen. Aber diese paar Jahrtausende haben genügt, um ihnen ein sehr verändertes Äußeres zu verleihen. Die Yamana und Alakaluf verbringen ihr halbes Leben kauernd im Boot. Dabei verkümmert die Beinmuskulatur: es macht ihnen geradezu Mühe, zu stehen. Aber auch eine erbfest gewordene Verkürzung der Beine ist eingetreten. Während der Oberkörper der Kanustämme, der ja intensiv arbeitet, dem der herkulischen Ona gleicht, beträgt die durchschnittliche Körperhöhe der den Patagoniern im Steppendasein gleichgebliebenen Ona 175 cm, die der Kanustämme nur mehr 157 cm, so daß sie ohne irgendwelche Herkunft von Zwergrassen vielfach den Pygmoiden zugezählt werden. Ihre Mißgestalt ist die besondere eines extremen Fischervolkes; aber sie bildet zugleich ein großartiges Naturexperiment für Einfluß der Lebensweise auf die Gestalt überhaupt.

Abernten bestimmter Pflanzen oder das Erlegen bestimmter Tierarten spezialisiert und versorgen auch einander in gegenseitigem Austausch. Was nun unsern besonderen Gesichtspunkt angeht, so haben sich jene Erntevölker, die zum Pflanzenbau übergingen, am frühesten seßhaft gemacht, wäh-

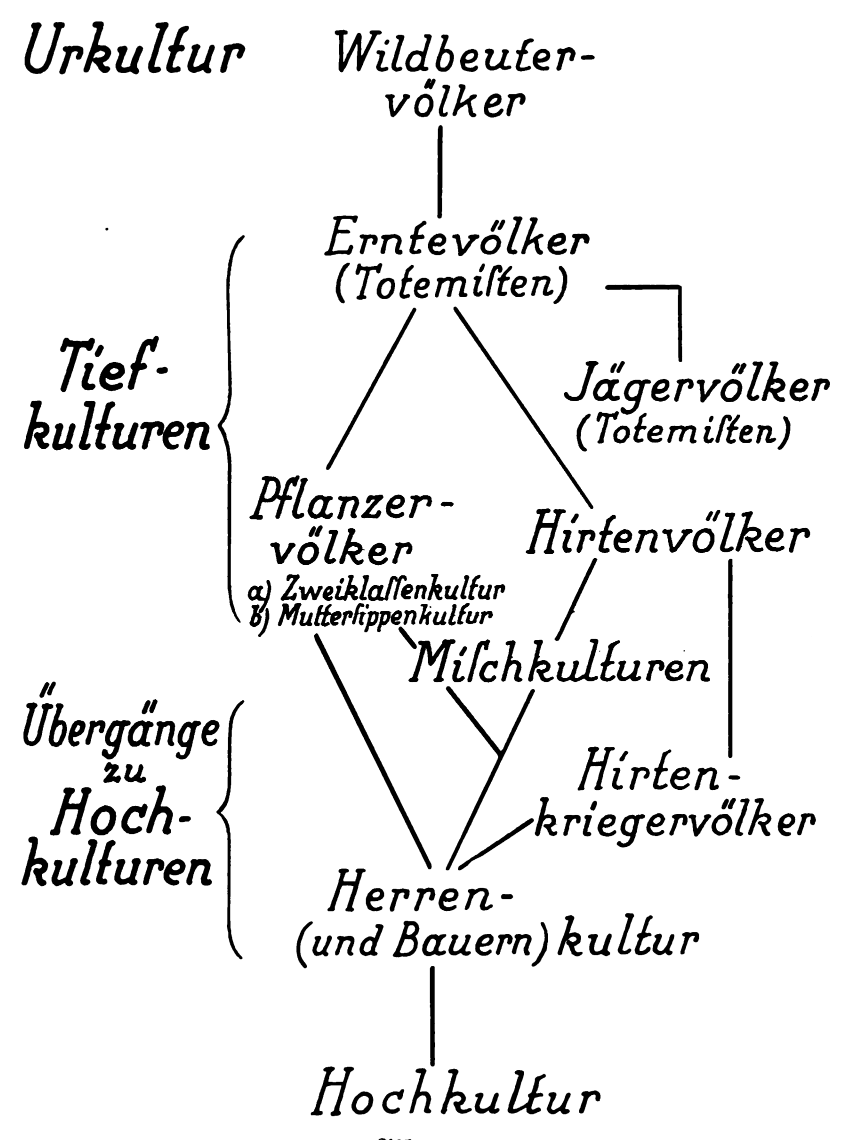


Abb. 339.
Schema der Kulturenfolge
nach den bisherigen Ergebnissen der völkerkundlichen Kulturgeschichte.

rend die aus den faunistischen Erntevölkern hervorgegangenen totemistischen Jägervölker nur eine beschränkte Seßhaftigkeit gewannen, durch ihren Beruf aber in ständiger Bewegung blieben. Die Hirtenvölker gelangten als solche überhaupt zu keiner festen Siedelung. Erst auf dem Weg der Mischung von Völkern und Kulturen kamen Teile der Hirtenrassen zur Seßhaftigkeit, und zwar entweder durch Mischung von Hirten- und Pflanzertum oder aber durch das erobernde Hirtenkriegertum, welches Pflanzer- wie Mischgebiete in der Herrenkultur zusammenschmolz. Die Skizze will selbstverständlich nicht alle vorkommenden Kulturzusammenhänge und -mischungen andeuten, sondern nur die für den augenblicklichen Gegenstand wichtigsten bezeichnen.[1])

Was dieser Weltgegensatz der Bewegungs- und der Ernährungsrassen für unsere Vorgeschichte lehren kann, soll der nächste Abschnitt zeigen. Wir vergegenwärtigen uns vorher noch einmal, daß bei Indogermanen und Semitohamiten einerseits ein eurasischer Rassenkern, also ein Bewegungstypus, die Führung hatte, anderseits Beziehungen zum Kulturkreis der Wanderhirten gesichert sind. Wir bemerken ferner, daß bei Ostischen und Vorderasiaten der plumpe, derbknochige Habitus, der gedrungene Wuchs und die Unterlänge der Gliedmaßen an die Leiblichkeit der Pflanzerrassen erinnert. Auch treffen wir in geschichtlicher Zeit weder die ostische noch die vorderasiatische Rasse als bestimmenden Faktor in den Oberschichten der indogermanischen bzw. semito-hamitischen Völker an.

Wir kennen ferner die Cromagnonrasse als Träger einer eiszeitlichen Jägerkultur; ihr Körperwuchs ist der einer Bewegungsrasse. Auch die Dinarier sind ein ausgesprochener Bewegungstypus. Was die ostbaltische Gruppe betrifft, so ist sie ja zweifellos der ostischen verwandt, aber gerade bezüglich der uns hier interessierenden Merkmale werden beide von den Anthropologen wohl unterschieden. So bemerkt Nordenstreng selbst, der Schöpfer der Bezeichnung der ostbaltischen Rassengruppe:[2]) „Der ostbaltische Gesamtbau ist zusammengedrückt und untersetzt. Nichtsdestoweniger sind diese Körper, ungleich den Angaben über die ostischen, sehr behend, nicht zum wenigsten die Glieder im Verhältnis zum Rumpf. Es ist eine Rasse von starken, zähen Bauern, handfesten Waldwanderern und Ruderern, flinken, unermüdlichen Schiläufern und andern Sportsleuten.“ Auch die Körperlänge der Ostbaltischen ist größer als die der Ostischen; nach Hilden beträgt sie im Mittel 168—170 cm, doch könnte dies mit ihrem nördlichen Wohnsitz bzw. mit der Rassenmischung zusammenhängen, welcher diese gewiß nicht rassenreine ostbaltische Mischgruppe (auf hellostischer Grundlage) seit alter Zeit unterstand. Jedenfalls drücken sich aber bei den Ostbaltischen die pflanze-

[1]) Von den mit der Entwicklung der völkerkundlichen Universalgeschichte (vgl. dazu Schmollers Jahrbuch 50 (1926), 647 f.) weniger Vertrauten wird noch vielfach eine Abstammung der Viehzüchter von Pflanzergruppen angenommen. Daß dies nicht zutrifft, ist eine der am besten gesicherten Tatsachen der neueren Forschung, trotzdem mit einem alten Gütertausch und somit bis zu einem gewissen Grad mit einer Symbiose zwischen faunistischen und floristischen Gruppen gerechnet werden darf.

[2]) In Lundborg-Linders, The racial characters of the swedish nation (1926), 38.

rischen Domestikationsmerkmale weniger aus als bei den Ostischen. Und eine entsprechende Erscheinung bietet umgekehrt bei den Eurasiern die mittelländische Gruppe, bei welcher der Bewegungstypus weniger ausgeprägt ist als bei der nordischen und der orientalischen Gruppe [1]).

Damit verlassen wir den Überblick über die kulturbedingten Merkmale des Körperwuchses.

[1]) Wie groß aber immer noch der Unterschied zwischen Mittelmeerrasse und vorderasiatischer ist, das möchte ich an den Messungen verdeutlichen, die Wagenseil, Beitrag z. phys. Anthr. der spaniol. Juden, Zschr. f. Morph. u. Anthr. 23 (1925), 128 ff. an Spaniolen und Armeniern vorgenommen hat, die zwar beide nicht rassenreine Gruppen waren, indes doch zu den beiden Rassenpolen auseinandertendierten. Unter den gemessenen Spaniolen waren 86% Lang- und Mittelschädel, unter den Armeniern 80% Kurz- und Überkurzschädel. Gewölbtes Hinterhaupt hatten 86% Spaniolen und nur 20% Armenier. Auch die sonstigen Maße zeigen die Brauchbarkeit der Gruppen zum Vergleich, der folgendes ergab: „Die Armenier sind etwas größer und breithüftiger, sie haben etwas kürzere Arme und vor allem viel kürzere Beine. Die Rumpflänge der Armenier ist beträchtlich größer, die armenische Körperlänge ist also im Vergleich zur spaniolischen mehr eine Rumpf- als eine Beinlänge. Die relativ zum Rumpf gemessenen Extremitätenlängen sind in gleichem Maße kleiner als bei den Spaniolen.“ Die Armenier sind nicht so schmalhüftig wie die Spaniolen und zeigen entsprechend ihrem größeren Rumpfbreitenindex ein weniger starkes Konvergieren der seitlichen Rumpfkontur nach abwärts. Ferner bemerkt Wagenseil für die Armenier breitere Hände mit plumperen Formen, mehr walzenförmige Finger. Niedere Fußgewölbe scheinen bei den Armeniern noch häufiger zu sein. Die Armenier sind im Gesamthabitus derbknochiger.

10. An der Wiege des Indogermanentums.

Im eiszeitlichen Europa überwog das Jägertum bei weitem alle andern Kulturformen. Hirtentum war noch nicht nach Europa gelangt, falls es zu dieser Zeit überhaupt schon anderswo ausgebildet war. Pflanzerkulturen aber, welche damals im Süden Asiens schon entwickelt waren, sind wohl in einzelnen Spritzern nach Europa gedrungen; es ist indes fraglich, ob die Elemente, welche sie trugen, die Wirtschaftsform des Pflanzers in Europa beibehalten konnten[1]. Am Ende der Eiszeit aber nimmt die Pflanzerkultur von großen Strecken Europas Besitz. Von ihrem in Südasien zu vermutenden Ausstrahlungsherd hat die Pflanzerkultur sich in immer neuen Wellen nach den verschiedensten Seiten ausgebreitet, so nach Vorderasien und Europa, wie ungefähr zur gleichen Zeit nach Afrika[2]. Wir dürfen bei dem Vordringen der Pflanzerkultur nicht außer acht lassen, daß die während der Eiszeit für Pflanzenbau geeigneten östlichen Gebiete ihre Eignung zum Teil jetzt im gleichen Grad einbüßten, wie Europa an Anziehungskraft gewann. Das Klima Westasiens wurde erst mit dem Ende der Eiszeit kontinental. Turkestan z. B. ließ Pflanzenbau nur noch unter der Bedingung einer stetigen und wohlorganisierten künstlichen Bewässerung zu, an welche bei der für dieses Gebiet bezeichnenden Belästigung durch Nomaden kaum zu denken war. Im gleichen Grad aber, wie Turkestan, die wahrscheinliche Heimat gewisser Nutzpflanzen, veröden mußte, nahm z. B. das südeuropäische Gebiet der schwarzen Erde an Wert nach der Eiszeit zu[3].

So zog sich der Bodenbau nach der Eiszeit westwärts und nahm die mittelländischen Gebiete und Westeuropa immer dichter ein. Auch das Ostseegebiet lernte ihn jetzt kennen, das wahrscheinlich im 5. Jahr-

---

[1]) Den Zusammenhang der paläolithischen Faustkeilkultur mit den Pflanzerkulturen einerseits, den neolithischen Faustkeilkulturen andererseits, hat Menghin bahnbrechend aufgedeckt. Aber echten Getreidebau nimmt Menghin doch mit Hoops erst im Azilien an (Obermaier noch später) und in Ägypten im Spätcapsien. Was sich im späteiszeitlichen Europa an unzweifelhaften Kulturspuren der Pflanzer findet, dürfte Bodenbaukultur ohne Bodenbau, vergleichbar einigermaßen den australischen Verhältnissen, gewesen sein. Vgl. Arch. Kulturg. 16 (1926), 281.

[2]) Vgl. zuletzt O. Menghin, Neue Steinzeitfunde aus dem Kongostaate und ihre Beziehungen zum europäischen Campignien. Anthropos 21 (1926), 849 f., sowie die Karte VIII in W. Schmidt, Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde (1926), Atlas, unter „Jungpaläolithische Faustkeilkultur“ und „Einfluß der Bogenkultur in neolithischen Kulturen“.

[3]) L. Berg, Das Problem der Klimaänderung in geschichtlicher Zeit (1914), 28 ff., 53 ff.

tausend v. Chr. sein klimatisches Optimum erlebt hat[1]). In stiller hartnäckiger Eroberung hatte der Eichenwald die nordische Steppe besiegt, und mit dieser Selbstbewaldung des Nordens in dem verhältnismäßig warmfeuchten ozeanischen Klima dieser Epoche hielt der Einzug der Pflanzerkultur gleichen Schritt[2]). Jedoch auch zur günstigsten Zeit fand der Pflanzenbau im Ostseegebiet härtere Bedingungen als im Süden oder Westen unseres Erdteils. Dem entspricht es, daß die Pflanzerkultur der Jungsteinzeit, das Campignien, im nordischen Kulturgebiet weit weniger dicht und entschieden vorgedrungen ist als in den mittelländischen und atlantischen Gebieten.

Wir fragen nun nach den rassischen Trägern dieser beiden alteuropäischen Kulturen, der in der Eiszeit herrschenden und auch später noch starken Jägerkultur einerseits, der schon in der Eiszeit Vorläufer entsendenden, aber erst später wirklich wichtigen Pflanzerkultur andererseits. Als eiszeitliche Jägerrassen haben wir schon die Cromagnon- und die Chanceladegruppe kennen gelernt, faunistische Typen von mehr oder weniger graziler Wildform[3]). Aber wie in der europäischen Eiszeit sich neben den jägerischen Kulturen schon pflanzerische melden, so dürfte auch ostische Rasse noch in der Späteiszeit als rassische Minderheit eingedrungen sein, möglicherweise sogar in nachweisbarem Zusammenhang mit der Pflanzerkultur, wennschon ohne die Wirtschaftsform des Pflanzertums damals beibehalten zu können. Jedenfalls ist mit dieser Möglichkeit schon heute zu rechnen; sie zu beweisen, ist nach der vorhandenen Literatur noch nicht möglich[4]). Daß die Ostischen indes aus dem Osten nach Europa eingewandert seien, diese Vermutung findet sich schon nach den bisher bearbeiteten Funden ausgesprochen[5]). Im gleichen Zeitraum nun, in welchem nicht mehr nur versprengte Elemente des Pflanzertums, sondern dieses selbst auch als Wirtschaftsform in das entgletscherte Europa einzog, mehrte sich der Bestand kurz-, (genauer

[1]) Vgl. H. Gams, Tagungsber. dt. Anthr. Ges. (1926), 23.

[2]) Mit immer größerer Wahrscheinlichkeit hat Menghin die Campignienkultur mit der mutterrechtlichen Zweiklassenkultur der völkerkundlichen Weltgeschichte in Verbindung gebracht und auf das noch nicht neolithisierte Urcampignien ohne Haustiere hingewiesen.

[3]) Bei der Chanceladerasse findet Szombathy, MAGW. 56, 211 das Skelett ausgezeichnet durch „besondere Zartheit . . ., die Diaphysen der langen Knochen sind außergewöhnlich dünn, mit wohlausgebildeten, aber nicht gerade starken Muskelansätzen. Die Gelenksenden sind in der Art und Weise ausgeformt, die bei den Wildtieren im Gegensatz zu den domestizierten Tieren besteht."

[4]) Über die hier waltenden Schwierigkeiten siehe oben S. 111. Bevor die Aufarbeitung der wichtigsten Knochenfunde der europäischen Eiszeit beendet ist, sollten alle Urteile über Zeitpunkt und Art des Auftauchens der Kurzschädelrasse mit Vorbehalt ausgesprochen werden. Scheidt a. a. O. 96 weist u. a. auf (ostische) Kurzschädel in Predmost hin; nach meinen Erkundigungen stimmt diese Angabe vollauf. Schließlich dürfen ostische oder taurische Rassenspritzer um so weniger wundernehmen, je besser wir den Mischcharakter der späteiszeitlichen Kulturkreise und besonders ihre mutterrechtlichen Einschläge kennen lernen. Erwähnenswert scheint mir jedenfalls, daß Eugen Fischer die ganze problematische Furfoozgruppe zu den Ahnen der Ostischen, nicht aber der Dinarier rechnet; Anthropologie (Kultur der Gegenwart) 159; ebenda 61 wird übrigens die Gruppe von Disentis ebenfalls zu den Ostischen gezählt.

[5]) Scheidt, a. a. O. 75, 86.

rund-)schädliger (ostischer) Bevölkerung in Europa. Wir haben also schon heute in den allgemeinen Umrissen folgendes Gesamtbild: 1. während der Eiszeit jägerische Kultur von Westeuropa bis Ostasien; Hauptzentrum der jägerischen Cromagnonrasse anscheinend in Westeuropa, der jägerischen Chanceladegruppe mehr im Osten; Auftauchen von Elementen der Pflanzerkultur in Eurasien von Sibirien[1]) bis nach Osteuropa und von da nach Westeuropa ausstrahlend; zugleich die ersten Rundschädelfunde. 2. Zunahme der Pflanzer- wie der gefundenen Kurzschädel nach dem Ende der Eiszeit, wobei mit Kurzschädelrasse der Osten früher als der Westen, mit Pflanzerkultur wie mit Kurzschädelrasse der Norden schwächer als die Mitte des Erdteils bedacht wird.

Indes ist Kurzschädelrasse nicht einfach als einziger Träger von Pflanzerkultur anzunehmen. Abgesehen von der Rassenmischung, die wir schon für die Eiszeit in erheblichem Umfang in Rechnung zu stellen haben, und abgesehen davon, daß wir in der Jungsteinzeit, ja auch in der Eiszeit Europas es fast durchweg schon mit Mischkulturen zu tun haben, sind sogar die verhältnismäßig reinen Pflanzerkulturen früh von verschiedenen Rassen getragen worden. Für Europa kommen nur europäide Rassen in Betracht[2]). In dem Rassengemisch, das vorwiegend pflanzerische Mischkulturen des jungsteinzeitlichen Europas, also vor allem die südlichen und die westlichen Kulturen des Erdteils, trug, treten aber die nordische und die Cromagnonrasse kaum hervor; stark dagegen von den Eurasiern die mittelländische Rasse. Wie die Träger der ursprünglichen Campignienkultur ausgesehen haben, wissen wir bisher nicht, da es noch nicht gelang, reine Campignienschichten mit anthropologischen Schichten zur Deckung zu bringen. Wo immer aber unter den europäiden Gruppen kulturell das Pflanzertum stark vorwaltet, da ist anthropologisch entweder die mittelländische Rasse oder kurzschädlige Rassen oder beide in Mischung untereinander vertreten. Von den drei langschädligen Eurasiergruppen, der nordischen, orientalischen und mittelländischen, hat jedenfalls die letztgenannte, nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, sehr früh den Übergang in gemischte Kulturen mit Bodenbau vollzogen[3]). Im Süden und im Westen Europas breitete sich die mittelländische Rasse weit stärker aus als die ostische.

Als herrschender Faktor der indogermanischen Kultur kommt nun aber die mutterrechtliche Pflanzerkultur überhaupt nicht in Frage[4]).

---

[1]) So scheint es nach Merhart, a. a. O. 51 (Bateni) Nr. 6, zweiseitig bearbeiteter degenerierter Faustkeil.

[2]) In anderen Erdteilen natürlich auch große nichteuropäide pflanzerische Rassen.

[3]) Möglicherweise hängt es auch hiermit zusammen, daß, wie früher erwähnt wurde, bei der mittelländischen Gruppe der Bewegungstypus weniger extrem ausgebildet ist als bei den beiden andern, den eigentlichen Wanderhirtengruppen.

[4]) So können wir denn hier die zweite Welle mutterrechtlicher Kultureinwanderung nach Europa, die von Menghin umschriebene und mit unsrer Muttersippenkultur gleichgesetzte Walzenbeilkultur ziemlich außer Betracht lassen. Als Träger dieser zu Ende der Campignienkultur einströmenden Welle nimmt Menghin besonders mit Rücksicht auf die Schweizer Pfahlbauten Kurzschädel an. Wir können die Walzenbeilkultur darum außer Betracht lassen, weil sie zwar nach Westeuropa massenhaft, nach Nord-

Wohl verdankt die indogermanische Kultur ihre Grundlagen zur einen Hälfte den von ihr aufgenommenen Bestandteilen der Pflanzerkulturen, wie wir denn auch für die Indogermanen von Anbeginn mit einem Einschuß kurzschädliger Bevölkerung zu rechnen haben. Indes den Ausschlag gaben die Pflanzerkulturelemente nicht, und die Kurzschädelrasse ist in der Minderheit, wie wir noch zeigen werden. Da ferner auch die Cromagnonrasse und die Jägerkultur des eiszeitlichen Europas nur je Beiträge, aber nicht die entscheidenden, zur Entstehung des Indogermanentums geliefert haben, wie wir sehen werden, so blicken wir uns nach dem eigentlich führenden Teil des indogermanischen Rassen- und Kulturgemisches mit verdoppeltem Interesse um.

Daß die Urindogermanen sich aus dem vollneolithischen Kulturkreis des nördlichen Mitteleuropas erhoben haben, ist eine Ansicht, die durch die wachsende Vertiefung der archäologischen Forschungen immer fester begründet wurde; betrachten wir nun, wie vom Ende der Eiszeit an sich dort im Ostseegebiet eine Kulturschicht über die andere legt, bis wir zu derjenigen gelangen, auf welche wir die Bezeichnung indogermanisch anwenden dürfen.

Am Ende der Eiszeit, als noch das Rentier in Norddeutschland, Dänemark und Südschweden lebte, aber schon die Bewaldung der Steppe begann, herrschte dort eine (noch ungenügend bekannte) dürftige Jägerkultur, die sogenannte Lyngbystufe, die vielleicht ein Ausläufer der mitteleuropäischen Späteiszeitkultur ist[1]). Sie starb mit dem Renwild ab, ohne der Folgezeit Kulturelemente zu hinterlassen. Dafür schob sich von Süden her die uns schon bekannte Pflanzerkultur (Campignien) mit der Bewaldung nach Norden vor; indes bevor sie dort anlangte, war schon von Osten her ein völlig neuer Kulturtypus nach Europa vorgedrungen, die Hirtenkultur.

Ihr archäologischer Niederschlag ist die nordische Knochenkultur, die uns in reiner Form in der estischen Kundastufe erhalten ist[2]). Noch einmal tauchte das Rentier auf, aber diesmal von Osten, und jetzt lebten Hirten von ihm. Es sind die bisher ältesten Spuren von Wander-

---

europa dagegen nur in Spritzern gelangt ist. Nach Menghin verdanken ihr die Hamiten das Mutterrecht, welches ja überhaupt erst durch die Vermischung mit pflanzerischen Bevölkerungen zu den ursprünglichen Hirtenvölkern gekommen ist.

[1]) Also des Magdalénien-Predmostien. Die bisherigen Funde der Lyngbystufe reichen von Kleinpolen bis Yorkshire. Auch mit dem inselhaften Überdauern einer Kultur der letzten Zwischeneiszeit in dem vom Golfstrom erwärmten Westnorwegen über die letzte Eiszeit hinweg ist vielleicht zu rechnen. Vgl. Ekholm, Reall. d. Vorg. 7, 326; Anthr. Anz. 3, 157 f. (äußerst hypothetisch). Für die Dunkelostischen in Westnorwegen scheint mir am nächstliegenden, eine pflanzerisch beeinflußte Einwanderung (frühestens mit der Campignienbewegung) zu vermuten.

[2]) Die entscheidende Erkenntnis verdanken wir O. Menghin, der sie demnächst in seiner „Urgeschichte der Kunst" (wohl 1928) eingehend begründen wird. Die Existenz des Rentierschlittens in der Kundastufe ist ein völliges Novum in dem bis dahin jägerischen Norden und der ergologische Zusammenhang der baltischen Knochenkultur mit hamitisch-ägyptischem Kulturgut bringt sie an den großen, durch die Hirtenexpansion erzeugten Zug der Weltgeschichte, während ihre Zusammenhänge mit Eskimo- und Indianergerät den nordasiatischen Ausstrahlungsraum verdeutlichen.



hirtentum. Verwunderlich ist es nicht, daß das Hirtentum so spät in unsern Gesichtskreis tritt; denn während Jäger und Pflanzer viel unvergängliches Steingerät hinterließen, haben die Hirten mit bewundrungswürdigem Geschick ihren Wanderhausrat auf möglichst geringe Trag- oder Zuglasten zusammengedrängt (sie gebrauchen z. B. den Holzmörser an Stelle des Steinmörsers der Pflanzer), und so bezeichneten Holz, Bein, Leder, Geflecht und Gewebe, lauter vergängliche Stoffe, ihren für uns nicht mehr erkennbaren Wanderweg. Der möglichste Nichtgebrauch des Steins scheint sich aber auch auf solche Gegenstände ausgedehnt zu haben, die bei ihrer Kleinheit kaum ins Gewicht fielen. Die Hinterlassenschaften der Hirtenkultur erhalten sich also nur, wenn sich bald über ihnen eine Deckschicht bildet; auf Steppenboden, dem eigentlichen Lebensraum der Hirten, gehen sie zugrunde. Nur dem Zufall, daß Besitztümer von Hirten in eine schützende Moorschicht gerieten, verdanken wir das Wegezeichen des Kundafundes, in welchem sich neben 233 Gegenständen aus Knochen und Horn nur zwei Feuersteingeräte befanden.

Schon Breuil und Osborne leiteten die Kundastufe aus Sibirien ab, und diese östlichen Zusammenhänge sind durch Menghin gesichert worden. Wenn der Boden Eurasiens auch nach einer eifrigeren Ausgrabungstätigkeit, als ihm bisher gewidmet wurde, weithin in seinem Schweigen verharren sollte, so würde dieser Umstand, wie wir jetzt wissen, keinen Rückschluß auf Unbewohntheit gestatten, da eben gerade von einer altertümlichen Hirtenkultur auf Steppenboden ohne Deckschicht so gut wie keine Überbleibsel sich erhalten[1]). Wenn überhaupt ein argumentum e silentio hier angebracht ist, so scheint es mir vielmehr eher in der Weise möglich, daß eine rege Ausgrabungsarbeit mit negativem Ergebnis in jenen Räumen zwischen der Wolga und Sibirien, die wir uns aus den früher erörterten Gründen in der Eiszeit kaum unbewohnt vorstellen dürfen, den Schluß nahelegen müßte, daß hier an Stelle jägerischer oder pflanzerischer Siedelungen schon früh Wandertriften von Hirten lagen. Ohne uns indes in diese Überlegungen zu verlieren, begleiten wir das Auftauchen von Hirten an der Ostsee sobald nach der Eiszeit mit der Feststellung, daß für die Ortsveränderung der von Osten in Europa erscheinenden Nomaden gleich zwingende Gründe wie für die Abwanderung der Pflanzer in das ozeanische Europa nicht angegeben werden können. Nur eben die weiträumige Lebensführung der Wanderhirten, die auf ungebahnter Trift in so erstaunlich kurzer Zeit ganze Erdteile zu durchmessen imstande sind, erklärt es, daß die vom Eis befreiten, neueröffneten Weiden des nördlichen Europas

[1]) Natürlich ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Hirtenkultur tatsächlich erst später entstanden ist als die totemistische Jäger- und Pflanzerkultur und hier soll an die (hypothetische) Menghinsche Annahme erinnert werden, daß die Europäiden überhaupt als totemistische Jäger die Hirtenkultur erst nacheiszeitlich von Mongoliden des altversteppten Innerasiens übernommen haben. Bezüglich der Dürftigkeit von menschlichen Knochenfunden darf wieder auf die Eigenart des Steppenbodens sowie darauf verwiesen werden, daß noch heute von Tibet bis zu den Eskimos die Sitte der einfachen Leichenaussetzung weit verbreitet ist.



einzelne Stämme anzogen, obwohl es im Osten an Grasland nicht mangelte [1]).

Immerhin darf darauf hingewiesen werden, daß gerade in jener Zeit, als das Ostseegebiet besonders warm war, der Osten Europas, vom östlichen Teil des finnischen Meerbusens ab, eine besonders kalte Zeit durchlebt hat. Der Zug nach Westen mag auch für die Hirten dadurch verstärkt worden sein.

Auch über die Ostsee hinüber, nach Süd- und Mittelschweden, Seeland und später auch Jütland können wir das frühneolithische Vordringen der Knochenkultur verfolgen; hier verlor sie indes rasch den Charakter der reinen Hirtenkultur und ging in eine Mischung über, in welcher immer wieder neu auftauchende Elemente alteuropäischer Jägerkultur und erste Vorläufer der von Süden eindringenden Pflanzerkultur mit dem Erbteil der Knochenkultur zusammenflossen [2]).

Eine jüngere Erscheinungsform der baltischen Knochenkultur ist die südfinnische Suomusjärwistufe, und sie ist wieder der unmittelbare Vorläufer der Kammkeramikstufe, welche einen großen Teil Osteuropas zwischen Weißem Meer und südrussischer Steppe, zwischen Nordnorwegen und dem Jenissei von der Mitte der Jungsteinzeit bis gegen ihr Ende hin überzogen hat. In all diesen Stufen haben wir den Europa zugewandten Strom der nach verschiedenen Richtungen hin sich ausbreitenden Hirtenkultur Asiens vor uns.

Zu den osteuropäischen Knochenkulturen gehört auch die arktische Kultur, die im baltischen Gebiet verschiedene Mischungen eingegangen ist [3]). Im Ostseegebiet aber folgte dem ersten Vorstoß der Hirten,

[1]) Allerdings hat sich im Lauf der Geschichte auch für die Nomaden der Lebensraum Eurasiens verengt, einerseits durch Überbevölkerung, andrerseits durch die postglazialen Sandanhäufungen Turkestans (Berg, a. a. O. 45), insbesondere den Raubbau der Kultur, indem die Pflanzendecke, welche die Sandwüste im Naturzustand befestigt, zerstört wird. Natürliche Ursachen waren nicht die einzigen, welche die Lebensbedingungen schmälerten. Als nach dem Trockenmaximum die Sandwüste durch Selbstverwachsung sich wieder befestigen wollte, griff der Mensch ein und verhinderte die Wiederbewaldung durch Abweiden. (Berg, a. a. O. 41 ff.). Dieses Flugsandvordringen in Kulturland kann aber sowenig wie klimatische Gründe oder Übervölkerung für die ältesten Ausbreitungswellen des Hirtentums ausschließlich verantwortlich gemacht werden.

[2]) In dieser skandinavischen Maglemosekultur sind Elemente des Magdalénien, Tardenoisien und Campignien mit der Knochenkultur vermischt. Die einheimischen Forscher lassen z. T. die Campignienformen selbständig im Norden entstehen; dagegen vgl. Menghin, Tumbakultur, Anthropos 20 (1925), 541 f. Nach C. A. Nordman, Some baltic problems, JRAJ. 52 (1922), 29, wäre die Kundastufe jünger als die Mullerupstufe, das dänische Maglemose. Aber die Chronologie ist fraglich, und jedenfalls enthält nur die Kundastufe noch das reine Maglemose (= Knochenkultur), die Mullerupstufe nicht mehr. Die Ableitung der Kundastufe von einem ostdeutschen Magdalénien ist sicher nicht richtig, abgesehen davon, daß ein solches überhaupt nicht nachgewiesen ist. Eine Ableitung der Kundastufe von der Mullerupstufe lehnt Nordman selbst ab. Erwähnt sei hier noch das erste Auftreten des gezähmten Hundes in der Maglemosekultur.

[3]) Hierher zählt nach Menghin die Nöstvet-Lihultstufe, unter Aufnahme von Campignienelementen, die von der Knochenkultur und der Nöstvetstufe wieder abhängige arktisch-baltische Schieferkultur, und die schon unter stärkeren Megalitheinfluß geratende schwedische Wohnplatzstufe.



der Kundastufe, jenes Vordringen der Pflanzerkultur (Campignien) von Süden her auf dem Fuße, das in der frühneolithischen Kjökkenmöddingstufe eine besondere Ausprägung des Lebens an Meeresküsten hervorbrachte [1]).

Alle bisher aufgezählten früh- oder vollneolithischen Kulturen sind von einfacher und ziemlich dürftiger Art, Tiefkulturen ohne Anzeichen eines Herrentums. Zu den in Nordeuropa eingedrungenen primitiven Hirten gesellte sich ein nicht weniger primitiver Bodenbau; es fehlte der Gartenbau. An Kulturpflanzen sind nur Hirse, Gerste und Weizen nachgewiesen. Der entwickeltere Bodenbau der Muttersippen- (oder Walzenbeil)kultur gelangte nur in Spritzern nach dem Norden. Reichliche Schweinezucht zeigt die späte Kjökkenmöddingstufe, die schon unter dem Einfluß der Walzenbeilkultur steht, aber auch damit blieb die nordische Wirtschaft wesentlich noch im Rahmen des einfacheren Pflanzertums, zu dem ja die Zucht dieses Tieres gehört. Der Pflug fehlte noch und es gab kein Bauerntum in unsrem Sinne.

Wir fragen uns, wer die Menschen waren, welche diesen älteren Abschnitt nordischen Kulturlebens bevölkerten. Da müssen wir zunächst unsre Erwartungen auf reichliche Knochenfunde beträchtlich herabstimmen, denn bei den einfachen Begräbnisformen dieser Frühzeit (wenn man nicht gar zum Teil auch hier mit bloßem Aussetzen der Leichen rechnen will), konnte in dem feuchten Klima nur weniges der Vermoderung entgehen. Wir werden also Rückschlüsse aus dem reichlicheren Bestand der späteren Jungsteinzeit nicht ganz vermeiden können. Lassen wir indes zunächst das Wenige sprechen, was der älteren Periode unmittelbar angehört.

Da verweigert nun zunächst die Lyngbykultur jeden Aufschluß über ihre rassischen Träger. Es ist anzunehmen, daß die Jägerstämme dieser Stufe, welche nicht eigentlich auswanderten, sondern von Süden her zusammen mit ihrem Wild in unmerklicher Ortsveränderung langsam vorrückten, im selben Maßstab wie sich ihre Weidgründe mit dem Klima, dem Rückzug des Gletschers verschoben, keine andere Rasse in die neuerschlossenen Nordräume des Erdteils hineintrugen, als die, welche schon in der Späteiszeit an der Eisgrenze vom Rentier lebte. Wenn wir also später einen so starken Cromagnonbestand im Norden vorfinden, so dürfen wir annehmen, daß mindestens ein Teil davon Nachkommen der Lyngbyleute sind, die nicht ausgestorben zu sein brauchen, weil ihre ursprüngliche Kultur allmählich die Daseinsberechtigung verlor, sondern die ihr Blut in neue Mischkulturen hineingaben. Auch die nachher von Süden einrückenden Mischkulturen dürften immer wieder Cromagnonelemente mitgeführt haben.

Aber die neu eindringenden Kulturen haben jedenfalls so viel Kurzschädelrasse mit sich gebracht, daß mehrere Forscher in ihr ge-

[1]) Die Kjökkenmöddingleute waren keine großen Pflanzer, aber gekannt haben sie den Bodenbau.



radezu die eigentliche Urbevölkerung des Nordens erblicken möchten [1]). Wenn wir das auch nicht einseitig gelten lassen möchten, so besteht an der frühen Einwanderung von Kurzschädelrasse in den Norden doch nicht der geringste Zweifel; wir haben oben auf S. 160 und auch schon S. 72 f. einige der beweisenden Schädelfunde kennen gelernt [2]). Man beobachtet, daß Dänemark und Skåne in der ganzen Jungsteinzeit mehr Kurzschädel unter der Bevölkerung aufweisen als etwa Westergötland oder Bohuslän, mit anderen Worten, weiter nach Norden werden die Kurzschädel spärlicher. Darin kann man vielleicht eine Bestätigung der Vermutung finden, daß Pflanzerkultur und ostische Rasse zusammenhängen und daß in den Mischbevölkerungen, welche die eindringenden Mischkulturen trugen, die Ostischen um so seltener wurden, je weniger der Bodenbau mitkonnte [3]). Auch eine Art von Subtraktionsrechnung führt zum gleichen Ergebnis. Denn in Nordmitteleuropa dürfte die mittelländische Rasse kaum Hauptträger der Pflanzerkultur gewesen sein; die nordische Rasse aber wird durch ihr Artbild, durch ihre Verwandtschaft mit der orientalischen Rasse und durch das Vorwalten des vaterrechtlichen Hirtenerbes bei den Indogermanen auf die Seite der Hirtenrassen gewiesen. Somit bleibt — da selbstverständlich für die nordmitteleuropäische Pflanzerkultur nur eine europäide Rasse in Frage kommt —, die ostische als ihr wahrscheinlicher Hauptträger übrig.

Indes ist die Gleichung Kurzschädel-Pflanzerkultur so einfach nicht aufzustellen, wie schon oben S. 160 bemerkt wurde, einmal, weil an den pflanzerisch beeinflußten Mischkulturen der Jungsteinzeit auch andere

---

[1]) So vor allem Fürst (siehe auch G. Ekholm, Ymer 1924, 45 ff.), wogegen Scheidts Einwände (a. a. O. 23) zu Recht bestehen. Auch Nordman (a. a. O. 35) vermutet in der Maglemosebevölkerung Nachkommen der eiszeitlichen Westeuropäer und scheint dabei an Mischbevölkerung zu denken, die Cromagnon und Kurzschädel einbegriffen haben müßte.

[2]) Für Deutschland in der Ancyluszeit vgl. G. Kossinna, Die Indogermanen 1 (1921), 15 ff.

[3]) C. M. Fürst, Zur Kraniologie der schwedischen Steinzeit. Sv. Vetensk. Akad. Handl. NF. 49 (1912), 47, zählt für Schweden ohne Skåne 56,7% Langschädel, 8,6% Kurzschädel, für Dänemark 29,7% Langschädel, 26,6% Kurzschädel. Für die letzteren kommt nur der ostische bzw. der ostbaltische Typus als Massenbestandteil in Frage. Wenn zuweilen der Borrebytypus anklingt, dem hoher Körperwuchs zugeschrieben wird, so beweist das nichts, weil dieser Typus aller Wahrscheinlichkeit nach nichts als ein Mischtypus ist. Vielfach wird bei ihm der Cromagnoneinschlag betont. Auch stammt z. B. der fast kurzschädlige männliche Hvellingeschädel (Borrebytypus) erst aus der Megalithzeit mit ihrem massenhaften Cromagnonbestand. In Reall. d. Vorg. 2, Tafel 63 ist dieser aus einem Flachgrab der Ganggräberzeit (!) gehobene Schädel Hvellinge Nr. 2 fälschlich mit dem Fundort Borreby bezeichnet; derselbe Typus ist aber zu Hvellinge auch in einem Ganggrab gefunden (Fürst 56). Fürst 57 bezeichnet ihn als „lokale Schädelform, die sich durch Jahrtausende intensiv bewahrt hat", also einen Gautypus. Der männliche Schädel von Kölljall ist nicht sicher kurzschädlig, wennschon der Brauenwulst als möglicherweise einfaches Altertumsmerkmal nicht gegen Kurzschädelrasse zu sprechen braucht; die Körperlänge des Kölljallmannes wird auf nur 161 cm geschätzt; der nach Fürst dazugehörige Unterkiefer ist schwach entwickelt. Im ganzen ist dieses Paar doch wohl hauptsächlich ostbaltisch. Vgl. die Tafeln bei C. M. Fürst, Neolithische Schädel von der Insel Ösel in Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte (1914).

europäide Rassen teilhaben, und sodann, weil Kurzschädel auch im Umkreis von anderen als Pflanzerkulturen vorkommen, wie wir sogleich bei der Hirtenkultur bemerken werden. Bevor wir uns aber dieser zuwenden, ist hier noch des nach der heutigen Annahme ältesten schwedischen Schädels überhaupt zu gedenken, des Fundes von Stångenäs, der das Vorhandensein von Cromagnonrasse im Norden zur Ancyluszeit (Maglemosestufe) beweist[1]).

Wir wenden uns nun einem weiteren Rassenelement zu, das vom größten Interesse ist, den hochgesichtigen Langschädeln von eurasischen Formen. Wir werden ihre bisher frühesten Spuren im Norden finden, wenn wir die Frage aufwerfen: Wer waren die Träger der von Osten hereinschweifenden Hirtenkultur, welche dem nacheiszeitlichen Jägertum die Alleinherrschaft streitig machte, schon bevor sich als dritte Kulturmacht das Pflanzertum gemeldet hatte?

Die bisher größte zusammengehörige Fundgruppe aus dem östlichen Bereich der Hirtenkultur bilden die zehn Schädel vom Ladogasee, sämtlich langschädlig oder doch an Langschädligkeit grenzend[2]). Bei dieser schon der kammkeramischen Kultur zugehörigen Menschengruppe ist also jedenfalls der Einfluß von Kurzschädelrassen verhältnismäßig gering zu bemessen. Cromagnonzüge finden sich[3]); indes ist die Bevölkerungsgruppe, wie nicht anders zu erwarten, ein Rassengemisch, und stärker als Cromagnon scheinen in ihm die Chancelade verwandten und geradezu eurasischen Mischungsbestandteile zu sein[4]). Der Gesamteindruck ist, daß hier im Osten des nordischen Kulturkreises sich die Cromagnonrasse noch etwas bemerkbar macht und daß in einem gautypischen Rassengemisch, das vielleicht schon zu gewissen Bevölkerungstypen des

---

[1]) Vgl. C. M. Fürst, Stångenäskraniets renässans. Fornvännen 1925, 274 ff.; dazu Arnborg in Anthr. Anz. 3 (1926), 154. Dieser trotz hochgradiger Breitstirnigkeit langschädlige (Ind. 71,9), kraftvolle Hüne (Körperlänge etwa 180 cm) ist nach Fürst dem „Alten von Cromagnon" ähnlicher als alle anderen Schädel der schwedischen Steinzeit; auch zu Combe Capelle hat er Beziehungen, aber nicht in gleich hohem Grad wie die nordrassigen Schädel. Der Knochenfund, der neben Skelettresten aus Maglemose und Svaerdborg der bisher einzige aus der Ancyluszeit des Nordens ist, kann natürlich ebenso wohl von Lyngbyleuten abstammen, deren Kulturhinterlassenschaften bis an die Nordspitze Jütlands reichen, wie auch zu den Einwanderern der Knochenkultur oder der Campignienkultur bzw. zur Maglemosemischkultur gehören. Verschiedene Forscher betonen die Verwandtschaft der Kalotte mit Combe Capelle; indes dürfte Arnborg mit seiner Zuweisung hauptsächlich an Cromagnon zuzustimmen sein. Die bei G. Kossinna, Die Indogermanen 1 (1921), 15, in Aufsicht abgebildeten ancyluszeitlichen Schädel vom Pritzerber See (Westhavelland) sind leider ohne vollständigere Abbildungen nicht bestimmbar (Index 70,9 und 70,5).

[2]) Abb. bei Inostranzeff, L'homme préhistorique de l'âge de la pierre sur les côtes du lac Ladoga (Petersburg 1882) und in der jetzt maßgebenden Bearbeitung von Saller, Die Steinzeitschädel des ehemaligen Rußlands, Anthr. Anz. 2 (1925), 34 ff. Die Indices gehen von 67,7 bis 77,3.

[3]) Besonders in den starken Jochbögen und in der Augenhöhlen- und Unterkieferform von Ladoga 7, der trotz schmälerem Gesicht eine gewisse Verwandtschaft mit Fjelkinge 33 (oben S. 68) hat.

[4]) In beiden von Saller unterschiedenen Gruppen überwiegt Neigung zu Hochschädligkeit. Daß die cromagnoide Augenhöhlenform von Ladoga 7 eine Ausnahme unter allen bekannten Steinzeitschädeln Rußlands bilde, betont Saller 44 ausdrücklich.

heutigen Rußlands Beziehung hat, die nordische Rasse erheblich mitsprach, ohne indes an unserer Fundstätte reinrassige Vertreter zu hinterlassen. Immerhin findet Fürst, daß die Schädelformen vom Ladogasee „hauptsächlich den nordischen Typus zeigen, der zu den Schädeln in

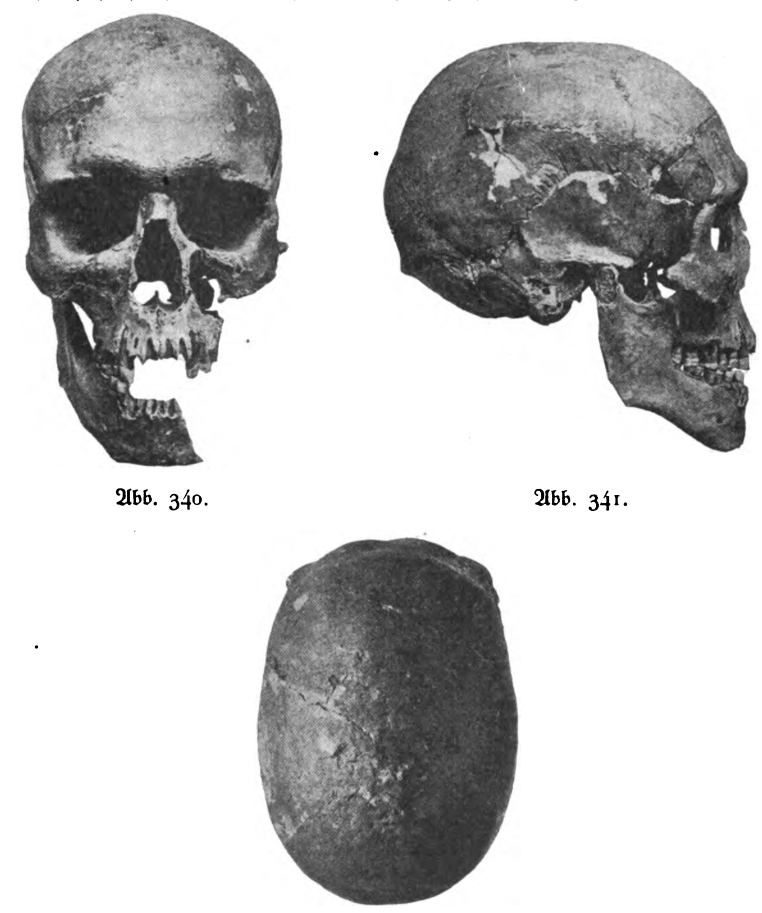


Abb. 340. Abb. 341.

Abb. 342.
Wisby (Gotland), Fürst Nr. 10. Jungsteinzeit. Wesentlich eurasisch.

den megalithischen Gräbern gehört"[1]). Reiner nordeurasisch indessen als jener „nordische" Typus, an welchen Fürst hier denkt, zeigt sich ein

[1]) Baltische Studien (1914), 42. Ähnlich schon Bogdanow auf dem Intern. Anthr. Kongr. Moskau 1912. Vgl. Boule, Les hommes fossiles, 2. Aufl., 347. In dieselbe Klasse gehört möglicherweise auch der bei Jettböle (Ålandsinseln) in einem Flachgrab ohne Steine gefundene Schädel (Index 73,8) wohl eines etwa 160 cm langen Mannes, den H. Grönroos, Stenåldersskelettfynden vid Jettböle (Finska Läkaresällskapets Handl. 55, 1913, 1, 393 ff.) anthropologisch und kulturell in Beziehung zu den Mysinger Funden setzen will.

Fund, der noch im Bereich der östlichen Hirtenkultur und doch schon auf der Schwelle zur Megalithkultur das Vorkommen nordischer Rasse in der skandinavischen Steinzeit vielleicht als derzeit ältester beweist (Abb. 340/342).

Bei sehr breiter Stirn überschmalgesichtig infolge der außerordentlich großen Gesichtshöhe, mit schmaler und hoher Nase und mit herrlicher ellipsoider Scheitelaufsicht gibt dieser bemerkenswerte Langschädel bestimmte Abweichungen von der Cromagnonform so klar, wie man es nur wünschen kann. Zumindest mit dem gleichen Recht wie der Chanceladetypus könnte dieser Wisbyschädel als ahnenhafter Vertreter der „nordischen" Rasse (vgl. auch Abb. 230/232) gelten; er ist vorwiegend von eurasischem Blute bestimmt[1]).

Mehr eurasischer als dalischer Abkunft sind auch die steinzeitlichen Knochenfunde der Ausgrabung von 1924 auf Wisby[2]). So spärlich der Fundstoff auch bisher ist und so wenig er uns eine zulängliche Beschreibung der mit der Knochenkultur einströmenden Bevölkerung gestattet (müssen wir doch angesichts der geringen Erwartungen auf Erhaltenes aus diesem Kulturkreis schon über das Wenige froh sein), so darf doch soviel gesagt werden: das neben Cromagnon und Kurzschädeln dritte Rassenelement, das eurasische, ist in den Norden eingedrungen. Sei es nun zuerst von Süden her, etwa von Abkömmlingen der Chancelade-gruppe, sei es von Osten mit der Hirtenkultur. Wahrscheinlich trifft beides zu, und jedenfalls sprechen mindestens die Ladogaschädel in Verbindung mit allem, was wir sonst über das Vorkommen eurasischer Formen gerade in Osteuropa und dem Orient wissen, dafür, ein nennenswertes eurasisches Element unter den Trägern der Hirtenkultur anzunehmen, welche von Osten her ins Ostseegebiet vordrang.

Und neben dieser eurasischen Einwanderung von Osten her haben wir auch mit einer kurzschädligen, wahrscheinlich ostbaltischen zu rechnen, wofür wieder die Schädelfunde aus dem östlichen Ostseegebiet sprechen[3]).

[1]) Der zwar nicht besonders kräftige, aber weit vorwärts über der Nase lagernde Brauenwulst verleiht ihm einen altertümlichen Zug. Cromagnoid ist das Hinterhauptsnest, die Scheitellinie im Profil, einiges an den Augenhöhlen, und am Kinn die Eckigkeit. Aber das tritt doch alles zurück hinter den nordischen Kennzeichen. Der Schädelfund von Wisby zeigt die für die Knochenkultur bezeichnende Rassenmischung. Außer unserem Mann (Index 70,8) gehört in den nordischen Formenkreis Wisby Nr. 13 (ähnlich Gullrum Nr. 14), und Nr. 12 (Index 78,2) ist wenigstens noch nordisch gekreuzt. Dagegen erinnert Nr. 11 (Index 85,1) an La Truchère. Vgl. Fürst, Sv. Vetensk. Akad. Handl. NF. 49 (1912), Nr. 1 S. 58; Scheidt a. a. O. 9. 16. 20. Der Fund von Wisby gehört der schwedischen Wohnplatzstufe an, aber aus frühmegalithischer Zeit. Darum ist bei seiner Einreihung immerhin Vorsicht geboten. Zusammenhang mit dem Knochenkulturkreis dürfte indes überwiegen, und dazu kommt die Stütze durch den Ladogafund. Dagegen möchte ich den Schädel von Woisek (Index 67) an diesem Ort lieber nicht verwerten; hier scheinen westliche Einflüsse zu stark.

[2]) Das ziemlich kleinwüchsige Paar (nach Fürst in Fornvännen 1925, S. 267 der Mann 166, die Frau 157 cm) scheint von „zäher animalischer Nahrung" gelebt zu haben.

[3]) Hierher gehört schon der aus der Knochenkultur stammende Fund von Kölljall, oben S. 165 Anm. 3, sodann die bezeichnenderweise lang- und kurzschädlig gemischte Bevölkerung von Salis Roje, nicht weniger als 31 erwachsene Schädel, von denen leider noch keine Abbildungen vorliegen.

Ein Rassengemisch also war es vermutlich, was mit der Hirtenkultur herandrang. Ist die ostbaltische Rassengruppe doch an sich ja schon höchst wahrscheinlich keine reine Rasse, sondern eine Mischbevölkerung auf ostischer Grundlage; die nordischen und die mongoliden Einschläge im Ostbaltischen sind längst vermutet und neuestens hat Paudler mit Recht auch seinen Cromagnongehalt betont. Bei einem Kulturkreis von so ungeheuer weiträumiger Erstreckung ohne natürliche Grenzen, wie der Hirtenkultur, ist eine solche Rassenmischung ja von vornherein zu erwarten, und so gilt hier ganz allgemein, was C. M. Fürst bezüglich des Gotländer Fundgebietes sagt: „Einheitlichkeit der Rasse existiert nicht." Nicht nur teilen Angehörige verschiedener Rassen sich in die gleichen Grabbezirke, sondern auch die Individuen, deren Reste wir fanden, sind in der Mehrzahl schon Mischlinge, die einer eindeutigen rassischen Zuweisung sich entziehen.

Indes damit ist doch die Aufgabe nicht unlösbar, die verschiedenen Grundbestandteile des Rassengemisches auseinanderzulegen, unter der einzigen Bedingung, daß wir die Spärlichkeit und Ungleichwertigkeit des Fundstoffes durch Vergleichung mit den lebenden Nachfahren der alten Europäer unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln ergänzen dürfen. Danach ergibt sich folgendes Bild: von den eurasischen Hirtenstämmen sind, während die Hamitosemiten ihre geschichtliche Laufbahn südwärts begannen, nördliche Gruppen ins Ostseegebiet vorgedrungen; vielleicht auch mittlere Gruppen ins Donaugebiet[1]). Die Nomadenkultur, welcher diese nordischen Stämme angehörten, führte auch „ostbaltische" Mischrasse dahin und dorthin[2]).

So wies das Ostseegebiet bereits die hauptsächlichen Bestandteile der heutigen Rassenmischung, dalische, ostische und eurasische auf, als der Einbruch des Megalithvolkes den zweiten lebensvolleren Abschnitt der nordischen Frühzeit eröffnete. Hatte der europäische Norden im Frühneolithikum nur dürftige Randkulturen getragen, so trat er jetzt als wichtiger, zuletzt sogar entscheidender Schauplatz der europäischen Entwickelung hervor.

Längst schon hatten jetzt die Südeurasier Anteil an glänzenden Hochkulturen und großen Reichen gewonnen; genauer gesagt, semitohamitisches Hirtenkriegertum hatte sich emporgeschwungen zum Herrentum in den Oasenstaaten des Euphrat-Tigris und des Nil, und aus der Vermischung der Rassen und Kulturen waren dort die ersten Hochkulturen der Menschheit erstanden und in ihnen war dem südeurasischen

---

1) Hier wäre die Frage aufzuwerfen, ob vielleicht die nordischen Bandkeramiker (Lengyeltypus) hierzu gehören?

2) Es ist wohl nicht abzulehnen, wenn die meisten Forscher die späteren finnischen Völker einerseits aus den Kammkeramikern hervorgehen lassen, anderseits wesentlich aus ostbaltischer Mischrasse. Darum darf man aber nicht alle Kammkeramiker und Hirten zu Ostbaltischen oder zu Vorfinnen machen. Auch darf man nicht alle Ostbaltischen der Hirtenkultur zuweisen. Ganz abgesehen von der noch nicht gelösten Frage, ob der Bodenbau heutiger Ostfinnen Fingerzeige für so alte Zustände enthält, haben sich jedenfalls im Norden (siehe die arktische Kultur) Elemente aller möglichen Kulturen, auch der pflanzerischen abgelagert.



Rassentum die führende Rolle zugefallen. Zur gleichen Zeit hatte der Norden Mitteleuropas seine größte klimatische Anziehungskraft gewonnen. Aber nicht vor 2600 v. Chr. dürfen wir wohl den Einbruch des Megalithvolkes in das Ostseegebiet ansetzen. Nur wenige Forscher zweifeln heute noch daran, daß dieses machtvolle Volk aus dem Westen und Süden Europas Einflüsse übermittelte. An den Küsten des Mittelmeeres und des Atlantischen Ozeans entlang tastet die Megalithkultur sich nach dem Norden vor[1]). Die großen Grabbauten, nach denen die Kultur ihren Namen führt, weisen auf Herrentum hin, und nicht ohne organisatorisch und technisch durchgebildete Fronarbeit unfreier Scharen, nicht ohne verschwenderische Verfügung über Arbeitskraft, ist die Errichtung der gewaltigen Menhire denkbar. So drang also zum erstenmal Herrenkultur in den Norden vor. Ackerbau und seßhafte Viehzucht wurden jetzt erst wichtig; Bauerntum entstand, wie es scheint, im Gefolge der Herrenkultur. Noch war es ein Herrentum ohne Pferd, wie die frühen orientalischen Kulturen. Aber die Pflege des Rindes hat begonnen. Rinderherden bildeten im Vollneolithikum den vornehmsten Besitz; der Ochsenwagen, dem wir zuerst in der Megalithkultur begegnen, war ein Attribut des Herrentums, wovon noch der Nerthuskult und das gehörnte Gespann der merowingischen Könige späte gewohnheitsgeheiligte Überlebsel darstellten. Ein gewisser Glanz der Lebenshaltung drückt sich in der reichgeschmückten Keramik des Megalithvolkes aus; auch seine Steingeräte sind die feinsten des Nordens.

Wir wissen nicht, ob die Anzahl der megalithischen Eindringlinge in Vergleich zu der altansässigen Bevölkerung des Ostseegebiets groß oder gering war. Außer Zweifel steht, daß auch die Eindringlinge schon rassengemischt waren. Wenn man die zur Megalithkultur gehörigen Menschenreste mustert, so ergibt sich aber ein beträchtliches Überwiegen langschädliger Rassen, in Westeuropa wie im Norden. Eurasische, wohl großenteils mittelländische, aber auch nordische Rasse scheint im Ganzen in England bei den Megalithleuten obzuwalten. Im Ostseegebiet dagegen fällt besonders die enge Verbindung von nordeurasischen mit Cromagnonformen ins Auge, welche übrigens auch in den französischen Dolmen bei aller Rassenmischung vorzuherrschen scheint[2]).

Auch die deutschen Megalithgräber zeigen eine starke Beteiligung von Cromagnonrasse, und das gleiche gilt wohl für den bisher einzigen norwegischen Megalithfund[3]).

---

[1]) Es sind an ihr mehrere Rassen bzw. Völker beteiligt; wo hier von „dem“ Megalithvolk die Rede ist, wird nur das des Nordens gemeint.

[2]) Vgl. Scheidt a. a. O. 84; nach ebenda 80 gilt das gleiche für England; vgl. indes Reche Reall. d. Vorg. 7, 311.

[3]) Zu letzterem H. Bryn, Anthr. Anz. 3 (1926), 166 f. Für Deutschland Schliz, Arch. f. Anthr. 35 (1909), 259 f. Ekholms Widerspruch (Lundborg-Linders, The racial characters of the swedish nation, 1926, S. 28) ist ganz schwach begründet. Die dalisch-nordische Mischung ist für die Mehrzahl der skandinavischen Knochenfunde so bezeichnend, daß Scheidt geradezu die „nordische Langschädelform“ danach benennt und sie mit Knaggegården Nr. 12 (oben S. 68) illustriert. Es handelt sich hier um nichts anderes als jenes von uns in Abschnitt 8 beschriebene „germanische“ Typengemisch, in welchem

Die Herrenschicht, welche in den gewaltigen Grabbauten der Megalithkultur beigesetzt wurde, ist in der Hauptsache aus nordischem und dalischem Blut gemischt; neben ihr scheint eine Unterschicht von stärker kurzschädliger Zusammensetzung im Norden fortgelebt zu haben [1]).

Mit dem Einbruch des Megalithvolkes war das Ostseegebiet, das bis dahin so weit entfernt von den Mittelpunkten der geschichtlichen Entwicklung dahinlebte, zum erstenmal in eine höhere Kultur hineingezogen worden, jedoch nicht als tätiges, nur als empfangendes Glied. Aber nun war der Anstoß gegeben, der in einem Teil der Bevölkerung des Nordens jene Kräfte weckte, welche — in lawinenartigem Wachstum aus kleinem Anfang — sich zur Führung der Weltgeschichte aufschwangen. Diese Auslösung der Kräfte des Nordens geschah in einer Kulturgemeinschaft, die nach einem hervorstechenden Sondergut ihrer Hinterlassenschaft als Streitaxt-Kultur bezeichnet wird; der Name deutet die elementare Kraft der Eroberung an, die ihre Träger beseelt hat. Es sind Indogermanen [2]). Dieser Gruppe dürfen wir zum erstenmal einen geschichtlichen Namen zur Seite ihrer vorgeschichtlichen Bezeichnung geben. Denn jetzt beginnen die Aufschlüsse über Kultur- und Volkszusammenhänge weniger lückenhaft und rätselreich zu werden als bei den älteren Stufen. Von der Streitaxtkultur führt ein geschichtlicher Zusammenhang zu den indogermanischen Völkern herab.

Soweit wir es bisher zu erkennen vermögen, hat die neue Bewegung, wenige Jahrhunderte nach dem Einbruch der Megalithleute, sich aus Jütland erhoben [3]). Man hat den Eindruck, daß eine von der Herrschaft des Megalithvolkes freigebliebene barbarische Gruppe durch die in ihre Nähe gerückte Herrenkultur angeregt, vielleicht bedroht und jedenfalls von ihr lernend, sich mit unwiderstehlicher Volkskraft erhoben hat, die sich durch die ersten Erfolge nur immer mehr steigerte. Das Streitaxtvolk trat die Führung an, wie sie das

---

nordeurasische Züge mit dalischen in wechselnder Zusammenfügung sich innigst verbunden haben. Vgl. Scheidt 10. 15, dazu auch 33.

[1]) Näheres bei Fürst in Sv. Vetensk. Akad. Handl. 49 (1912), Nr. 1 S. 59 ff., besonders S. 64.

[2]) Ich schließe mich im folgenden der herrschenden Ansicht an. Eine andere Theorie hat zuletzt V. G. Childe zu begründen gesucht, der den Eroberungszug der Streitaxtkultur von der südrussischen Ockergräberstufe ausgehen lassen möchte. In seinem letzten Buch The Aryans (1926), wo er die Gründe seiner Theorie erschöpfend darlegt, hat indes Childe selbst erklärt, daß seine Überzeugung durch die neuen Arbeiten von Tallgren und Kozlowski erschüttert sei (S. 200). In der Tat sprechen Typologie und Chronologie gegen seine Hypothese. Eine zweite Theorie von der Südnordwanderung der Indogermanen hat F. Paudler in seinem Buch gegeben; er macht nicht die Ockergräberstufe, sondern die Donaukultur zu ihrem Träger. Indes auch diese Theorie scheint mir zu verkennen, daß in der kritischen Zeit, als die Ostindogermanen Raum gewannen, kein anderer Kulturkreis eine solche expansive Kraft aufweist wie der nordische. Zu der ganzen Frage ist jetzt zu vgl. Tallgren, La pontide préscythique après l'introduction des métaux, Eurasia sept. antiqua 2 (1926).

[3]) Dies hat gegenüber anderen Vermutungen wohl N. Åberg, Die Typologie der nordischen Streitäxte 1918 (Mannusbibliothek 17) erwiesen. Über das höhere Alter der jütischen Einzelgrabstufe gegenüber der schwedischen Bootaxtstufe herrscht Einigkeit.

Megalithvolk bisher besessen hatte; Mischung war die Folge und mit den erobernden Wanderungen des Streitaxtvolkes zog teilweise das Erbe der Megalithkultur mit durch die Länder. Im Norden wurden Schweden und von hier aus auch Norwegen, ferner Finnland eingenommen, wo die Streitaxtkultur sich in starkem Gegensatz zu den alteinheimischen Kulturen behauptet hat. Von weit größerer Bedeutung aber wurde die Ausbreitung nach Süden, welche die streitbare

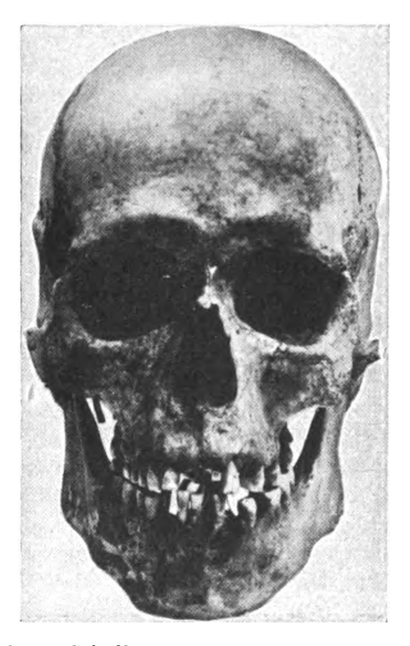


Abb. 343. Groß-Tschernossek (Böhmen). Inv.-Nr. 12 770. Gräberfeld der Schnurkeramik. Wesentlich eurasisch mit dalischem Einschlag in Augenhöhlen, Jochbögen (und Unterkiefer). Aufn. Reche bei Scheidt.

Gruppe, die sich innerhalb der Völker des Nordens über die andern erhoben hatte, begann.

Auf deutschem Boden können wir feststellen, daß unter den erobernden Stämmen nordeurasische Rasse die Führung besaß.[1])

[1]) Der Körperbau der allerersten Streitaxtstämme ist uns noch unbekannt, da die Knochen sich des feuchten Klimas wegen in den jütischen Einzelgräbern schlechter erhalten haben als die Megalithüberreste in ihrem Steinbett. Bei dieser Ungewißheit muß immerhin mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die ältesten Streitaxtstämme erst bei ihrem Vordringen nach Südosten ihr eurasisches Blut verstärkt haben. Dann müßte man aber 1. eine Entwicklung annehmen, der mindestens die gleich im Text zu besprechenden Fundumstände (weniger nordrassige Frauen) widersprechen, und 2. das heutige Überwiegen der Nordrasse in Skandinavien auf einstweilen unbekannte spätere Ereignisse zurückführen, worüber unten S. 177 Anm. 1 zu vergleichen ist. Da wir aber nordische Rasse ja auch schon vor der Zeit der jütischen Einzelgräber im Norden kennen, mindestens als Mischungsbestandteil, aber wohl auch da und dort ziemlich rein,

Wennschon sich unter den Leuten des Streitaxtvolkes reine Rasse nicht erwarten läßt, da die dem Norden entquellenden Erobererscharen ja die Erben einer mehrtausendjährigen Kulturmischung waren und zu ihren Ahnen sowohl Lyngby- wie Knochenkultur-, sowohl Campignien- wie Megalithleute gezählt haben dürften, so herrscht trotzdem neben Cromagnoneinschlägen[1]) vor allem die nordische Rasse vor. Und zwar an gewissen Fundstellen in erster Linie bei den Männern, so daß der Eindruck entstehen muß, diese Sieger hätten sich mit den vielfach andersrassigen Frauen der von ihnen Besiegten vermischt[2]).

Diese Eroberer entstammen einem ungemein lang- und hochschädligen und langgesichtigen Schlag mit schmaler, hoher Nase. Ihre Körperlänge war absolut genommen nicht groß, 163 cm im Mittel, aber im Verhältnis zu den von ihnen Unterworfenen (im Mittel 154 cm) stattlich[3]).

Zweifellos überrascht es, trotz der auch an der Ostsee längst herrschenden Rassenmischung einem so einheitlichen Erobererschlag in den Anfängen der indogermanischen Wanderungen zu begegnen. Es scheint, daß gewisse gautypisch zusammenhängende Gruppen jenen nordischen Zug nach Südosten unternommen haben, dessen „Weg durch Burgen bezeichnet wird". Vielleicht waren es Sippen und Gefolgschaften, die auch in den Gräbern noch ihre Zusammengehörigkeit bezeugen.

---

so muß jedenfalls mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß auch schon die jütischen Streitaxtstämme jenes aus Deutschland belegte Überwiegen der Nordischen zeigten.

1) Auf welche Paudler 189 mit Recht hinweist.

2) Da Scheidt für den stark cromagnonhaltigen, verhältnismäßig niedergesichtigen Megalithtypus den Ausdruck „nordische Langschädelform" geprägt hat, bezeichnet er den weniger cromagnonhaltigen, überwiegend nordeurasischen Typus der Schnurkeramiker (Reches ortho- bis hypsikephalen Typus II) als „ostdeutsche Langschädelform". Der rassische Gegensatz dieser in Ostdeutschland begegnenden Streitaxtleute zum niedergesichtigen Cromagnontypus wie zu der etwaigen langgesichtigen Cromagnonvariante mag durch einige Zahlen (nach Scheidt 88, dem ich die Verantwortung für die Zuverlässigkeit überlassen muß) belegt werden, wobei wir zum Vergleich mit dem von Scheidt für seine „ostdeutsche Langschädelform" errechneten Mittelwert die dem Leser schon bekannten Schädel von El Argar (oben S. 69) und Chamblandes (S. 70) verwenden.

	„Ostdeutsche Langschädel"	El Argar 824 a	Chamblandes 4
Größte Länge . . .	201	193	191
Größte Breite . . .	135	140	144
Basionbregmahöhe . .	152	126	132
Längenhöhenindex . .	72,5	65,3	69,1
Breitenhöhenindex . .	104,7	90	91,6
Orbitalindex	77,5	70,4	76,3

Beim Orbitalindex dürfte die „ostdeutsche Langschädelform" besonders deutlich den dalischen Einschlag zeigen. Bei den Pfahlbaukurzschädeln beträgt der Orbitalindex nach Scheidt 81, bei den Kurzschädeln von Mugem sogar 89,2. Im übrigen aber ist der Unterschied der „ostdeutschen Langschädel" von der schlanken Cromagnonvariante (?) Chamblandes augenfällig. Hierher gehört vielleicht auch der oben S. 168 Anm. 1 erwähnte Schädel von Woisek als möglicherweise einziger erhaltener Vertreter der finnischen Bootaxtkultur neben dem mesokephalen Einzelbestatteten von Dorpat (Sitz.-Ber. Gel. Esthn. Ges. 1911, 60 ff.).

3) Bekanntlich enttäuschen auch Germanenrecken der Völkerwanderungszeit durch ihren für heutige Maße wenig hohen Körperwuchs.

Und wenn auch die Eroberer vielfach wohl ohne Frauen gekommen sind, so daß die Rasse sich rasch verlieren mußte, so haben immer neue Aussendlinge von vorzugsweise nordeurasischem Typus und daneben gleichblütige Ehen trotzdem für die Aufrechterhaltung des Typus gesorgt; das sehen wir an dem Rassenbild der indogermanischen Völker noch in späterer, eigentlich geschichtlicher Zeit. Wie innerhalb des nordeuropäischen Rassengemisches jene nordisch (=dalische) Sippenähnlichkeit der ersten uns bekannten Streitaxtleute entstanden ist, das werden wir im Einzelnen wohl nie mehr aufklären können; daß sie aber einen individuellen Gautypus auf verhältnismäßig vorherrschender nordischer Rasse bildeten, kann nicht wohl bestritten werden.

Aus welchem älteren Zusammenhang stammen nun diese wesentlich nordeurasischen Urindogermanen? Daß sie kulturell von den Megalithleuten gelernt hatten, wurde schon erwähnt; aber rassisch wie kulturell unterscheiden sie sich von ihnen, und es ist alles in allem nicht unwahrscheinlich, daß der Keim der frühesten indogermanischen Gruppen in der Nachkommenschaft alter, einst von Osten her eingewanderter Hirten lag [1]).

Es ist möglich, daß die Ausbreitung der Streitaxtstämme südwärts durch die Klimaverschlechterung bestärkt wurde, welche sich in jenen Zeiten fühlbar machte [2]). Jedenfalls aber waren es die beweglichsten und unternehmendsten Leute des Nordens, welche sich zum erobernden Auszug zusammenschlossen. Da ist es nun mindestens rassenpsychologisch interessant zu beobachten, daß nicht sowohl die sogenannten „nordischen Langschädel" (mit dem starken Cromagnongehalt) es sind, welche in erster Linie die Gräber der Eroberer im unterworfenen fremden Land füllen, sondern daß das echt nordische (nordeurasische) Blut unter den Auszüglern vorherrscht. Die späteren G e r m a n e n, d. h. die Nachkommen der im Norden v e r b l i e b e n e n Bevölkerung, weisen (hierin mehr der Megalithbevölkerung gleichend), einen stärkeren dalischen Blutszusatz auf als, wie es scheint, die Ostindogermanen, welche Nachkommen der frühesten Ausdehnungszüge unter dem Zeichen der Streitaxt sind. Allerdings ist bei den immer tiefer nach Eurasien hinein abwandernden Ostindogermanen auch die (gleich zu besprechende) Bluts=

---

[1]) Auszuschließen sind die Träger der mutterrechtlichen Pflanzerkultur; kein europäischer Kreis ist so frei von Mutterrecht wie der indogermanische. Die indogermanische Kultur hat ausgesprochen die meiste Beziehung zum Hirtenkulturkreis, so daß die Mischkultur der Streitaxtstufe am meisten von dieser Seite empfangen haben dürfte, obwohl sie selbstverständlich einen Extrakt aus dem Erbe aller im Norden zusammengeflossenen Kulturen aufgenommen hat. Auch A. Haberlandt betont (G. Buschan, Illustrierte Völkerkunde, 2. Aufl. 2, 2, 652) die „östlichen Beziehungen" der alteuropäischen Großviehhaltung, die er „auch auf Rechnung der Indogermanisierung Europas setzen" will; jedoch sei „sie nicht nur mit einer einmaligen Einwanderungswelle zu erklären". Auch wir nehmen an, daß mehrere frühneolithische Einwanderungswellen aus dem viehzüchterischen Osten jene Kulturelemente nach Nord=Mitteleuropa gebracht haben, die wir als gemeinindogermanisch wiederfinden. Die ursprüngliche Zwischenstufe würde die Streitaxtkultur gebildet haben; bei der Ausbreitung der Indogermanen nahmen diese dann teilweise erneut Einflüsse der Hirtenkultur in sich auf.

[2]) Gams a. a. O. 23 f.



ausnahme aus den von ihnen überwanderten Bevölkerungen in Rechnung zu stellen. Und allzu schroff und dogmatisch darf man den rassischen Unterschied zwischen den Ur-Ostindogermanen und den zurückbleibenden Westindogermanen schon deshalb nicht aufstellen, weil ja, wie soeben gezeigt, auch die ältesten rassisch bekannten Auswanderergruppen der Streitaxtstämme einen gewissen Cromagnoneinschlag besitzen, den nicht einmal ihre jüngeren Verwandten (von der Ockergräberstufe) verleugnen.

Menghin setzt den Beginn der indogermanischen Auswanderung, welcher u. a. zur Einnahme Mitteldeutschlands geführt hat, um 2300 v. Chr. Etwas später, um 2000 v. Chr. sind Südrußland und Zentralrußland eingenommen; in dortigen Ausprägungen der Streitaxtkultur, der Ockergräber- und der Fatjanowostufe, darf man mit Kossinna, Tallgren, Paudler u. a. die eigentlichen Ostindogermanen (Satemvölker) sehen, aus denen die Arier Indiens und Irans, die Slawen und Balten hervorgegangen sind. Auch die in Mitteleuropa zurückgebliebenen Westindogermanen haben in dieser Zeit sich örtlich mehr und mehr besondert; sie waren in Wohnsitzen, die voneinander irgendwie getrennt lagen, mehr oder weniger seßhaft geworden, hatten sich mit verschiedenen Vorbewohnern in verschiedener Weise vermischt und örtliche Sondermischkulturen ausgebildet; die Entstehung der indogermanischen Einzelvölker begann und die Vorherrschaft Europas bereitete sich vor.

Wenn wir als das führende Rassenelement in frühindogermanischen Gruppen die nordische Rasse zu erkennen vermochten, so darf das natürlich nicht in dem Sinn verstanden werden, als ob die Urindogermanen darin ein Monopol besessen hätten. Die nordische Rasse war vielmehr bestimmt auch außerhalb der Urindogermanen verbreitet. Als diese z. B. die vorwiegend bodenbauende Donaukultur der Bandkeramiker mit rauher Hand hinwegfegten oder als burgenbewohnende Herren ihre Überbleibsel in Fron nahmen, haben sie, wie wir früher sahen[1]), in der Mischbevölkerung der Unterworfenen großenteils eurasische Rasse zu beherrschen bekommen und in sich aufgenommen. Und wie der von den Indogermanen beseitigte oder in Besitz genommene Donaukulturkreis, so muß auch der östlich anschließende, so weithin sich erstreckende kammkeramische Kulturkreis ein vielfältiges Rassengemisch enthalten haben, von welchem wir eine Probe schon früher aus der baltisch-arktischen Knochenkultur empfingen. Nordische Rasse fehlt in diesem Gemisch nicht. Die großen indogermanischen Einzelvölker treten uns im Licht der Geschichte entgegen unter der Führung von überwiegend nordrassigen Oberschichten; es ist der Hauptversuch vieler rassengeschichtlich eingestellter Forscher bisher gewesen, diese alten Oberschichten und die Fortdauer ihrer Nachwirkung zu erweisen. Dieser Versuch ist bei mancherlei Übertreibungen doch im Grund nicht falsch gegangen; wie wir jetzt sehen, stimmt mit ihm überein das rassische Bild, das uns die erste

[1]) S. 105ff.

faßbare Erscheinung von Indogermanen darbietet. Am Anfang stehen wesentlich nordrassige Gruppen, die aus dem Dunkel der vorgeschichtlichen Rassenmischung in fast überraschender Geschlossenheit auftreten. Daß aus diesen kleinen Stammgruppen die großen indogermanischen Völker hervorgegangen sind, entspricht dem Wesen der ältesten Staatenbildung überhaupt. Die Tiefkulturen bringen es nirgends weiter als bis zum losen Zusammenhalt mehrerer Horden in einem Stamm, oder von ein paar Dörfern in einem Bundesverhältnis, oder von Angehörigen mehrerer Gruppen in einem Geheimbund; zu größeren Zusammenschlüssen fehlt der Trieb und das aktive, organisierende Element. Erst das Krieger- und Herrentum faßt größere Verbände zusammen und da gliedert sich um einen kleinen Zellkern der Herrschenden der massige Zelleib der Unterworfenen. Jener herrschende und zusammenhaltende Kern ist eine Sippe, ein blutsverwandter Stamm oder eine um den Führer gescharte gleichgesinnte Gefolgschaft, in jedem Falle die unter sich homogene Adelsschicht des Gemeinwesens. Dieser Adel neigt bei allen Blutsabgaben und -anleihen dazu, seinen Typus zu bewahren und zu ergänzen. Da sich unter den Unterworfenen nicht überall, aber doch vielfach die gleiche Rasse vorfindet, wird diese leichter als die fremde in die Adelsschicht hinein rezipiert, und wenn das Gemeinwesen durch Eroberungen lawinengleich wächst, wenn die Unterworfenen die Sprache der Herren und ihren Volksnamen übernehmen, so breitet sich auch die Adelsschicht durch natürliche Vermehrung und Kooptation aus, und so kommt es, daß in dem großen Volkskörper der Spätzeit der Adelstypus der Gründerzeit noch immer durchschimmern kann. Bei den Ostindogermanen vor allem hat sich auf diese Weise der nordrassige Adelstypus zäh behauptet. In den Kurganen der südrussischen Steppen wird die kleine Minderheit der Kurzschädel ebenso von dem schlank-langschädligen, schmalnasigen nordischen Typus überwogen wie auf den früheren Wanderstufen in Deutschland oder den späteren in Iran und Indien[1]). Im selben Grad, kann man sagen, wie in einer Gesellschaftsschicht die Waffe und das Herrentum den ersten Wert behaupten, waltet auch die nordische Rasse in ihr vor. Und ähnlich verhält es sich bei den überwiegend in Europa zurückgebliebenen Westindogermanen; nur sind diese noch etwas stärker mit Cromagnongeblüt durchsetzt.

Möglich ist es, wie schon bemerkt, daß die außerordentlichen Krieger, welche zu Ausgang des 3. Jahrtausends in Nord- und Osteuropa das Heft in die Hand bekamen, abstammen von Gruppen der Hirtenkultur, die in der älteren Jungsteinzeit im Ostseegebiet eingewandert waren[1]). Die Beziehung zur Hirtenkultur hat aber auch der im Norden zurückgebliebene Teil der Streitaxtstämme, also die Urgruppe der Westindogermanen, erneut aufgenommen. Aus dem weiträumigen osteuropäischen Durchzugsgebiet ungezählter Nomaden ist im letzten Abschnitt der Steinzeit, schon im Übergang zur Bronzezeit noch einmal ein wichtiger Bestandteil der Hirtenkultur in den nordischen Kulturkreis hereingebracht

[1]) Childe a. a. O. 183. Der auch hier meist aufzufindende Cromagnonzusatz läßt der nordischen Rasse doch die Oberhand.



worden, der Besitz des Pferdes, das infolgedessen dort oben eher früher gezähmt wurde als in den orientalischen Hochkulturen. Da das Pferd im allgemeinen mit Hirtenkriegertum zusammen auftritt, so ist es immerhin denkbar, daß das Erscheinen des asiatischen Steppenpferdes den Einbruch einer neuen Welle der Hirtenkultur in das Ostseegebiet bezeichnet; aber es ist ebenso gut möglich, daß der für die nordische Herrenkultur so wertvolle Besitz des Rosses auf friedlichem Weg aus dem Osten erworben worden ist [1]).

Nach der Abwanderung der übrigen indogermanischen Stämme blieb im Norden zuletzt nur derjenige zurück, dem die dauerhafteste Zukunft beschieden war, der Stamm der Urgermanen. Seine Ausbildung zu einem Sondervolk ist der Inhalt der letzten Steinzeit und der Bronzezeit des Nordens [2]). Eine erneute Klimaverbesserung erlaubte in der frühen Bronzezeit eine sehr dichte Besiedelung des Nordens; das germanische Volk wuchs an Zahl und Stärke heran. Die bäuerliche Wirtschaftsform kräftigte sich; aus der späten Bronzezeit ist der Pflug im Norden nachgewiesen. Aber in der späten Bronzezeit scheint wieder eine deutliche Klimaverschlechterung einzusetzen [3]); die Übervölkerung des Nordens begann und auch die heimatliebenden Germanen gerieten jetzt in Bewegung [4]).

---

[1]) Die zweite Annahme ist insofern wahrscheinlicher, als mit dem Pferd gar keine sonstigen Spuren einer neuen Kulturschicht eindringen. Indes, da die Hirtenkultur auch sonst so wenig archäologische Spuren zurückläßt, muß immerhin auch mit dem Einbruch kulturarmer Horden gerechnet werden, welche dann zweifellos ihren Einschlag in die Herrenschicht des Nordens gegeben hätten. (An eine Einfuhr des Pferdes aus dem Westen ist nicht zu denken). Die (vielleicht nur scheinbar) starke Vermehrung der Langschädel, die nach Aufhören der Leichenverbrennung in der skandinavischen Eisenzeit hervortritt, läßt immerhin die Möglichkeit einer nordrassigen Zuwanderung seit dem Ende der Steinzeit zu, aber sehr unsicher.

[2]) Die nordische Dolch- oder Steinkistenstufe (letzte Steinzeit) ist die erste germanische Kultur des Nordens, die sich in der Frühbronzezeit machtvoll auch über Südwestfinnland ausbreitet, bis in der Eisenzeit, erst um und nach Christi Geburt, die Einwanderung der Finnen das germanische Element dort vermindert zeigt. Vgl. Nordman, a. a. O. 43.

[3]) Gams, a. a. O. 24.

[4]) Das auf den vorstehenden Seiten umrissene Bild der ältesten indogermanisch-germanischen Geschichte mag in vielem Einzelnen durch weitere Forschungen berichtigt oder ergänzt werden; im ganzen und großen aber scheint mir die vorgeschichtliche Forschung in Verbindung mit der kulturgeschichtlichen und anthropologischen immerhin einen Grad der Zuverlässigkeit erreicht zu haben, welcher der allgemeinen Geschichte nicht länger erlaubt, Verachtung und Unkenntnis der Vorgeschichte zur Schau zu tragen. Ich betone noch einmal, daß ich für die kulturarchäologische Seite dieser Skizze in erster Linie den Arbeiten Menghins und dem Gedankenaustausch mit ihm verpflichtet bin.

11. Über den Stammbaum der Europäiden.

Wir wollen zunächst von dem Rassengemisch im heutigen Germanengebiet sprechen. Wir beginnen füglich mit der Cromagnonrasse. Wenn auch zur Zeit ihrer Vorherrschaft das vereiste Europa erst wenig bedeutete, so nahmen doch die Leistungen der Europäer von Cromagnonblut, soviel wir wissen, in mancher Beziehung den ersten Rang unter den damaligen Gruppen der Menschheit ein. Auf drei Wegen hat sich vermutlich das Blut dieser Rasse im Herausbildungsherd der Germanen zusammengefunden: aus der mitteleuropäischen Jägerkultur, die nacheiszeitlich dem weichenden skandinavischen Gletscher folgte, aus den Hirtenkulturen des Ostens und schließlich aus der von Westen kommenden Herrenkultur des Megalithvolkes. Bei allen diesen Kulturwellen war das Cromagnonblut schon gemischt. Von der herrenrechtlich organisierten, glänzenden und künstlerisch ziemlich hochstehenden Megalithkultur aber können wir sagen, daß der Cromagnongehalt ihrer Träger groß war. Der niedriggesichtige Langschädel in der Art etwa des späteren „Groner Typus" bestimmt, man möchte sagen gautypisch, das megalithische Rassengemisch Skandinaviens und Deutschlands.

Von den eurasischen Gruppen ist die orientalische so gut wie gar nicht oder doch erst durch das Judentum in das Germanengebiet gelangt. Die mittelländische Rasse drang auch nur im Randgebiete ein; im Westen haben die späteren Germanen links vom Rhein und vor allem auf den britischen Inseln ziemlich viel mittelländisches Blut in sich aufgenommen. Wenn im Osten, wie es den Anschein hat, die jungsteinzeitliche Donaukultur und vielleicht nicht sie allein, mittelländisches Blut bis ziemlich weit nach Norden heraufgeführt hat, so sind die Rückbleibsel davon doch mehr bei den Slawen, z. B. den Polen und vielleicht auch im russischen Rjäsantypus zu spüren als bei den Germanen[1]). Um so mehr aber hat die nordische Rasse schon im Urgermanentum den eigentlichen Ausschlag gegeben. Ihr frühester Einstrom in das Ostseegebiet (abgesehen etwa von Abkömmlingen der Chanceladegruppe) dürfte hauptsächlich mit den wiederholten Einwanderungen östlicher Hirtenkultur seit der frühen Jungsteinzeit zusammenhängen. Die späteren Funde zeigen, daß nordeurasische Gruppen sich jedenfalls zum Teil in ziemlicher Geschlossenheit beieinander hielten und viele Überlieferungen aus der Hirtenkultur bewahrten. Denn

[1]) Siehe unten S. 191.

solchen verhältnismäßig sehr nordischen Gruppen haben wir die früheste indogermanische Südwanderung von Streitaxtstämmen aus der südwestbaltischen, vermutlich jütischen Heimat zuschreiben können. Dazu kommt, daß alle die indogermanischen Auszügler, obwohl sie schon eine bäuerlich-herrenmäßige Mischkultur mit sich führten, doch dem aggressiven und weitausgreifenden Wesen der Hirtenkriegervölker recht nahe stehen; hierin sind sie ebenso wie in der Rasse noch unverkennbar nächste Vettern der Semitohamiten, die schon Jahrtausende früher auf ganz anderen Wanderstraßen die eurasische Welteroberung begonnen hatten.

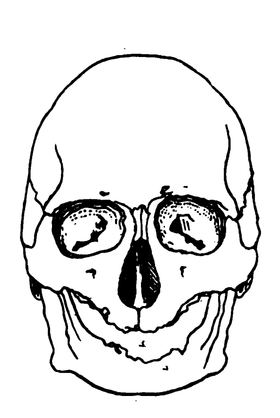


Abb. 344.
Hölders Germanentypus 2.

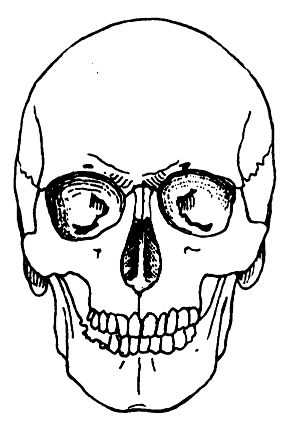


Abb. 345.
Hölders Germanentypus 4.

Nach der Abwanderung der Stämme, welche den Kern der späteren Ostindogermanen (Satemvölker) bilden, blieben in Mitteleuropa die meisten Kernstämme der späteren westindogermanischen (Kentum-)Völker zurück. Bei ihnen, und insbesondere bei den Germanen ist infolgedessen auch der Cromagnoneinschlag stärker, freilich gautypisch ungleich ausgebildet. Kulturgeschichtlich beruht das Urgermanentum auf der Verschmelzung des politisch führenden Streitaxtvolkes mit dem kulturell vorbildlichen Megalithvolk; rassenmäßig vor allem auf der engsten Verbindung nordischer und dalischer Rasse, deren unauflösliche Ehe in den germanischen Typen, etwa im „Groner Typus", wir schon in Abschnitt 9 festgestellt haben.

Von einem bewußten Rassengegensatz zwischen diesen beiden hochgewachsenen hellfarbigen Langschädelrassen gewahren wir in geschichtlicher Zeit nirgends mehr eine Spur. Wenn die Cromagnonrasse, wie es nach ihrer starken Beteiligung an der Megalithkultur den Anschein hat, schon in der ältesten Herrenkultur des Nordens eine Rolle spielte, so nimmt ihre völlige Ausgleichung mit der nordischen Rasse nicht wunder; denn diese hat ja, wie wir sahen, den Ausschlag gegeben in einer zweiten Krieger- und Herrenkultur, die sich zur Seite der

megalithischen erhob, der indogermanischen. Die Gräber dieser Vorzeit lassen uns gewaltige Kämpfe ahnen; zugleich aber meldet ihr moderndes Gebein das friedliche Ergebnis der Verschmelzung stolzer Völker und Rassen.

Den Germanen und ihren näheren Verwandten ist der Zusatz der zähen und starken Eckschädel vom „Groner Typus" zur leichter beweglichen nordischen Art offensichtlich nicht schlecht bekommen.

Das alteuropäische Cromagnonblut hat an jenem frühesten Auszug welterobernder Indogermanen weniger teilgenommen; Beharrungskraft scheint schon damals mehr seine Stärke gewesen zu sein. Die

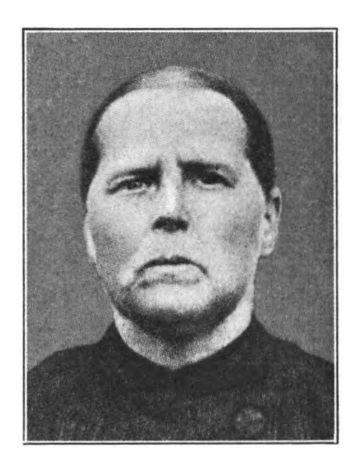


Abb. 346. Lettland (Livin).
Nordisch-dalisch. Nach Journal de la Soc. **Finno-ougr.**

Germanen blieben im Lande, als viele ihrer Verwandten südwärts, Welle auf Welle, abzogen; sie haben sich zwei Jahrtausende lang noch beständig erhalten und abseits von der großen Weltentwicklung gemehrt, bis ihre Stunde schlug. Führend war auch bei der Bildung des Germanentums dasjenige Element, welches von den Streitartstämmen abstammte; das beweist neben der Rasse die vorwiegend indogermanische Sprache der Germanen. Indes ihr Wortschatz und ihre Lautverschiebung hat doch einen Teil der Forscher darauf hingewiesen, Mischung mit der Sprache eines anderen Volkstums anzunehmen. Als solches käme nun eigentlich nur das Megalithvolk in Frage. Da dieses bei seiner Indogermanisierung keineswegs eine bloße niedere Knechtsschicht bildete, sondern in vielem Vorbild für das andere, kriegsmächtigere Herrenvolk war, so begreift es sich leicht, daß auch die Spur seiner Sprache sich in der Redeweise der gemeinsamen Nachkommen abgedrückt hat. Zweifellos würde es die Vorgeschichte des Megalithvolkes besser aufhellen, wenn die Sprachfamilien aufgeklärt werden könnten, welchen die nichtindogermanischen Bestandteile im

Germanischen, Keltischen usw. entstammen[1]). Standfest und dauerfähig wie kein anderes indogermanisches Volk war das germanische, nordisch-dalische Volk.

Wir wenden uns jetzt dem kurzschädligen Rassenanteil zu. Mag das verlockende ozeanische Neuland des nacheiszeitlichen Europas ostische Pflanzer hereingezogen haben oder mag sich mit östlichen Hirten auch ostische Rasse eingefunden haben — beides ist wahrscheinlich —, so sehen wir doch in den auf europäischem Boden erblühenden jungsteinzeitlichen Mischkulturen die Herrschaft langschädliger Rassen, sobald überhaupt Herrschaft erkennbar wird. Besonders im Ostseegebiet, wo Indogermanen und Germanen sich herausgebildet haben, war schon zahlenmäßig die Kurzschädelbevölkerung verhältnismäßig spärlich.

C. M. Fürst geht so weit, zu erklären, daß schon in der nordischen Megalithzeit „zwei verschiedene Volksstämme oder Kasten" unterschieden werden können. Die in den großen Grabbauten nur wenig vertretenen Kurzschädel wären demnach von der nordisch-dalischen Herrenschicht aus den oberen Ständen ferngehalten worden; soweit sie den ursprünglichen indogermanischen und germanischen Gemeinwesen angehörten, lebten sie dort auf der Schattenseite.

Die Ergebnisse der Archäologie und die Zustände der späteren Geschichte kommen darin überein, daß die Ostischen niemals nachweisbarer Bestandteil einer Krieger- und Herrenschicht gewesen sind. Vielmehr scheint das ostische Geblüt in der Hauptsache denjenigen Bevölkerungsschichten angehört zu haben, die das Kommen und Gehen fremder Eroberer über sich dulden mußten oder die als unfreie Klasse mit den Wanderungen der Herren verschleppt und ohne eigene Kultur und politische Organisation mitverbreitet wurden. Bei den Indogermanen jedenfalls ist es ganz offenkundig, daß ihre Kultur vom Erbe der untereinander verwandten, vaterrechtlichen viehzüchtenden und jägerisch-totemistischen Vorstufen, nicht von der pflanzerischen bestimmt, daß anderseits ihr Adel aus nordischer und (daneben) dalischer Rasse, aber kaum aus ostischer zusammengesetzt war.

Wir können den Zeitpunkt ziemlich genau bestimmen, an welchem zum erstenmal auch eine kurzschädlige Rasse als erobernde Herrenrasse in Europa auftrat. Es war zu Beginn der Metallperiode, in der soge-

---

[1]) Die bisherigen Versuche sind noch wenig geklärt, und mir steht ein Urteil über sie nicht zu. Pokorny erörtert Reall. d. Vorg. 2, 142 f. semitohamitische Zusammenhänge, was schon bei der weiten Verbreitung von Südeurasiern in Westeuropa nicht Wunder nehmen würde. Schwerer leuchten die japhetitischen ein, die F. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen (1922) wahrscheinlich machen will, dazu Bleichsteiner in Anthropos 21, 1058 f. Bei den orientalischen Beziehungen der Megalithkultur ist keine dieser Möglichkeiten von der Hand zu weisen. Außerdem kommen natürlich unbekannte Idiome in Frage, welche von vorwiegend dalischen oder ostischen, vielleicht auch mittelländischen Gruppen gesprochen sein müssen, und neben der Übernahme von Sprachelementen einer Gruppe durch andere ist auch die Möglichkeit von altem gemeinschaftlichem Sprachgut verschiedener europäider Gruppen nicht ganz außer acht zu lassen. Im übrigen ist die ethnische Erklärung der Lautverschiebung auch grundsätzlich nicht unbestritten; vgl. neuestens Hubschmied und Ipsen in Indogerm. Forsch. 44 (1927), 314 ff., 348 f.

nannten Kupferzeit, also ungefähr gleichzeitig mit den ersten Phasen der indogermanischen Ausbreitung. Um diese, wie wir sehen werden, gerade auch für das deutsche Volkstum wichtige Einwanderung einer kurzschädligen Herrenrasse richtig einzureihen, müssen wir zunächst das Verhältnis der verschiedenen europäiden Kurzschädelrassen zueinander zu bestimmen versuchen.

Daß die vorderasiatische und die dinarische Rasse eng zusammenhängen, wird allgemein anerkannt; wir fassen beide (in Anlehnung an Reche) unter der Bezeichnung taurische Gruppe zusammen. Es ist hervorzuheben, daß sie keine nähere Beziehung mit der ostisch-ostbaltischen Gruppe verbindet. Die so verschiedene, ja in mancher Beziehung gegensätzliche Bildung der Kopfmerkmale zwingt, für die Herausbildung der taurischen und der ostischen Gruppe getrennte Absonderungsräume anzunehmen[1]). Die taurische Gruppe hat ihr Urheim, woran niemand zweifelt, südlich vom Kaukasus. Für die Ostischen kommt dagegen nur ein Gebiet nördlich davon in Frage. Kaukasus, Elburz und Hindukusch bildeten in Gemeinschaft mit dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer namentlich in jeder Vereisungszeit nicht unbeträchtliche Naturschranken, welche die getrennte Herausbildung der beiden europäiden Kurzschädelgruppen ausreichend ermöglichte.

Ein Teil der taurischen Gruppe ist früh zum Bodenbau übergegangen. Soweit die bisherigen Forschungen es erkennen lassen, gehört die Bevölkerung der alten Pflanzergebiete des nahen Orients nicht der dinarischen, sondern der vorderasiatischen Gruppe an. Diese gedrungen untersetzte Rasse vom echten Pflanzertypus hat bis nach Südarabien (Jemen) hinunter die geeigneten Anbauflächen in Besitz genommen. Wir wissen aber auch von wilden Bergstämmen der taurischen Gruppe, für die (in Anlehnung an Ungnad) die Bezeichnung als Subaräer sich vielleicht empfiehlt[2]). Ob ihr Typus mehr dinarisch oder mehr vorderasiatisch war, darüber können wir noch nichts aussagen. Jedenfalls aber hat im 5. oder 4. Jahrtausend die Einwanderung der Semitohamiten den räumlichen Besitzstand der taurischen Gruppen arg durchlöchert und zerfetzt. Noch heute zieht sich quer zwischen dem südkaukasischen Hauptherd und dem südarabischen Nebenherd der vorderasiatischen Rasse ein breiter Riegel von Ost nach West; in diesem für das Hirtendasein geeigneten Strich hat die orientalische Herrenrasse, nachdem sie das Gebiet der vorderasiatischen Rasse durchstoßen, sich seit den frühgeschichtlichen semitohamitischen Eroberungen bis heute vornehmlich behauptet.

In dem den taurischen Gruppen verbliebenen Kleinasien und den angrenzenden Gebieten hat mutterrechtliche Pflanzerkultur sich zäh behauptet[3]). Auch die Metallkultur ist in Kleinasien alt, sie ist schon ein Bestandteil der Kulturschicht, die nach der bemalten Keramik benannt

[1]) Soviel mir bekannt ist, hat auch noch kein ernsthafter Forscher versucht, nähere Beziehungen zwischen alarodischen und finnougrischen Sprachen aufzudecken.

[2]) A. o. S. 114 a. O., besonders S. 8.

[3]) Vgl. vorläufig Kreichgauer, Anthropos 21, 687.



wird[1]). Diese Metalltechnik, die in der Bewaffnung ihren Besitzern ein gewisses Übergewicht über primitivere Gegner gewährte und die anderseits die Suche nach Erzgruben anregte und den Gesichtskreis der Handelsbeziehungen erweiterte, hat nun einen starken Antrieb gegeben, auch den barbarischen Westen Europas und seine Erze aufzusuchen. „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen." Um 2300 bis 2000 v. Chr. finden wir in Spanien das Eindringen einer neuen, kupferzeitlichen Kultur, die nach einem für sie bezeichnenden Gerät Glockenbecherkultur genannt wird. Beim weiteren Vordringen nach Norden und Osten (Mitteleuropa nördlich und südlich der Alpen) tritt der taurische Rassencharakter der Glockenbecherleute klar hervor:

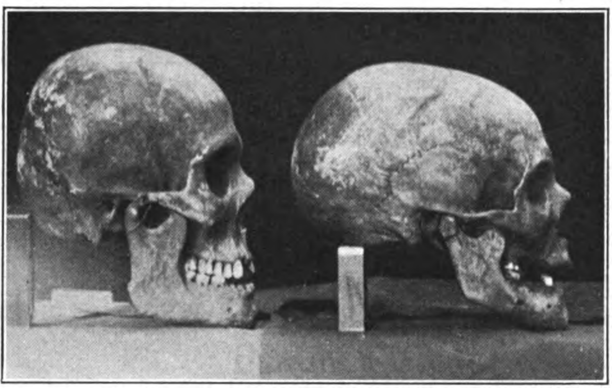


Abb. 347. Gegensatz von Kurzschädeln und Langschädeln im Rassengemisch des vorderen Orients (Mischtypen). Nach Originalaufn. aus Nachlaß v. Luschan.

ein neues Rassenelement meldet sich mit ihnen zum erstenmal sicher und geschlossen in Europa.

Es sind Kurzschädel; langes Gesicht, hoher Kopf, ziemlich flaches und steiles Hinterhaupt und die weit vorspringende kräftige Nase schließen Beziehung zur ostischen Gruppe aus[2]). Waren es

1) Nur Anau I ist noch ohne Metall wie ohne Viehzucht (vor 4000 v. Chr.).

2) Vgl. Reche, Reall. d. Vorg. 4, 362 f., wo die Beschreibung selbst der sicheren Verbindung mit frühneolithischen Kurzschädeln ebenso widerspricht, wie die Archäologie der Glockenbecherkultur. Das späteiszeitliche Alter der hierhergehörigen Schädel von Grenelle Helie 3/8 ist durchaus fraglich. Vgl. Reche ebenda 503. Im übrigen darf man natürlich die gewiß imponierende Einheitlichkeit der Rasse der Glockenbecherleute auch nicht übertreiben. Völlig reine Rasse gab es in Vorderasien zu jener Zeit gewiß längst nicht mehr, und so wird denn z. B. für die von Paudler 206 angeführten Einschläge von Cromagnonformen im einzelnen nicht zu sagen sein, ob sie aus der vorderasiatischen Heimat mitgebracht oder durch die schon in der zweiten Generation zu erwartende Kreuzung in Europa von einheimischen Weibern hinzuerworben worden sind. — Welch geradezu grotesker Mißbrauch noch immer bei nicht anthropologisch Geschulten mit dem Längenbreitenindex getrieben wird, mag hier durch ein Beispiel belegt werden. H. Lautensach, Allgemeine Geographie (1926), 246 f. versetzt nicht nur die Ostischen, sondern sogar die Dinarier und die vorderasiatische Rasse in die „gelbe Hauptrasse", unter dem Zwang der Vorstellung, daß eben der Homo brachycephalus „gelb" sein müsse.

Dinarier oder Vorderasiaten? Sie werden in der Literatur zumeist als Dinarier und soweit mir bekannt nirgends als Vorderasiaten bezeichnet; eine eigentliche Untersuchung des gesamten Fundbestandes fehlt noch[1]).

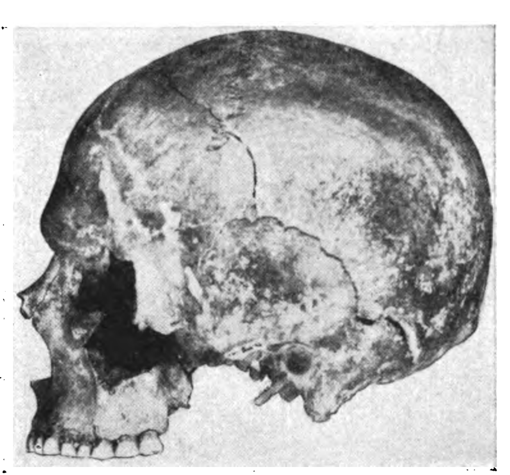


Abb. 348. Regensburg. Glockenbecherkultur. Wesentlich taurisch. Nach Scheidt.

Da wir indes in geschichtlicher Zeit nur Dinarier in Europa in größeren Beständen vorfinden und die vorderasiatische Rasse anscheinend erst durch das Judentum in erheblichem Umfang eingeführt worden ist, so liegt der Schluß nahe, daß es sich bei den taurischen Eindringlingen der Kupferzeit um Dinarier gehandelt habe. Diese sind bekanntlich von der vorderasiatischen Rasse deutlich nur durch ihren hohen Körperwuchs und ihre andre seelische Art zu unterscheiden[2]). Sie sind kein Pflanzer-, sondern ein Bewegungstypus und ihre Art ist kriegerisch und freiheitsliebend. In dieser Beziehung erscheint ihre Verwandtschaft mit der vorderasiatischen Rasse längst aufgelöst. Wo in ein kriegerisches Volk von vorwiegend eurasischer Rasse und herrenmäßiger Kultur sich vorderasiatische Rasse einmischt (Abb. 350), da bildet die letztere einen unharmonischen Einschlag von unkriegerischer, städtisch-

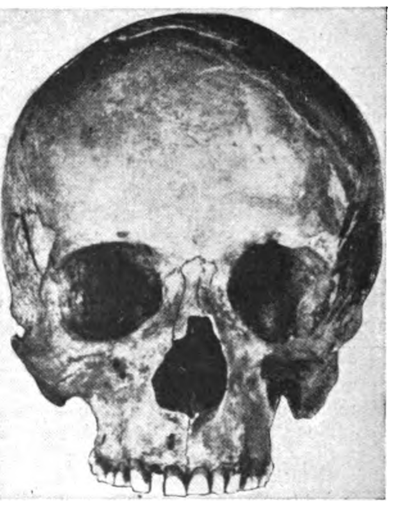


Abb. 349. Wie Abb. 348.

[1]) Meist wird nur die differentialdiagnostisch unergiebige Schädel- und Gesichtsform untersucht. Die Arbeit von Matiegka über neolithischen Körperwuchs (MAGW. 41, 1911) müßte für die Glockenbecherkultur gesondert noch einmal gemacht werden. Matiegka selbst lehnt übrigens (A. Stocky u. J. Matiegka, Praehistoricke obyvatelstvo v Cechach I. Lid zvoncovych poharu v Cechach, Anthropologie 3, 2, 1925) die herrschende Meinung über den Zusammenhang zwischen Glockenbecherkultur und dinarischer Rasse vorläufig ab.

[2]) Die Dinarier sind „schlank und kräftig, die Proportionen erinnern an die der nordischen Rasse", mit Ausnahme des kurzen und dicken Halses, der, wie überhaupt manche Derbheit der Bildung, zum taurischen Erbe gehört. Vgl. Reche, a. a. O. 365.

händlerischer Weichheit. Wo dagegen dinarische Rasse mit eurasischer bzw. dalischer sich verbindet (Abb. 351), da bestärkt sie in der Regel nur deren herrischen Charakter [1]).

Die mit Kupferdolch und Bogen bewaffneten Taurier kamen nach Westeuropa als reisige Scharen von Wikingerart; sie breiteten sich „mit Windeseile", wie Wahle sagt, aus; Widerstand von Einheimischen hemmte sie nicht; auf Höhenburgen machten sie sich als Herren seßhaft. Indem sie Mitteleuropa überzogen, stießen sie bald auf die ihnen zwar nicht rassen-, aber wesensverwandten frühindogermanischen Streitaxtstämme. Die Kulturen und die Rassen verbanden sich, und Misch-

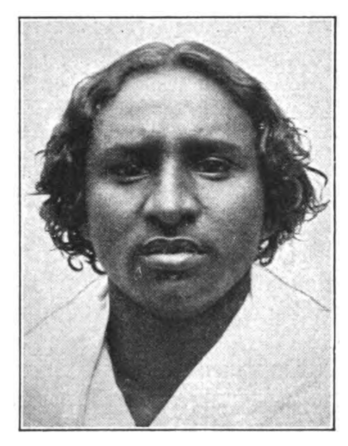


Abb. 350. Somali. Eurasisch-negerische Mischung auf vorderasiatischer Grundlage. (Vgl. dagegen Abb. 201 u. 233/234.) Nach Eickstedt, Arch. f. Rassenbild. XIV. Puccioni.

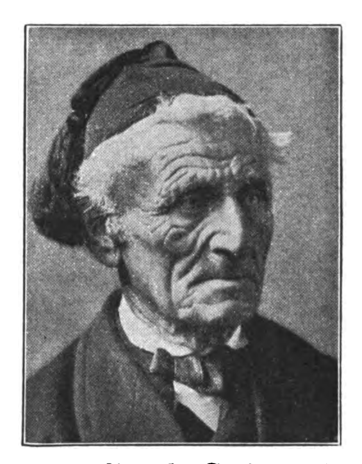


Abb. 351. Tirol. Eurasische Mischung auf dinarischer Grundlage. Aufn. Sammlung Toldt.

gruppen von kriegerischem Herrencharakter entstanden; vom Rhein aus haben Abteilungen dieser Unruhebringer auch England heimgesucht [2]).

So sehen wir also, wie die Indogermanen mit einem Herrenvolk von verwandter Wesensart früh in Berührung traten. Bei dem weiteren Vordringen der Indogermanen in südöstlicher Richtung trafen sie ein zweitesmal auf taurische Gruppen. Denn die Donaukultur der Bandkeramik, welche von den erobernden Indogermanen beseitigt bzw. aufgesogen wurde, war noch kurz vorher und gleichzeitig immer mehr verstärkten Einflüssen von Kleinasien her ausgesetzt; ungefähr zur selben

[1]) Wie sehr das Dinariertum durch sein männlich-kriegerisches Grundwesen aus den sonstigen europäiden Kurzkopfrassen heraussticht, das vergegenwärtige man sich etwa an der Maske, die ein bayrischer Landjäger auf der Bühne oder im Witzblatt bekommt: soll er seinem Beruf entsprechen, wird er mit dinarischer Adlernase ausgestattet, soll dagegen ein komischer Gegensatz zwischen Beruf und Gestalt erzielt werden, so gibt man ihm ein demütiges „ostisches" Stülpnäschen oder einen unkriegerischen „vorderasiatischen" Körperwuchs.

[2]) Vgl. jetzt auch V. G. Childe, The Aryans (1926), 99 ff.

Zeit, da jenes taurische Volk über das westliche Mittelmeer nach dem mittleren Westeuropa vorstieß, breitete eine verwandte Bewegung auf dem kürzeren Weg über Ägäis und Schwarzes Meer ihre Macht nach dem südöstlichen Europa hin aus[1]). Von dieser unmittelbaren Ausbreitung kleinasiatischer Kräfte muß der Hauptstamm der heutigen Dinarier Europas herrühren, die zwar im Lauf der Geschichte der Indogermanisierung unterlagen, aber auf dem Westbalkan und in den Ostalpen ein rassisches Rückzugsgebiet gefunden haben.

Dieser besondere Ursprung der taurischen Einbürgerung in Europa erklärt die Tatsache, daß unsre indogermanisierten Erbinstinkte niemals eine so abschätzige Beurteilung der Dinarier zuließen, wie sie den Ostischen und Vorderasiaten zuteil geworden ist. Denn die Dinarier kamen als Herren, die Ostischen und die Vorderasiaten nicht, und die Vermischung der nordischen und der dalischen Rasse mit der dinarischen, die, wie wir sahen, unmittelbar nach dem Zusammentreffen der Streitaxtstämme mit den Kupferdolchkriegern begann, ließ zwei verwandte Wesensarten ineinander fließen. An Rhein und Elbe wie am Schwarzen Meer begegneten sich die beiden schwerbewaffneten Erorberergruppen sicherlich zunächst feindselig; aber die gleiche Art der Lebensführung ließ auch Verschmelzungen und gemeinsame Betätigung zu. War bei der Indogermanisierung Europas nordische Rasse an führender Stelle, so nahm sie doch die dinarische wie die dalische ohne Abneigung in sich auf[2]).

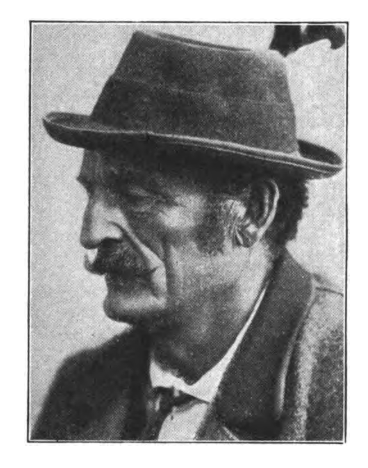
Mancherlei Merkmale, die von den meisten für dinarisch ausgegeben werden, dürften schon der Mischung der Taurier mit

[1]) Der vorminoische Kulturstrom um 4000 bis 3000 v. Chr., den Evans aus Kleinasien ableitete, ist nach Hoernes-Menghin aus Libyen, also dem Bereich eurasischer Kulturträger gekommen; auch später, in minoischer Zeit, setzt sich die Übertragung libyscher Kulturelemente fort (Evans JRAJ. 55, 1925), und der aus Westanatolien stammende Einfluß dieses Zeitalters ist selbst mehr von Nordafrika (Ägypten), als Vorderasien abhängig. Erst etwas später beginnt eigentliche vorderasiatische Kultur sich nach Europa zu ergießen; sie kommt schon als Herrenkultur. Um 2000 v. Chr. und danach beeinflußt sie den bandkeramischen Kulturkreis, also ungefähr gleichzeitig mit der Glockenbecherbewegung und der Aufpflanzung der indogermanischen Oberhoheit über die Bandkeramiker. Für die metallzeitliche Ausbreitung taurischer Gruppen in die Ägäis vgl. auch Schumacher, Über altgriechische Schädel, Zschr. f. Morph. u. Anthr. 25 (1926), 453 f.

[2]) Es würde ja nun naheliegen, die Parallele weiter auszudehnen, etwa in der Art: wie die Streitaxtstämme zwar Träger einer schon verwickelten Mischkultur waren, in ihnen aber doch, wie die indogermanische Kultur zeigt, das Erbe des Hirtentums durchschlug und ebenso der (nordeurasische) Bewegungstypus anführte, so dürften auch die schwerbewaffneten Glockenbecherleute und die Dinarier aus den kleinasiatischen Mischkulturen vor allem ein Erbteil alter Bewegungs- (nicht Pflanzer)gruppen geerbt haben, und man würde hier an die subaräischen Bergstämme und an die in Vorderasien neben den Bodenbaustrichen so reichlich vorhandenen Steppengebiete denken können. Noch heute gibt es in Kleinasien Nomaden. Und während die vorderasiatische Pflanzerrasse sich mehr oder weniger in das Schicksal ergab, semitohamitischen und später nordischen Eroberern zinsbar zu werden, hätte die freiheitsliebende dinarische Rasse selbst westwärts (möglicherweise auch ostwärts) Herrschaft gesucht. Indes so nahe diese Vermutung liegt, würde sie beim heutigen Stand der Forschung doch induktiv nicht begründet werden können.



nordischem und dalischem Blut entspringen. (So beispielsweise ein fester und hoher Unterkiefer, der sich von dem zurückfliehenden Untergesicht der vorderasiatischen Rasse so deutlich unterscheidet, oder eine



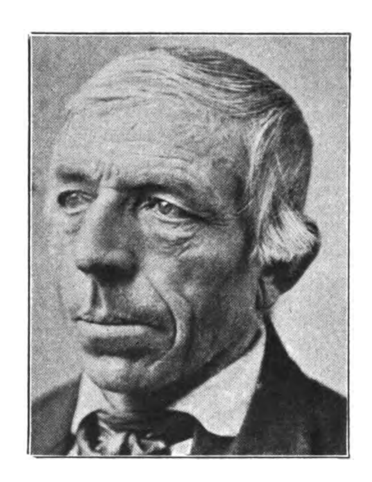


Abb. 352. Südtirol. Dinarisch-dalisch. Abb. 353. Südtirol. Dalisch-dinarisch. Aufn. Sammlung Toldt.

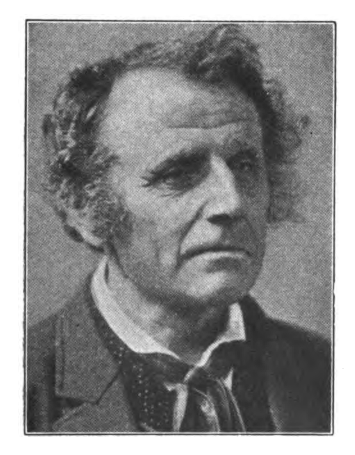


Abb. 354. Vorarlberg. Dinarisch-dalisch. Aufnahme Sammlung Toldt.

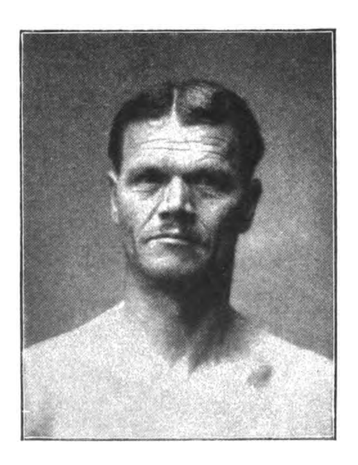


Abb. 355. Oberfranken. Dalisch (-dinarisch? -ostisch?). Nach Kaup, Südd. Germanentum.

eingezogene Nasenwurzel.) Der für alle diese drei Rassen bezeichnende Hochwuchs aber mag als ein begehrtes Kennzeichen der Herrenrasse auch durch geschlechtliche und vielleicht daneben durch Säuglingsauslese in den Zeiten frühen Herrentums gefördert worden sein. Da die dinarisch-

nordische Rassenverbindung viel bekannter ist als die dinarisch-dalische, so seien hier ein paar Beispiele für die letztere geboten (Abb. 352/355)[1]. So stark rassisch durchsetzt die dinarischen Europäer seit langem

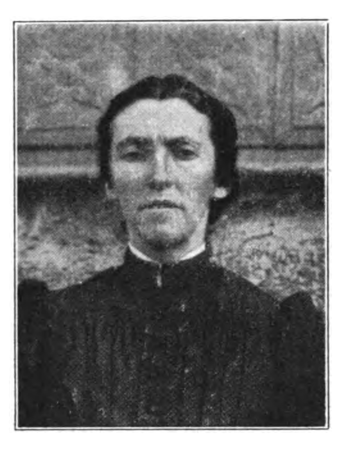


Abb. 356. Osthessen. Gautypus dalisch beeinflußt. „Falsche" Tirolerin. Vgl. auch Abb. 101/102. Eigene Aufn.

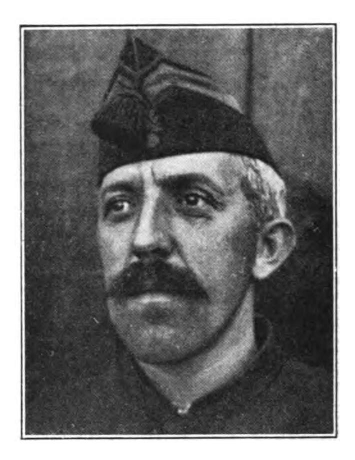


Abb. 357. Wallone. Nach Stiehl, Unsere Feinde.



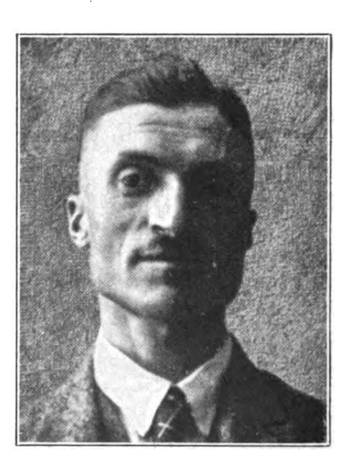


Abb. 358. Abb. 359. Deutschlothringen. Farben hell, dinarisch(-dalisch?). Eigene Aufn.

auch sind: das geschichtliche Herrenrecht ihres Auftretens wirkt in der Art der Leute nach. Wir verlassen nun die Dinarier und versuchen zu-

[1]) Im übrigen dürfte es nützlich sein, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß, ebenso wie nicht alles, was landläufig für ostisch gilt, wirkliche Kurzschädelrasse ist, so auch wohl mancherlei Pseudodinarier vorkommen. Wo ein „verlorenes Hinterhaupt" mit

letzt, die Rassengruppen der germanischen Welt einzuordnen in eine Übersichtsskizze der europäiden Rassengeschichte überhaupt, die wir durch das Schema am Ende des Buches veranschaulichen. Hier sei also zusammengefaßt, was von den Hauptrassen, deren Addition die heutige europäide Menschheit hervorgebracht hat, durch das rassengeschichtliche Subtraktions- und Isolierverfahren ausgesagt werden kann.

Sämtliche europäide Rassengruppen stammen ursprünglich aus Asien [1]). Während der späteren Eiszeit haben sich einzelne Gruppen auch nach Europa vorgeschoben. Unsre Funde gestatten uns festzustellen, daß schon damals in Absonderungsgebieten sich recht verschiedene europäide Typen herausgebildet hatten; wir unterscheiden vor allem Cromagnon und Chancelade deutlich. Auch die taurische Gruppe muß schon in dieser Zeit starke Sonderart entwickelt haben, was zu ihrem vermutlichen Absonderungsgebiet südlich des Kaukasus stimmt, der zwar keine undurchdringliche Scheidewand bildete (die eiszeitlichen Kulturfunde liegen hauptsächlich sogar auf der Durchgangsstraße durch das Gebirge), immerhin aber mit Kaspisee und Schwarzem Meer die starke Sonderart der südlich davon beheimateten Taurier räumlich erklärt [2]).

Das Urheim aller andern europäiden Gruppen kann nur in Eurasien und den angrenzenden Gebieten gesucht werden. Von dort müssen z. B. die Ainu, ein eigenartiger Typus mit Beziehung zu mehreren andern Typen, früh nach Ostasien abgewandert sein [3]).

Die mutterrechtlichen Pflanzerkulturen, die sich in der späteren Eiszeit, vermutlich zuerst in Südasien entwickelten, haben auch auf europäide Rassengruppen übergegriffen. Innerhalb der taurischen Gruppe hat sich damit wohl der seßhafte pflanzerische (vorderasiatische) vom beweglichen (dinarischen) Typus getrennt, und nur solche Ausbreitung, die mit Pflanzerkultur verbunden war, wie z. B. die nach dem Jemen, dürfte vorderasiatischen Gruppen zugefallen sein. Die sonstigen Wanderungen taurischer Rasse nach verschiedenen Himmelsrichtungen dürften

---

einem derben, namentlich hohen Unterkiefer zusammentrifft, ist die Diagnose „dinarisch“ rasch bei der Hand, und doch trifft man derartiges auch in Geblütsgruppen, in denen echtes Dinarisches kaum vorzukommen scheint, als individuelle Bildung (vgl. Abb. 356). Die besondere Plastizität der Schädelform und die Beeinflußbarkeit der Kieferbildung durch innersekretorische Störungen, vielleicht auch durch sogenannte Luxuration (Übersteigerung eines Merkmals über die Typuswerte beider Elternrassen bei Rassenkreuzung) mag für einen Teil der scheinbaren Dinarier aufkommen.

[1]) Bezweifelt könnte dies höchstens für Cromagnon werden, wenn man diese Rasse nämlich vom europäischen Neandertaler abstammen lassen will. Doch halten dies v. Eickstedt, Keith u. a. angesichts der sackgassenartigen Spezialisierung der Neandertalrasse für gänzlich unmöglich und zum mindesten ist es unwahrscheinlich.

[2]) Wieweit die heutigen gautypischen taurisch-eurasischen Übergangsformen ausschließlich auf späterer Kreuzung beruhen oder alte Zwischenformen mitenthalten, ist zurzeit noch nicht zu sagen.

[3]) Es geht nicht an, die jägerischen Ainu zu Trägern erst der spätjungsteinzeitlichen Keramiküberwanderung nach Ostasien zu machen. Übrigens weist die Mattenkeramik auf einen gemeinsamen Ausstrahlungspunkt im Süden hin, den Menghin im Gebiet der Muttersippenkultur vermutet; erst für die um 1700 v. Chr. auftretende jüngere Keramik kommt wohl die von Hubert Schmidt (Ethn. Zschr. 56, 1924, 157) angenommene Überwanderung aus Europa nach Ostasien in Betracht.



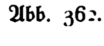
dagegen mehr das Werk von Dinariern gewesen sein, zu denen **vielleicht** die subaräischen Bergstämme gehörten.

Soweit Mischkulturen mit starkem pflanzerischem Einschlag nach Europa gelangten, sind sie wohl zum Teil von ostischer Rasse ge-





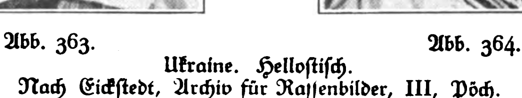
Abb. 361. Abb. 362.



Ukraine. Dunkelostisch.



Abb. 363. Abb. 364.



Ukraine. Hellostisch.
Nach Eickstedt, Archiv für Rassenbilder, III, Pöch.

tragen worden. Verschiedene Umstände deuten darauf hin, den Herausbildungsherd der Ostischen in alten Pflanzergebieten Eurasiens zu suchen. Im Rassengemisch des heutigen Eurasiens dürften nicht unbeträchtliche Teile der ostischen Rassengruppen zurückgeblieben sein, so z. B. als



Mischungsbestandteil von Bryns „turkotatarischer" Rasse[1]); in der Ukraine bilden Dunkel- und Hellostische einen erheblichen Bruchteil der Bevölkerung.

In Südrußland scheint die jungsteinzeitliche Pflanzerkultur sich auch über eiszeitlichen örtlichen Vorstadien gebildet zu haben[2]). Die nacheiszeitliche Klimaverbesserung hat dort zu hoher Blüte des Bodenbaus geführt. Weiter nördlich, im Gebiet der hellostischen Rasse, muß es wohl dahingestellt bleiben, ob der Bodenbau der Mordwinen, Tscheremissen, Wotjaken usw. mit so alten Kulturverhältnissen unmittelbar zusammenhängt; um so gewisser aber ist hier, daß die hellostische Rasse einen wesentlichen und alten Grundstock der Bevölkerung bildet. Gewiß sind auch schlanke eurasische Rassengruppen an der dortigen Bevölkerung beteiligt, welche die als Eroberer und Herren einwandernden Mongoliden im Lauf der Zeit so stark europäisiert hat; neben nordischer Rasse scheint sogar die mittelländische bis weit in den Norden Eurasiens hinauf ihre Spuren entsendet zu haben[3]). Aber daneben sind es doch vor allem die Ostbaltischen, welche auf der Grundlage hellostischer Rasse die Bevölkerung Groß- und Weißrußlands bestimmen[4]).

Die Hell- und Dunkelostischen Mittel- und Westeuropas sind nichts weiter, als die am weitesten vorgeschobenen Gruppen der osteuropäisch-nordwestasiatischen Kurzschädelrasse. Zum Teil sind sie seit dem Ende der Eiszeit als freie Kolonisten einer bescheidenen Hackbaustufe nach Westen vorgedrungen. Denn während die vorderasiatischen Pflanzergruppen sich in ihren teils durch Naturgrenzen, teils durch geringere

[1]) Wenn indes Nordenstreng bei Lundborg-Linders, The racial characters of the swedish nation S. 38 die ostische Rasse als das noch heute vorwiegende Element bei den Galtscha bezeichnet, so steht das im Widerspruch zu den meisten Angaben von Beobachtern, die das kurzschädlig-europäide Element unter den Galtscha auf das bekanntlich sehr starke neuere Übergreifen taurischer Gruppen nach Norden zurückführen. Mit diesem Vorbehalt aber wird man Nordenstrengs Satz zustimmen dürfen: „Die Verbreitung der Ostischen scheint den ganzen Weg nach Innerasien zu umfassen".

[2]) Menghin macht mich darauf aufmerksam, wie z. B. der Mäander von Mezine und die Typologie des Schuhleistenkeils eine spätpaläolithische, pflanzerische Faustkeilkultur als eine Grundlage des bandkeramischen Kulturkreises wahrscheinlich macht. Schon im Spätpaläolithikum entstand, wie die Einschläge aus Magdalénien und Tardénoisien zeigen, dort eine Mischkultur, wahrscheinlich auch eine Mischbevölkerung.

[3]) Diesen Einschlag möchte ich mit Vorbehalt im Rjäsantypus des Ostens von Europäisch-Rußland, neben nordischen, dalischen und mongoliden Einflüssen vermuten, ferner auch z. B. in Polen. Allerdings ist es mir nicht gelungen, über Czekanowskis Typus ε und über seine „depigmentierten Mediterranen Skandinaviens" zur Klarheit zu kommen.

[4]) Nach Tschepurkowsky (Anthr. Anz. 2, 1925, S. 162 f.) überwiegen die Ostbaltischen besonders im Gebiet der Wasserscheiden und der Sümpfe. Die Flußtäler Großrußlands enthalten einen weniger kurzschädligen Mischtypus; die nordische Schicht hat also die besseren Gebiete stärker besetzt. Am besten erhalten findet Tschepurkowsky die „nordische" Rasse in den Tälern der Flüsse Njemen und Düna und im Gouv. Mohilew. Auch Bunak (ebenda 109) sieht in den hellfarbigen Kurzschädeln den einen Hauptbestandteil der Ostfinnen (Tscheremissen, Mordwinen). Für die Westfinnen wird dies ja allgemein angenommen; ich möchte an dieser Stelle nur darauf hinweisen, daß manche für rasseneigen gehaltenen Züge der Ostbaltischen ersichtlich auf den dalischen Einschlag zurückgehen, der z. B. auch bei den von Kajava (ebenda S. 233 u. 239) abgebildeten Westfinnen klar hervortritt.

Klimaschwankungen besser geschützten Ursitzen leidlich geschlossen erhielten und nur eben durch die Ausbreitung der eurasischen Bewegungsrassen verhindert worden sind, eine wirklich große Rasse zu werden, haben

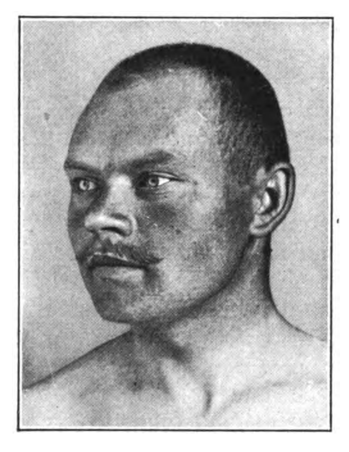


Abb. 365.

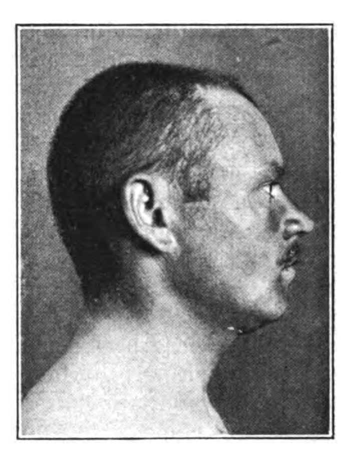


Abb. 366.

Lette. Ostbaltischer Typus.
Nach Eickstedt, Archiv für Rassenbilder. VIII, Hesch.



Abb. 367.

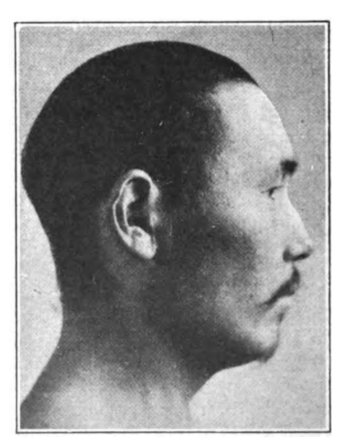


Abb. 368.

Baschkire. Stärker mongolider Mischtypus.
Nach Eickstedt, Archiv für Rassenbilder, II, Wastl.

die Ostischen einen stärkeren Wechsel der Umstände erlebt. Klimatische Änderungen, vielleicht auch schon Übervölkerung und Verdrängung durch nomadische Feinde haben die Westwanderung pflanzerischer Ostischer in das sich öffnende ozeanische Europa der Nacheiszeit bedingt. Zum Teil aber scheinen die Ostischen Mitteleuropa auch schon im Verband

von Wanderhirtenkulturen erreicht zu haben. Besonders für das Ostseegebiet trifft das zu, in dessen frühjungsteinzeitlichen Mischkulturen die pflanzerischen Bestandteile zurücktreten und die Hirtenkultur wesentlich ist. Da aber nach dem Erweis der völkerkundlichen Kulturgeschichte bei Hirten regelmäßig schon der Anfang ständischer Ungleichheit bestand, so ist es denkbar, daß die Ostischen in der nach Mitteleuropa hereinflutenden Hirtenkultur schon in ähnlicher Weise mehr der Unterschicht angehörten, wie dies für die herrenrechtlichen Nachfolgekulturen der späteren Jungsteinzeit, insbesondere für die Indogermanen, am Tage liegt. Die nördlich wohnenden, hellfarbigen Ostischen sind, selbst wenn die ursprüngliche Herausbildung des ostischen Gesamtstammes in Pflanzergebieten gelegen haben sollte, jedenfalls durch ihre Umwelt weithin in ein armseliges Jäger- und Fischerdasein abgedrängt worden; Rentierzucht bildete die höchste dort erreichbare Wirtschaftsform. Diese nördlichsten Ausläufer der ostischen Rasse, deren Kultur wohl mit derjenigen der heutigen Samojeden und Wogulen vergleichbar ist[1]), haben in Mitteleuropa wohl niemals eine Oberschicht gebildet.

Weiter südlich haben die Ostischen in Europa sekundäre Horste dichterer Verbreitung, vielfach in deutlichen Rückzugsgebieten gefunden; einer dieser ostischen Rassenhorste hat den europäischen Kurzschädeln in der Wissenschaft die Bezeichnung als „alpine Rasse" eingetragen. Als in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. herrenrechtliche Kulturen den größten Teil Europas überzogen, waren die Ostischen wohl teils auf solche Rückzugsgebiete angewiesen, teils als Bestandteil vor allem höriger Klassen mitverbreitet und zerstreut. Nur in den finno-ugrischen Völkern, deren Rassenkern die Ostbaltischen bilden, scheint hellostische Rasse es zu einer beschränkten volklichen Eigenwüchsigkeit gebracht zu haben, doch waren auch diese Gruppen in den unruhigen Völkerbewegungen des weiß-gelben Grenz- und Mischgürtels überwiegend der geschobene, ausweichende oder nachrückende Teil.

Von den drei großen Gruppen der eurasischen Bewegungsrassen, der nordischen, orientalischen und mittelländischen, nehmen wir an, daß sie während der Eiszeit nur vereinzelte Rassenspritzer nach Mittel- und Westeuropa abgegeben haben, wenn die Chanceladegruppe nicht vielleicht überhaupt nur einen Seitenzweig bildet. Wir stellen uns vor, daß diese drei Bewegungsrassen während der späten Eiszeit vornehmlich auf Steppe und Grasland Eurasiens als höhere Jäger bzw. Erntevölker, vielleicht auch schon zum Teil als Hirten gelebt haben, im Norden hell-, im Süden dunkelfarbig; vielleicht standen sie in Güteraustausch mit pflanzerischen Gruppen, sicherlich aber in einer eigenen, von der pflanzerischen verschiedenen Kultur. Als erste dieser Gruppen hat sich die mittelländische aus Eurasien heraus ergossen. Zur selben Zeit, wo die Ostischen anfingen, das noch durch kein Krieger- und Herrentum bedrückte ozeanische Mittel- und Westeuropa der frühen Jungsteinzeit aufzusuchen, ja, wie es scheint, sogar noch früher, hat

[1]) Vgl. Tallgren, Reall. Vorg. 3, 364.

das mittelländische Südeurasiertum über Iran wie über das ägäische Gebiet hinweg sich in die Ferne verbreitet, die Drawidaschicht Indiens durchsetzt und der Mittelmeerwelt spätestens seit dem Azilien einen rassischen Hauptbestandteil gegeben[1]). Kulturell wie anthropologisch hat die Mittelmeerrasse ihren Zusammenhang mit dem übrigen Eurasiertum am frühesten verloren; sie ist ja auch später nicht wesentlich anders als die Ostischen unter die Herrschaft der beiden andern eurasischen Bewegungsrassen und der von diesen geführten semitohamitischen bzw. indogermanischen Kulturen geraten[2]).

Im früheren Teil der Jungsteinzeit ist dann auch die Verbindung zwischen der nordeurasischen und der orientalischen Rasse gerissen, als jene ihre Ausbreitung nach Westen, diese ihre zunächst glänzendere nach Süden begann. Bei beiden ist vielleicht weniger an einen so triftigen Zwang zum teilweisen Verlassen Eurasiens zu denken, wie bei den Pflanzern. Denn klimatische Verödung und Andrängen von Nomaden traf die Bewegungsrassen kaum im selben Maß; haben wir sie doch zu dieser Zeit schon mit Sicherheit als Wanderhirtenvölker uns vorzustellen. Dafür erklärt sich bei ihnen das Vorschieben des Lebensraumes ohne weiteres aus der nomadisch-weiträumigen Lebensweise, und jedenfalls tritt die orientalische Rasse in Gestalt der semitohamitischen Hirtenkriegerstämme von Anbeginn an — nach Ungnad um die Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. — mit dem einfachen Recht des Eroberers in die südliche Welt. Sie hat zum Teil bis heute die alte Zugehörigkeit zum asiatischen Kulturkreis der Hirten und Hirtenkrieger scharf bewahrt. Die nordeurasischen Eindringlinge im Ostseegebiet, bei denen anfänglich entsprechend der dortigen dürftigeren Umwelt der kriegerische Charakter nicht ebenso erkennbar hervortritt, haben immerhin in den dort sich bildenden Mischkulturen die Überlieferungen der Hirtenkultur beibehalten, wie sich bei den Indogermanen erweist, die — unter der Anregung der von Westeuropa herangetragenen, letzten Endes auch vom Orient beeinflußten Herrenkultur des Megalithvolkes — sich mit einem überraschend stark nordischen Rassenkern gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. zu ihren weltgeschichtlichen Wanderungen anschicken. Überall als Eroberer auftretend haben sie die Reserven nordischer Rasse aus andern Kulturkreisen

[1]) Was die hier nicht näher zu behandelnden europäiden Gruppen, die nach Osten abwanderten, betrifft, die taurischen Einschläge in Mittelasien und weiter östlich, die Nesioten der Südsee usw., so wird sich das Zeitalter ihrer Ausbreitung zum Teil danach bestimmen lassen, ob sie noch als Träger von Tiefkulturen oder schon einer Herrenkultur die neue Heimat erreichten.

[2]) Wo immer eine stark pflanzerisch bestimmte jungsteinzeitliche Mischkultur von europäiden Nichtkurzschädeln vornehmlich getragen wird, ist in erster Linie an mittelländische Rasse zu denken, ob es sich nun um das älteste Anau, die europäiden Drawida, das Mittelmeer und Westeuropa oder den bandkeramischen Kulturkreis handelt; nur beim letzteren kommt nordische Rasse vielleicht wesentlich mit in Betracht, wir wissen aber noch nicht, in welcher sozialen Schichtung. Auch bei der Mittelmeerrasse sind wir über Spielarten und Gautypen noch ganz unzulänglich unterrichtet; ich weise hier nur auf Denikers atlantomediterrane Rasse hin, auf den großwüchsigen mittelländischen Schlag, der sich nach Kraitschek, Rassenkunde 113, heute von Makedonien bis nach Rumänien in Mischung mit nordischer Rasse hinzieht.

an sich gezogen und nordische Rasse wie indogermanische Sprachen und Kulturen weithin getragen, überall jedoch kulturell wie rassisch von den Unterworfenen vieles angenommen. Die im Herausbildungsgebiet der Indogermanen am längsten zurückbleibenden Westindogermanen, besonders die Germanen aber haben stärker auch dalische Rasse in ihre Herrenschicht aufgenommen, und das gleichfalls als Erobererwolk in Europa eingedrungene Dinariertum ist in diese Mischung wesentlich zu gleichem Recht eingegangen, während bei der immer dichteren Rassen- und Kulturmischung der europäischen Herren- und Hochkulturen das ostische Element sich regelmäßig mehr in den unteren Lagen der ständischen Pyramide vorfindet. Bei den Indogermanen hat es von Anfang an nur eine rassische Minderheit gebildet.

Wenn sich somit gewisse klare Grundlinien aus der Zusammenfassung archäologischer, anthropologischer, völkerkundlicher, kultur- und klimageschichtlicher Beobachtungen herausschälen, so muß doch gerade bei dieser Überblicksskizze in Erinnerung gerufen werden, daß in Rassenfragen alle Behauptungen nur cum grano salis gelten; es muß vor einer vergröbernden Dogmatisierung ausdrücklich gewarnt und vor allem auf die in dem Überblick ab S. 189 zurückgedrängte, aber in unsrer vorhergehenden ausführlichen Darlegung stets versuchte Scheidung der sicheren und der hypothetischen Annahmen eindringlich zurückverwiesen werden.

---

12. Herren und Bauern.

Mit vollem Recht hat E. v. Eickstedt immer wieder betont, daß eine jede Rassenkunde unvollständig bleibe, solange sie nicht neben den eigentlichen Rassen in sehr erheblichem Umfang auch die Gau-, Sozial- und Volkstypen erfasse, welche die geschichtliche Entwicklung über die eigentlichen Rassen gelegt hat, so daß die Rassen jenen mehrfach und in verschiedener Richtung beschriebenen Urkunden gleichen, welche der Forscher Palimpseste nennt[1]). Palimpseste sind nicht leicht lesbar, dafür enthalten sie mehr, und wie wir schon wiederholt von jenen örtlichen Rassemischungen, die Eickstedt Gautypen genannt hat, gesprochen haben, so müssen wir nun den aus beruflicher oder ständischer Scheidung hervorgegangenen Sozialtypen eine gewisse Aufmerksamkeit schenken, um ihre Verflechtung mit den eigentlichen Rassen zu verfolgen.

Scheidungen von Beruf, Umwelt und Kultur waren es, die uns schon in Abschnitt 7 einen wichtigen Erklärungsgrund für Rassenunterschiede abgaben; insofern sind ja schon die europäiden Rassetypen in einem gewissen Grad selbst uralte Sozialtypen, die ihre ursprünglichen Besonderungsursachen in mancherlei erbfest gewordenen leiblichen Rückwirkungen überlebt haben. Ebenso nun, wie es Pflanzer- und Jäger- oder Hirtentypen gibt, so hat auch das so viel jüngere Bauerntum seinen Sozialtypus ausgebildet, der allerdings jenen primären Sozialtypen gegenüber nur noch sekundär wirkt und sich in den wenigen Jahrtausenden seiner Bildung und unter den verwickelteren Kulturverhältnissen bloß andeutungsweise durchbilden konnte. Man hat gesagt, der Bauer sei immer und überall derselbe, und wenn das auch gewiß nicht wörtlich zu nehmen ist, so dürfte doch ein zutreffender Gedanke zugrunde liegen.

Ich möchte nicht wiederholen, was kundigere Beobachter über den „Bauern an sich“ ausgesprochen haben, und ich kann den exakten Forschungen nicht vorgreifen, denen sicherlich über kurz oder lang auch die seelisch-leibliche Struktur des Bauerntums unterworfen werden wird, bevor vielleicht die alles umwälzende moderne Kultur auch diesen Typus unkenntlich gemacht hat. Unsre Aufgabe beschränkt sich hier darauf, in Kürze festzustellen, daß innerhalb der nordischen Rasse die Spaltung in Herren- und Bauerntum auch eine Gabelung in Herren- und Bauerntypus zur Folge gehabt hat, wobei jene dichten und unmerklichen Über-

---

[1]) Vgl. die oben S. 150 angeführte Abhandlung. Dazu auch E. v. Eickstedt, Betrachtungen über den Typus der Menschen, Umschau 1924, 446 ff.

gänge und Ausnahmen nicht fehlen, die nach dem zeitweiligen engen Zusammenhang von Unter- und Oberschicht gerade hier zu erwarten sind.

Die älteste Domestikation von Menschenrassen im eigentlichen Sinn, insoweit diese Bezeichnung aus domus (lat. Haus) gebildet ist, fanden wir in den Merkmalen seßhafter Lebensweise bei den Pflanzern. Die Auseinanderentwicklung von Herrentum und Bauerntum auf dem Boden der alten nordischen Bewegungsrasse nun könnte man auch an den Begriff des Hauses anschließen, indem sich das von Gesindescharen betreute Herrenhaus, die Adelsburg, von dem Stall, Scheune und engen Wohnraum verbindenden Bauernhaus scheidet. Indes das eigentlich Bezeichnende liegt in der Scheidung grober Handarbeit und Kost einerseits, sportlicher Durchbildung und zum Teil geistiger Betätigung bei weitgehender körperlicher Schonung und Enthebung von Handarbeit anderseits. Durch viele Geschlechtsfolgen fortgesetzt, mußte diese Scheidung der ungleichen Kinder Evä auch ihr Äußeres den Stand verraten lassen, wenigstens im Normalfall, der nicht durch konstitutionelle Besonderheiten beeinträchtigt ist und selbstverständlich eine längere gesellschaftliche Inzucht voraussetzt.

Nun ist die Herausbildung des Bauerntums in Europa, insbesondere bei den Indogermanen und hier wieder vor allem im Germanengebiet eine so grundlegend wichtige Erscheinung, und zugleich von der völkerkundlichen Kulturgeschichte bisher so wenig herausgearbeitet, daß wir es dem Leser wohl schuldig sind, die Überlagerung dieses neuen Gegensatzes der Herren und Bauern über den viel älteren der Hirten und Pflanzer wenigstens in den allgemeinsten Zügen darzustellen. Grundsätzlich bezeichne ich mit Bauerntum das f r e i e Bauerntum, das für Alteuropa bezeichnend ist. Wo die pflugbäuerliche Wirtschaftsform von einer v o r w i e g e n d u n f r e i e n Bevölkerung betrieben wird, dürfte diese in ihrem Gegensatz zum Herrenstand besser als landwirtschaftliches Hörigentum bezeichnet werden.

Die Kultur des Wanderhirtentums zeigt aristokratische Züge. Im Gegensatz zur demokratischen Gesellschaftsordnung der Pflanzer sind bei den Hirten die Besitzunterschiede groß und damit ergibt sich eine senkrechte Gliederung der Gesellschaft von selbst. An die verhältnismäßig geschlossene Schicht der reichen Herdenbesitzer schließen sich Besitzlose verschiedenster Herkunft dienend an. Bei der Besitzerschicht aber entstand wehrhafte Gesinnung fast schon mit der Wirtschaftsform selbst. Bewegliches Eigentum will geschützt sein; es wird nicht selten durch Waffen erworben und verloren. Hirten sind stets auf Zügen, und die Züge verlaufen nicht immer friedlich. Straßenräuberei, Streit um Weiden und Brunnen, wirtschaftliche Auswirkung von Blutrache- und sonstigen Fehden ist alltäglich. So lebt der Reisende, der Nomade auf „Safari", dem bewaffneten Marsch. Das Wort „Krieg" hängt mit „kriegen" (= erlangen) zusammen und das Wesen des Krieges ist im Kulturkreis der Hirten nahezu gleichbedeutend mit Viehraub. Sippen und größere Verbände schließen sich zusammen, um den Besitz besser verteidigen zu können; die männliche Jugend bildet Vorhut, Nachhut, Stoßtruppen;

zur Bewachung und Mehrung des Besitzes hat sie die Jahre vor ihrer Verheiratung der Gemeinschaft zu widmen. Am friedlichsten sind die Rentierhirten im menschenleeren Norden; weiter südlich steigert sich die Organisation. Bei den von starkem Familien- und Stammessinn beseelten, söhnereichen Sippen der Herdenbesitzer entwickeln sich bestimmte adlige Eigenschaften, Stolz, Entwöhnung von Handarbeit, Wehrhaftigkeit und Tapferkeit, weiträumiges und politisches Denken, Freiheitsliebe und Ehrgefühl, Fähigkeit, andere für sich arbeiten zu lassen, zu befehlen und zu organisieren. Bei semitischen und hamitischen Hirtenkriegervölkern der neuesten Zeit steht die Fortbildung des Hirtentypus in dieser Richtung noch lebendig vor uns, ausgezeichnet durch sportlich-kriegerische Leibeszucht, freies, gewandtes, herrisches Wesen, straffe Schulung der Jungmannschaft, Verachtung der Fremdstämmigen und der Handarbeiter, geringen Fleiß und wenig Ordnung im Kleinen, dafür die Kunst Beute zu machen, anzuordnen und den Besitz großzügig zu mehren, auch wohl Rauflust und überspannte Ichtriebe, Verschwendung der Kräfte an ehrgeizige Aufgaben oder an unersättliches Genießen.

Am erlebten, durchkämpften Gegensatz zu den Pflanzergruppen hat sich das Wesen des Hirtenkriegers erst recht herausgebildet. Seit Friedrich Ratzel alle Staatenbildung und Geschichtsentwicklung auf den Unterschied von Weidesteppe und Ackerland zurückführte, hat diese Sehweise sich in der weltgeschichtlichen Betrachtung immer mehr Bahn gebrochen; bei Gräbner und Schmidt-Koppers ist — nicht minder wie bei Franz Oppenheimer, dem temperamentvollen (wennschon kaum folgerichtigen) Bekämpfer der „Hypothese einer besonderen Rassenbegabung“ — dieser Gegensatz von Hirten und Pflanzern eindrucksvoll herausgearbeitet. Die Pflanzergruppen waren aus sich heraus tatsächlich nirgends imstande und auch gar nicht gewillt, größere, kräftige eigentliche Staatsverbände zu schaffen. Das ist es, was ihnen Verknechtung brachte, und, vom Standpunkt der Hirtenkrieger und Herren aus, ihre Rasse und Kultur als minderwertig der Verachtung preisgab. Die militär-politische Schulung der Hirtenkrieger sammelt deren Kräfte auf die Anwendung des „politischen Mittels“ im Gegensatz zum „wirtschaftlichen“, um mit Oppenheimer zu sprechen; die wirtschaftliche Arbeit bleibt den Unterworfenen überlassen; die Aufgabe, diese zu regieren, auszubeuten und gegen fremde Ausbeuter zu schützen, behält sich die aus dem Hirtenkriegertum durch Eroberung aufgestiegene Herrenklasse vor. Ein seelischer Unterschied, der sich zwischen der Adels- und der Unterworfenenschicht ausbildete, erwuchs großenteils aus der Neigung der ersteren, alle Dinge durch anpackende Gewalt nach dem eigenen Willen zu drehen, und aus der in notwendiger Abwehr sich ausbildenden Fähigkeit der letzteren, durch anpassendes Abwarten, stilles Bohren, kluge „Falschheit“ zum Ziel zu gelangen.

Auf dem Bewußtsein höheren Manneswertes und der Gewohnheit zu siegen und zu herrschen ruht in erster Linie die Geringschätzung, mit der alle Rassen von Hirten, Hirtenkriegern und Herren den Pflanzer-

rassen begegnen. Aber auch kultureller Vorzüge anderer Art war sich der Hirtenkreis gegenüber dem Pflanzerkreis von Anbeginn ihres Zusammenstoßes an bewußt. So einer reineren Religion und züchtigerer Frauen. Die Hirtenkultur pflegt und bewacht das natürliche Schamgefühl des weiblichen Geschlechts, die Pflanzerkultur rottet es so früh und gründlich wie möglich aus und entwürdigt außerdem die Frau stärker zum bloßen Arbeitstier, als die Hirtenkultur, welche der Hausfrau eine geachtetere, wennschon keine freie Stellung einräumt. Wie die beduinischen Israeliten, die das pflanzerische Kanaan unterjochten, ihren erhabenen Hirtengott den niedrigen Pflanzerkulten gegenüberstellten und ihre Söhne vom kanaanitischen Götzendienst ebenso zurückzuhalten suchten wie vom Buhlen mit den kanaanitischen Weibern, so oder doch ähnlich hat sich das Überlegenheitsgefühl der eurasischen Eroberer überall ausgeprägt, wo der Himmelsgott der Hirten, ihre vaterrechtliche Organisation, ihre Pflege der Tiere, ihre Behütung der Jungfräulichkeit, ihre Übung kriegerischer Eigenschaften, kurz ihre stolz behauptete Kultur zusammenstieß mit den Fruchtbarkeitskulten, dem Mutterrecht, dem Bodenbau, den Orgien, der kriegerischen Schwäche und mangelhaften politischen Organisation der Pflanzerrassen. In Indien oder in Afrika ist das nicht anders als in Vorderasien.

Nachdem sich aus dem Nebeneinander und Gegeneinander von Hirten und Pflanzern das Übereinander im Eroberungsstaat entwickelt hatte, verwischte das Zusammenleben zwar im Lauf der Zeit die Kulturgegensätze durch Angleichung und Mischung. Aber die neue ständische Schichtung verschärfte noch den Rassengegensatz, wenigstens zunächst. Die Pflanzerrassen wurden zwar aus der beschränkten, dumpfen Atmosphäre ihrer eigenen Kultur in größere Zusammenhänge, Staaten, Städte, Hochkulturen hineingezogen, jedoch standen sie in deren reicherer Staffelung eben auf der untersten Stufe, als unentbehrliche, aber unfreie Arbeitsschicht, nicht als Schöpfer oder Lenker der Einrichtungen. Aus Pflanzerrassen wurden Hörigenrassen. Bestimmte Züge der Pflanzerkultur verblaßten, so die Arbeitsscheu und die verantwortungslose Ungebundenheit des männlichen Geschlechts, der demokratische Gesichtskreis, das fast gänzliche Fehlen höherer Religionsgestaltungen. Aber es blieb den hörig Gewordenen das enge dörfliche Gesichtsfeld oder wenigstens durften sie nur um das Nahe und Kleine sich kümmern; Geisterglauben, Zauberwesen, Orgien wucherten wild weiter und die Roheit der Lebensform wurde wenigstens durch die Unterdrückung und das Ferngehaltensein von den höheren Ständen kaum verbessert. Knechtstugenden bildeten sich freilich bei den in fremde Herrschaftsordnung Eingereihten aus, wie Knechtslaster. Der Bewegungstypus der alten Hirtenrasse aber verfeinerte sich in der Lebensweise eines ersten Standes um so mehr, je stärker die Verhältnisse in Hochkulturen hinaufführten; Junkertugenden und Junkerlaster entwickelten sich in der Schicht der Herren, in welcher der weiträumige Viehzüchter zum bodensperrenden Großgrundbesitzer, der Krieger zum Ritter und Satrapen, der Scheich zum gottnahen Großkönig aufgestiegen war. In einem erweiterten und

stets auf weitere Ausdehnung zielenden Lebensraum setzte so die Frühgeschichte mit ihrem Auseinandertreten der Stände die vorgeschichtliche Spaltung der Hirten und der Pflanzer fort und verstärkte sie trotz vielfacher Verschmelzungen sogar in wesentlicher Beziehung.

Da nun aber die Geschichte der europäischen Völker sich von den hier umrissenen Verhältnissen der südlichen und östlichen Herren- und Hochkulturen in wichtigen Beziehungen unterscheidet, so haben wir jetzt die Aufgabe, dem Ursprung dieses Unterschiedes in der Jungsteinzeit nachzugehen.

Auch in Europa haben sich seit dem Ende der Eiszeit Pflanzer- und Viehzüchterkulturen gemischt; auch hier ist es zu einer intensiven Verschmelzung von Tierzucht und Bodenbau nur ganz allmählich gekommen; auch im nordischen Kulturkreis wird das vollentwickelte Bauerntum erst zu einer Zeit greifbar, wo wir zugleich schon ein Herrentum erkennen. Die Pflanzerkolonisten der frühneolithischen Campignienkultur waren noch keine Bauern. Nicht nur fehlte ihnen die Viehzucht, sondern auch der gesamte Kulturzusammenhang dieser ersten eigentlichen Bodenbauer Europas weist sie, wie Menghin gezeigt hat, in die Reihe der mutterrechtlichen Pflanzer von loser dörflicher Verfassung, ohne Herrentum, überhaupt ohne ständische Gliederung. Bald entstanden dann im jungsteinzeitlichen Europa Mischkulturen, die man vorbäuerliche nennen könnte; im Norden blieb dabei Jäger- und Fischertum wichtig und die Berührung mit den Hirten des Ostens war allem Anschein nach in den Ostseegebieten einflußreicher als die Berührung mit den südlichen Pflanzerkulturen. Der entscheidende Unterschied zwischen dem europäischen Norden, in den die Nordeurasier sich eingliederten, und dem Wirkungsraum der Südeurasier orientalischer Rasse dürfte im Folgenden liegen: die Ursemitohamiten stießen zum Teil auf altentwickelte und dichtbesiedelte Pflanzergebiete, in denen sie sich als Nutznießer niederließen, keine weitere Aufgabe übernehmend als die, hörige Arbeitsvölker zu regieren. Im europäischen Norden aber, einem noch dünnbesiedelten, wenig entwickelten Land, gab es nicht allzuviel zu beherrschen. Die Verhältnisse, in welche die semitohamitischen Hirtenkrieger kamen, erlaubten die Bildung einer breiten Adelsschicht und sie erschwerten zum Teil die Entstehung eines arteigenen freien Bauerntums. In der jüngeren Steinzeit Europas dagegen und zumal im Norden des Erdteils erlaubten die Verhältnisse zunächst wohl kaum einer nennenswerten Schicht, von eigner Handarbeit abzusehen. Die Wirtschaftsformen mischten sich; vielleicht waren ja weite Bezirke sowohl für das reine Pflanzertum wie für den reinen Großherdenbetrieb ungeeignet. In der Mitte des 3. Jahrtausends, als in den Großreichen des Ostens schon eine alte ständische Gesellschaftsordnung auf der mehr oder weniger hörigen Bodenbauerschicht lastete, hatte das Ostseegebiet noch keine Herrenkultur, keine steile Ständegliederung, aber auch keine reine Hirten- oder Pflanzergesellschaft, sondern einen vorbäuerlichen Zustand erreicht. Die Dinge entwickelten sich dort anders als im Südosten[1]).

[1]) Da die Hirtenvölker stets auch pflanzliche Nahrung brauchten, haben sie diese, ohne sie selbst zu erzeugen, von andern bezogen. Die Formen, in denen dies geschah,



Das indogermanische Bauerntum ist somit entstanden aus einer eigentümlichen Verschmelzung von Hirten- und Pflanzerkultur; allerdings ist auch hier, wie die Gesamtstruktur der indogermanischen Welt beweist, die Hirtenkultur der schöpferische und maßgebende Bestandteil gewesen. Die vollbäuerliche Kultur ist schon wirtschaftlich — abgesehen vom sonstigen — etwas ganz anderes als die Pflanzerkultur. Der viehzüchtende Mann, der den Pflug in die Hand nimmt, teilt mit der Frau die „knochenbrechende" und charakterstählende Arbeit des Feldbaus, welcher durch die kombinierte Wirtschaftsform einen noch stärkeren Fortschritt erfährt als die Viehhaltung. Die Einzelheiten der Entwicklung sind noch in Dunkel gehüllt; das Aufkommen der Rinderzucht in Europa z. B., ohne welche echtes Bauerntum nicht vorgestellt werden kann, ist noch nicht näher bestimmbar. Jedenfalls aber war Nordeuropa ausgesprochener Kolonialboden, auf welchem fast alles von außen kam, die Menschen, wie die Nutztiere und Nutzpflanzen, die sie einführten. In der Mischung der Rassen und Kulturen entstand etwas Neues, mit der Entwicklung andrer Erdräume zwar Vergleichbares, doch mit stärkerer Betonung der volksfreien bäuerlichen Lebensweise als in den südlicheren Hochkulturgebieten.

So ist denn auch das Herrentum im Norden auf andere Weise entstanden als im Orient. Es wurde nicht einfach durch Hirtenkrieger, die sich über Pflanzergebiete lagerten, begründet, sondern in der herrenmäßig gegliederten Mischkultur des von Westeuropa eindringenden Megalithvolkes an die bereits bestehenden vorbäuerlichen Mischkulturen des Nordens herangetragen. Das im Orient schon so lange vollausgebildete Herrentum begann im Norden Schule zu machen und weckte seine politischen Fähigkeiten auf. Wie wir gesehen haben, wurde durch urindogermanische Streitaxtstämme die Kraft des Nordens zum erstenmal im Stil erobernden Herrentums nach außen getragen, und es ist zwar nicht wunderbar, dennoch aber bedeutungsvoll, daß dieser kriegerische Vortrab des Nordens einerseits die Überlieferungen des vaterrechtlichen Hirtentums besonders lebendig bewahrt hat, wie wir aus der Indogermanistik wissen, anderseits aber auch die aggressive, bewegliche nordeurasische Rasse unter ihm vorwaltete, wie uns die Beinfunde und das Rassenbild der späteren Oberschichten indogermanischer Völker übereinstimmend bezeugen.

Der Abzug der Ostindogermanen geschah vielleicht bevor noch das volle Bauerntum im Norden sich ausgebildet hatte. Auch kamen die Ostindogermanen wenigstens zum Teil auf ihren Zügen durch Steppengebiete, in denen eine Rückbildung zum eigentlichen Hirtentum sich aufdrängte. Aus ihr dürfte sich teilweise erklären, daß die Arier Indiens und Irans in mancher Beziehung dem semitohamitischen Hirtenkrieger-

---

waren Gütertausch schon bei den Erntevölkern; Getreidebau der Hirten, den sie aber nicht selbst ausführen, sondern von unfreien Knechten besorgen lassen; schließlich Beherrschung von Pflanzergruppen, Oppenheimers Imkerstadium. Keiner dieser Wege führt zum freien und starken Bauerntum; seine Entstehung ist eben ein vierter Weg.



tum ähnlicher sind als ihren zunächst im Norden zurückgebliebenen Vettern, den Westindogermanen.

Bei diesen gewahren wir in der Bronzezeit die vollendete Blüte des Bauerntums. Die schwedischen Felszeichnungen zeigen den Pflug, und ihn führt nicht die Frau, sondern der Mann, der sich also wirtschaftlich betätigt. Ob der Mann ein Höriger oder ein Freier ist, verraten uns die Bilder leider nicht. Aber wenn von den Suewen berichtet wird, daß abwechselnd ein Teil kämpfe, der andere den Acker bestelle, so sieht das nicht nach Arbeit von Sklaven oder Hörigen aus, sondern nach dem Doppelberuf von freiem Bauern und gemeinem Krieger. Die Seele des Bauerntums ist Arbeit, die jede Stunde ausnützt; der bequeme Hirt kennt das nicht, der Herr und der Sklave auch nicht. Wenn später die christlichen Missionare auf Widerstand gegen die Einführung arbeitshemmender Feiertage stießen, so hatten sie es eben mit Bauernvölkern zu tun. Welcher Unterschied zwischen den mohammedanischen Arabern, die im eroberten Gebiet als müßige Garnisonen, in der Lagerfestung zwischen den zinsenden unterworfenen Arbeitsvölkern sitzen und denen ihr Stammesgesetz Bodenbestellung und Grundbesitz im Eroberungsland verbietet, — und dagegen jenen Kimbern und Teutonen, die vom römischen Senat nicht Städte und Sklaven, sondern Land und Saatgut verlangen[1]).

Indes mit Gewißheit kann man sagen, daß jedes Volk, das tätig in die Geschichte eingegriffen hat, nicht nur aus Bauern bestand. Neben ihnen mußte es einen Stand geben, der für Politik, d. h. in der Hauptsache für Krieg jenen Geist verkörperte und verbreitete, der es nach des Tacitus Wort schimpflich fand, durch Schweiß zu erwerben, was durch Blut erstritten werden konnte. Die Geschichte dieser Führerschicht im einzelnen bleibt uns verborgen; immerhin aber ergeben die frühgeschichtlichen Zustände der verschiedenen westindogermanischen Gruppen ungefähr folgendes Bild.

Es besteht nebeneinander die genossenschaftliche Gliederung, welche die Mehrheit des Volkes umfaßt, und eine herrenmäßig geordnete Minderheit; es besteht eine gewisse Spannung zwischen Genossenschaftsrecht und Herrenrecht; im Frieden wächst das erste, im Krieg und durch den Krieg das zweite. Die bäuerliche Genossenschaft strebt nach möglichster Gleichheit der Glieder.[2]) Beim Herrentum dagegen legt sich die einfache Gleichheit in eine Dreiteilung auseinander. Da ist der Herr, der nicht arbeitet, aber gebietet und anführt, die Gefolgschaft, die von ihm unterhalten wird, ihm gehorcht, Krieg führt und mit ihrem Blut Beute macht, und die Schar der Hörigen, die Schutz

[1]) Der gewaltige Unterschied von abend- und morgenländischen Eroberungszügen tritt bei Schmidt-Koppers, Oppenheimer u. a. nicht hervor. Nebenbei bemerkt, ist es ein eigentümlicher Zufall, daß die älteste germanische Völkerwanderung, die sich in der Geschichte einen Namen gemacht hat, eben die der Kimbern von demselben Jütland ausging, aus dem auch die ältesten urindogermanischen Streitaxtstämme ausgegangen waren, soweit wir bis heute zu erkennen vermögen.

[2]) Für die Germanen vgl. G. v. Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte, 2. Aufl. (1926), 27 ff.



genießen und die andern mit ihrem Schweiß ernähren. Der Bauer vereinigt in seiner Person den Herrn des Hauses und Hofes, den Mitteilhaber und Arbeiter auf Acker und Weide und den Krieger in Reih und Glied der Volksverteidigung. Der Dreiklang des Herrenrechts dagegen unterscheidet in den Personen: den Herrn der Halle, der Herden und der Länder, den Berufskrieger und den Fronknecht und verbindet alle drei zu einer Lebensgemeinschaft ungleichen Rechts. Zum Teil mag diese Funktionengliederung des Herrentums unmittelbar übererbt sein aus der Hirtenkultur, wie denn für das ältere Herrentum durchweg der private Herdenbesitz den später so viel wichtigeren privaten Grundbesitz noch überragt[1]); und zum Teil mag die Sippenverfassung der Hirtenkultur den Keim des Gefolgswesens bilden. Die Gliederung des Herrentums liegt aber in der Natur der Sache und entsteht auch in einer rein bäuerlichen Umwelt immer neu, sobald Unruhe, Gewalt, Veränderung, Politik das rein wirtschaftliche Dahinleben unterbricht und das „Kriegen" durch „Krieg" sich meldet.

Die Ansätze ständischer Gliederung, wie sie bereits in der Natur des Wanderhirtentums lagen, glauben die Archäologen jedenfalls in der späteren nordischen Steinzeit zu bemerken; wir haben gehört, daß Einzelne (etwas weitgehend) geradezu von verschiedenen Kasten sprechen[2]).

Und ebenso treten die verschiedenen indogermanischen Einzelvölker unter Verhältnissen in die Geschichte ein, welche zur Seite der auf streng gerechte und friedliche Dorfverfassung gegründete Bauernmasse einen großbesitzenden Adel mit seinem Anhang umfassen[3]). Der Adel liegt jährlich in Fehden; zur Sicherheit seines Besitzes und Bewahrung seiner Macht muß er ein Gefolge unterhalten und es beschäftigen; die Form, wie er seine aus der hörigen Arbeit gewonnenen Einkünfte anlegt, ist eben der Unterhalt der Mannschaft, die ihm neue Einkünfte erwirbt. Ein schlechter Wirtschafter, schlechter Gefolgsherr und schlechter Politiker zugleich ist der Herr, der seinen Schatz nicht umsetzt in Schwertarbeit:

Der freigeb'ge König
die Krieger begabte
mit Schwert, Helm, Armring
und Eisenbrünnen:
des Friedens Geschenk
in der Schlacht wird's gelohnt;

[1]) Dasselbe dürfte auch für die Masse der Gemeinfreien in der indogermanischen und der altgermanischen Zeit gegolten haben; auch bei ihnen überwog wohl die Viehzucht durchschnittlich noch den Getreidebau. Im übrigen sind die Versuche, die politischen Gegensätze von Herren- und Bauerntum auch in der Wirtschaftsverfassung jener Zeitalter aufzufinden, wohl nicht geglückt. Nach Mitteilungen von Franz Steinbach ist vielmehr mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Herrenland vielfach in Gemenge mit Bauernland lag, Knechtshufen sich wirtschaftlich von Freienhufen nicht unterschieden. Auf diese Fragen kann hier natürlich nicht eingegangen werden.

[2]) Oben S. 181.

[3]) Vgl., im Einzelnen etwas veraltet, aber noch immer eindrucksvoll A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen u. Slawen (1895) 2, 271 f.

der Kampf muß leisten,
was gelobt ward beim Biertrunk.

Das tote Kapital des kargen Herrn tötet ihn selbst, denn es gehört dem andern Herrn, der kriegerische Macht aus ihm zu schaffen versteht:

Ein Bettler war Hrörik
trotz herrlicher Schätze:
nur Gold er wollte,
nicht wackere Kämpen.
Mit dem Heere kam Hrolf;
da bot Hrörik ihm Gaben,
bot vor dem Tor ihm
des Beutels Goldlast,
vor die Königsburg streut' er
der Kisten Erzpracht, —
an den Feind ward vergeudet,
was am Freunde er sparte!
Den Tod gab der Fürst ihm,
verteilte die Schätze
vieltreuen Gesellen.[1])

So zwingt in der alten Herrenkultur der Besitz der Herrschaft, soll sie nicht zerrinnen, den freigebigen Herrn zum kriegerischen Umsatz der Leistungen, die er gut hat und die ihm Zinsen bringen, falls er sie nicht ungenützt liegen läßt.

Dieses System der Wikinge, die den Seehengst reiten, oder der Völkerwanderungshäuptlinge, die den Limes durchbrechen, muß in ähnlicher Weise schon den Vettern ihrer Vorväter gedient haben, welche die indogermanischen Züge nach Iran und Indien, Griechenland und Italien usw. einleiteten; denn die bäuerliche Genossenschaft hütet nur gerechtes und genügendes Auskommen der Einzelnen; Stoßkraft eignet nur der Herrschaft; nicht das Volksthing, sondern die Halle des Häuptlings und seiner Mannen ist die politische Seele des Volkes, und wo immer Volkskriege, -züge und -wanderungen die Geschichte bestimmt haben, da müssen sich herrenrechtliche, führende Minderheiten mit dem lenkbaren Verbesserungsdrang bäuerlicher Massen verschweißt haben. Das Bauerntum (der Indogermanen) hatte die staatengründende Befähigung des Hirtentums (der Semitohamiten) im wesentlichen bewahrt, aber als neue Vorzüge hinzugefügt: arbeitsame Gewöhnung des Mannes; fleißige und rationelle Erzeugung; Stärkung des Mittelbesitzes und Mittelstandes; Hebung der Frau und (wenigstens bei den Gemeinfreien) verstärkte Bedeutung der Kleinfamilie; Bodenständigkeit. Alles das bedeutete eine innere Kräftigung des Volkes. Aber außenpolitisch blieb das Wesentliche die Verbindung von Bauernkriegertum und Herrentum, wie früher die von Hirtenkriegertum und Herrentum.

Das geistige Leben pulsiert an den Herrenhöfen; dort, nicht in den Bauernschaften, die am guten alten Recht in Lebensregeln und Weistümern hangen, werden neue Pläne gefaßt; aber wirkliche Ge-

[1]) Bjarkamal, übers. von W. Ranisch bei A. Olrik, Nordisches Geistesleben (1908), 182 ff.

schichte machen können doch auch diese schöpferischen Zirkel hinwiederum nur, wenn die Gesamtheit ihnen folgt; die Stoßkraft der Halle und das Schwergewicht der Gemeinfreien müssen zusammenwirken. Weiträumig denkt nur der Adel; nur er ist es, der mit Gewalt politische, und damit auch kulturelle und sprachliche Zusammenhänge über größere Flächen fügt, erhält, vertieft, der die Auflösung der Völker in Gaubesonderungen verhindert und Gleichheit der Oberschicht über ganze, zum Wachstum neigende Staaten legt. Aber den Rahmen füllt nur die Menge der freien Gemeinen aus; der selbständige Freisasse, der trotzig und selbstbewußt auf seiner Hufe sitzt, dieses Herrentum im Kleinen, das noch wehrhaft ist, die an den Pflug gelegte Herrenhand, die, wenn es not tut, ebenso gern das Schwert zu führen weiß, das ist das Sondergut indogermanischer Eroberer, das sie von dem Hirtenkriegertum der Semitohamiten unterscheidet. In diesem Besitztum, in dieser eigentümlichen Verbindung und Spannung zwischen Herrentum und bäuerlicher Genossenschaft, wodurch die Versuchung zu Paschawirtschaft vorerst ausgeschaltet wird, wirkte die besondere Lebenskraft der indogermanischen Wanderungen; soviel weniger glänzend sich auch die Anfänge des geschichtlichen Europas ausnahmen, als die der orientalischen Hochkulturen, in den geschilderten Verhältnissen lag die Anwartschaft dieses kleinen Erdteils auf die spätere Führung der Welt[1]). Es gab nicht nur Herren und Knechte; der Mittelstand, der zahlenmäßig überwog und mit der Oberschicht eng zusammenhing, den adligen Offizieren, um ein modernes Gleichnis zu gebrauchen, die Unteroffiziersschicht der Dienstmannen stellte und im Fall des Volksaufgebots als Gemeine die Kadres füllte, er hatte sogar die Möglichkeit des Aufstiegs in die Oberschicht, wovon noch zu sprechen sein wird. Hier war die Grundlage eines dauerfähigen Volkstums, dem die herrschenden Sippen und die beamtenartigen Gefolgschaften den territorialen Rahmen absteckten und seine Erweiterungen wiesen[2]). Mag die Ausbildung kernhaften Bauernkriegertums mit den besonderen Lebensbedingungen des Nordens in der Steinzeit oder mit besonderen Anlagen der dort verschmelzenden Rassen zusammenhängen, in jedem Fall wurzelte die Überlegenheit der aus dem Norden ausströmenden Völker in ihrem Volksadel, den „Adelbauern", wie man die angestammten Freisassen bei den Nordgermanen nannte, die in dichten Übergängen an die Schicht des Adels heran und in sie hineinragten.

Die geschilderten Zustände sind auch ein Hauptgrund für die Überlegenheit der West- und Nordgermanen über sämtliche ältere indogermanischen Staatsgründungen, die schließlich doch auch nicht anders wie die semitohamitischen Reiche an volklicher Schwindsucht starben

[1]) Für all das bietet das Nordgermanentum der Wikingerzeit die letzte und quellenmäßig am besten faßbare Erscheinungsform der indogermanischen Frühzeit, eine für das Große und Ganze zutreffende Beispielreihe, die von A. Olrik a. a. O. ausgezeichnet gehoben ist. Vgl. auch G. Neckel, Altgermanische Kultur (1925), z. B. 32 f.

[2]) Besitzungleichheit unter Bauern allein würde weder zum Ständestaat, noch zum Großstaat führen, wo Herrentum fehlt. Die verschiedene Entwicklung des Bauernlandes Norwegen und des Adelslandes Schweden mag dies veranschaulichen.

und nach klassischer Blüte einem Rauch gleich vergingen. Denn überall, wo die erobernden Völker sich über andere, unterworfene Völker legten, wo also auch der Gemeinfreie in der Regel zum Herrn aufstieg oder aber in der unfreien Masse der Unterworfenen versank, da ging jene Kernsubstanz des Volkstums früher oder später verloren, die immer wieder die Oberschicht aus sich heraus erneuert, das bodenständige, freie Bauerntum genossenschaftlichen Rechts. Nur die West- und



Abb. 369. Dalarne. Aufn. Sammlung Schenström, Saltsjöbaden.

Nordgermanen, die teils auf dem alten Grund der Väter blieben, teils die Grenzen bedächtig und organisch vorschoben und nicht nur als dünner Herrenschleier Fremdvölker überlagerten, nur sie konnten mit den Vorzügen des Herrentums auch die der freien Handarbeit dauernd verbinden. Bei Semitohamiten, Ostindogermanen, Ostgermanen, Turkvölkern und in immerhin vergleichbarer Art auch bei Römern und Griechen sog das Herrentum die Kraft der unteren wie der oberen Schichten aus, sobald Handarbeit verachtet und der Mittelstand zerrieben wurde. Sobald hier Kriege den Staat nicht mehr nährten, folgte sein Verfall; nur im fortwährenden Zufluß neuer Rajahvölker, zinsender Klassen, abhängiger „Bundesgenossen“ oder frischeroberter „Provinzen“ blühte der Staat; auf sich selbst angewiesen mußte er

sich aufzehren bzw. frischeren Völkern Platz machen. Im Vergleich mit dem in reiche, zum Teil schon städtische Kulturen vorstoßenden Herrentum der anderen Eroberer behielt die germanische Menschheit an Nord- und Ostsee weniger Herrenklasse und mehr Volkskern, weniger hörige Unterschicht und mehr adelsfähige Mittelschicht. Man vergleiche zwei Pole in der Auseinanderentwicklung alter eurasischer Bewegungsrasse, in Abb. 369 und 370.

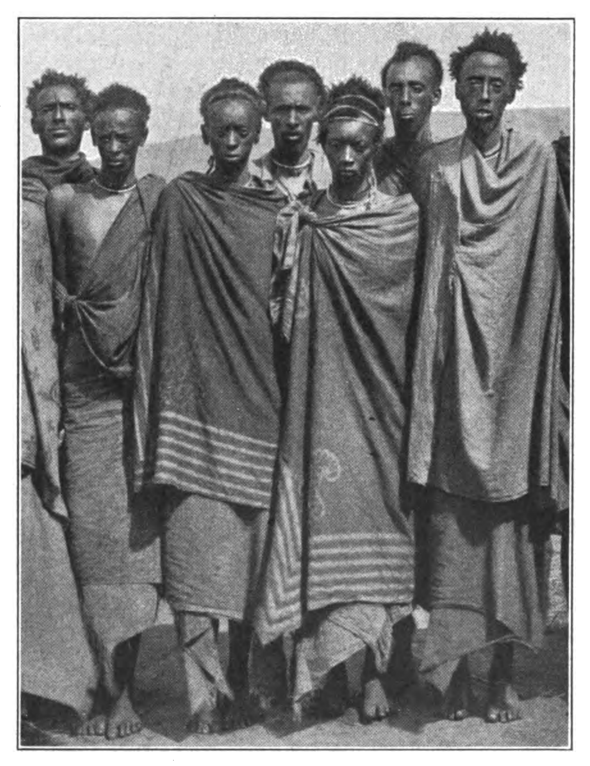


Abb. 370. Wahimamänner. (Deutschostafrika.) Nach Eickstedt, Archiv für Rassenbilder. V, Weiß.

Hier stämmig wurzelndes, mit dalischem Blut untermischtes nordeurasisches Bauerntum mit Anlage zu Herrentum, aber gegen seine Gefahren gefeit durch den uralten Dienst an der Scholle, und somit ein Rohstoff germanischen Führerberufs, ein unerschöpflicher Jungbrunnen für eine schöpferische Oberschicht.

Und dort überzüchtetes, mit Negerblut vermischtes Hirtenkriegertum, das den Gegensatz überschlanker Herrenrasse zu den plumpen Pflanzerrassen starr bewahrt hat (Abb. 337/338), ohne die Grundlage höherer Kultur in einem Bauerntum der Adelsrasse selber zu finden. Welch andere Welt hat sich jenes hand- und geistarbeitende nordische

Menschentum aufgebaut als dieser oberflächliche Südeurasier, der mit der Spazierlanze als Gentleman unter pflanzerischen Tributvölkern einherstolziert.

Die hier beispielhaft vorgeführte Gegenüberstellung kann uns freilich nur mit der Einschränkung dienen, daß in beiden Fällen geschichtliche Entwicklungen das Heute von dem Einst immerhin weit abgerückt haben; weder sind die versackten Hamiten des jetzigen Ostafrikas den heldenhaften Semitohamiten gleichzusetzen, welche einst die frühesten Hochkulturen der Menschheit mitschufen, noch darf das heutige Bauerntum germanischer Länder einfach jenem kriegerisch stolzen Freisassentum der Frühzeit gleichgesetzt werden, von dem noch das Hawamal der Edda mitten in der spießbürgerlichen Bauernmoral seines Zeitalters Kunde gibt, wenn es die halb herrenmäßige Gewöhnung auch des Gemeinfreien in Sprüchen niederlegt wie etwa den folgenden:

„Eigen Haus, ob eng, geht vor,
Daheim bist du Herr.
Das Herz blutet jedem, der erbitten muß
Sein Mahl alle Mittag.

Von seinen Waffen weiche niemand
Einen Schritt im freien Feld:
Niemand weiß unterwegs, wie bald
Er seines Speers bedarf.

Freunde sollen mit Waffen und Gewändern sich erfreun . .

Früh aufstehen soll, wer den andern sinnt
Um Haupt und Habe zu bringen:
Dem schlummernden Wolf glückt selten ein Fang,
Noch schlafendem Mann ein Sieg.

Rein und gesättigt reit zur Versammlung,
Um schönes Kleid unbekümmert.
Der Schuh und der Hosen schäme sich niemand,
Noch des Hengstes, hat er nicht guten.

Feuer ist das Beste den Erdgebor'nen,
Und der Sonne Schein,
Heiler Leib, wer ihn behalten kann,
Ohne daß er ehrlos wird.

Der Besitz stirbt, es sterben die Freunde,
Endlich stirbt man selbst;
Doch nimmer mag ihm der Nachruhm sterben,
Welcher sich guten gewann.

Der unweise Mann meint ewig zu leben,
Wenn er vor Gefechten flieht.
Das Alter gönnt ihm doch endlich nicht Frieden,
Obwohl der Speer ihn spart." (Simrock-Neckel.)

Hier lebt noch unter dem kleinen Mann der Geist des frühgeschichtlichen Bauernkriegertums, das „strenge Ehrgefühl", die „trotzige Selbständigkeit" (Olrik), der „Freiheitsstolz und Freiheitsanspruch des

Adelbauern, der keine Gewalt über sich dulden will, der in größerem oder kleinerem Maßstab allemal ein Besitzender und ein Herrschender war". (Neckel). Dieses Unabhängigkeitsgefühl des genossenschaftlichen

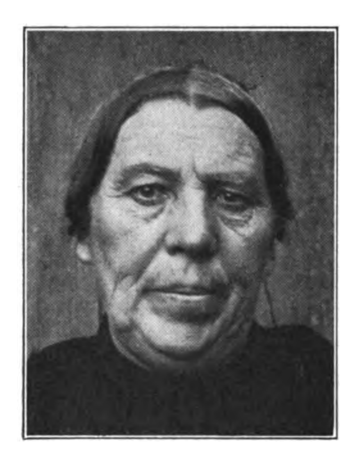




Abb. 371. Abb. 372.
Osthessen. Kirchenälteste eines Marktfleckens. Sozialtypus auf nordisch-dalischer Grundlage. Eigene Aufn.



Abb. 373. Nordschleswig. Fischer. Nordisch (-ostisch). Sozial- und Konstitutionstypus. Gautypisch verwandt mit Abb. 375 (nicht konstitutionell!). Eigene Aufn.



Abb. 374. Thüringen. Handwerker. (= Abb. 283.) Nordisch(-dalisch). Konstitutionstypus. Aufn. Röse.

freien Mannes konnte sich aber im Lauf der Geschichte nicht erhalten. Ähnliche Umstände, welche zur Zermürbung und Auflösung des altrömischen Bauerntums, zur Herabdrückung des altarischen „Volks"

(der Waischyaschicht) usw. geführt haben, wirkten auch im Germanengebiet des Mittelalters, indem das Herrenrecht mehr und mehr das Genossenschaftsrecht brach, die zerrüttenden Fernkriege den gemeinen Mann zum Teil gern seine Freiheit aufgeben ließen usw., so daß sich ein um Waffen, Selbstbestimmung und Ehre gekommener Nährstand breithin von dem nun allein als Berufskriegertum freien und ehrenvollen Wehrstand schied.

Im Anfang dieser Entwicklung war der Gemeinfreie noch durch einen gemeinsamen Gegensatz zu der unfreien Knechtsschicht mit dem Adligen und seinem Anhang verbunden. Am Ende der Kurve aber

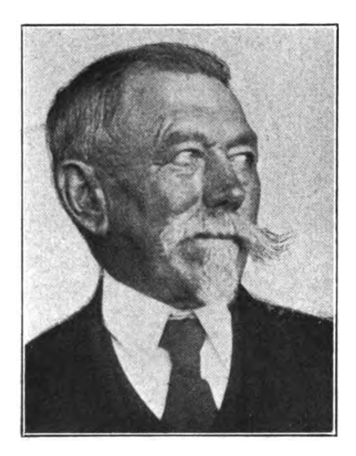


Abb. 375. Nordschleswig. Fischer. Konstitutionstypus auf wesentlich nordischer Grundlage. Eigene Aufn.

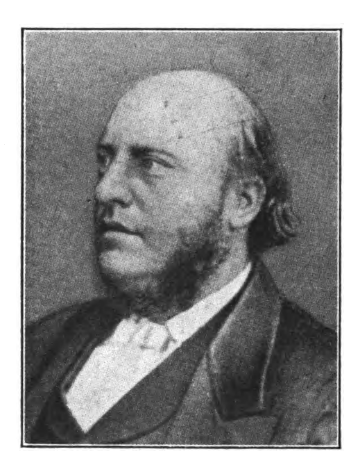


Abb. 376. England. Aus den höheren Ständen. Konstitutionstypus auf wesentlich nordischer Grundlage. Nach Ripley.

trennte eine ziemlich breite Kluft den „höfischen" Nobilis vom „körperlichen" Rusticus, dessen über die Achsel angesehener Stand die Nachkommen einstiger freistolzer Volksgenossen und die alte Knechtsschicht gleichförmig umschloß. So lebte zeitweilig in den hörigen Hintersassen des germanischen Abendlandes vom alten Bauernkrieger- und Kleinherrengeist weniger fort als etwa bei fleißigen und armen kabylischen Bauern, welche, das Joch des Sultans und die Verlockungen der Herrenkultur ablehnend, in altem Berberstolz das Genossenschaftsrecht ihres Stammes kräftig mit der Waffe behauptet haben. Indes die abendländische Entwicklung ging doch nicht eindeutig in der Richtung, das Bauerntum hinabzudrücken. Die geschichtlichen Querschnitte zeigen eine wechselnde Stärke der freien Mittelschicht zwischen Herren und Knechten. Die gesellschaftliche Lage und mit ihr der seelische Spiegel, hob und senkte sich, festigte oder lockerte den Zusammenhang des bäuerlichen Mittelstandes mit der Oberschicht. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war jedenfalls in den meisten germanischen Gebieten der

freie Bauernstand in allen seinen Abschattungen vom reichen Land- eigner bis zum Kleinhäusler — wieder oder noch — die Kernsubstanz des Volkstums, der Rohstoff des Volksheeres, der Jungbrunnen der



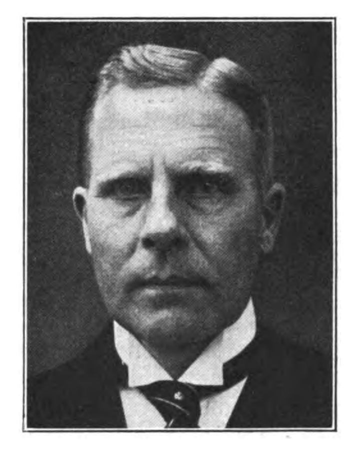


Abb. 377. Abb. 378.
Norddeutscher Adel. Nordisch-dalisch. Eigene Aufn.



Abb. 379. Schwedischer Adel. Wesentlich nordisch. Nach Lundborg, Svenska Folktyper.

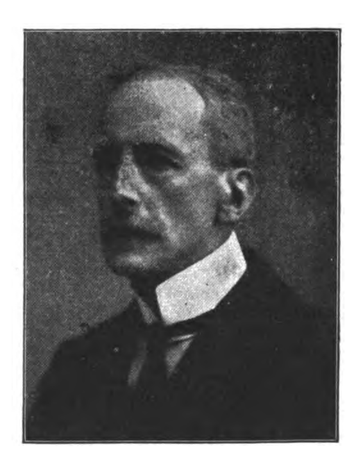


Abb. 380. Süddeutscher Adel. Nordisch-dalisch. Nach Kaup, Süddeutsches Germanentum.

oberen Stände, die eigentliche Grundlage der europäischen Kultur und ihres Vorsprungs in der Welt. Die seitdem immer stürmischer herein- brechende Industrialisierung und Verstädterung breiter Massen ist noch zu jung, um den Beweis liefern zu können, daß sie eine auch nur annähernd ebenso dauerhafte und gesunde Grundlage des Volks- tums und seiner Kraft bieten wird, woran man zweifeln darf.

So gilt also bis in die Gegenwart herein, daß die Eigenart und Stärke der germanischen Völker ohne ihr Bauerntum nicht denkbar wäre. Kehren wir nun zum Rassengesichtspunkt zurück, so ist das besondere Kennzeichen des Germanentums, daß hier eine viel breitere Masse nordisch-dalischen Blutes das Bauerntum wie das Herrentum erfüllte als anderswo. Dieses Mehr hat sich durch alle Schwankungen der gesellschaftlichen Gliederung hindurch erhalten. Hierbei hat sich nun der sozialtypische Unterschied von Herren- und Bauerntum bipolar über die nordische Rasse gelegt. Eine fortschreitende Domestikation im Sinn der Verfeinerung bildet den Herrenpol, eine Verfestigung der Merkmale harter bäuerlicher Arbeit den Gegenpol der sozialtypischen Auseinanderentwicklung. Wir finden, daß der heutige dalische Schlag ländlicher Erhaltungsgebiete von derberem Knochenbau ist als die eiszeitliche Wildform der als Jäger schweifenden Ahnen. Der Herren- wie der Bauerntypus, beide sind neuere Bildungen, welche den alten Rassentypus überschneiden, bei Nordischen wie bei Dalischen. Der grobe bäuerliche Schlag (Abb. 371/372) stellt sich dem feinen Schlag der Oberschicht (z. B. Abb. 170/172) gegenüber, und ist auch von schwerem Körperbau, der mehr konstitutionell bedingt scheint, wohl noch unterscheidbar (Abb. 376). Freilich wie die Familien steigen und sinken und sich mischen, und wie der konstitutionelle Faktor auch im Sinn der Verfeinerung die gesellschaftlichen Grenzen verwischt (Abb. 374), wie dann schließlich die Rassenmischung das Allermeiste überdeckt und schwerer lesbar macht, so bleibt die Sozialtypik höchst unvollkommen, solange sie neben dem einfach Leiblichen nicht auch die Bewegungen, den Ausdruck, das Seelische mitumfaßt[1]).

---

[1]) Da in andern Abschnitten dieses Buches ausführlich davon die Rede ist, bedarf es hier keiner näheren Ausführung des Tatbestandes, daß der germanische Adelstypus auf dem feinen, schmalgesichtigen, zartgliedrigen nordeurasischen Schlag beruht, ihn aber vielfach durch einen dalischen Einschlag ins Kantige und Härtere abgewandelt zeigt (Abb. 377/380). Diese Umstilisierung der eurasischen Elliptik ins Rechteckige dürfte für das männliche Geschlecht schon früh als Vorzug gegolten und dieser somit auf Auslese und Bewahrung „rassiger“ dalisch-nordischer Mischzüge hingewirkt haben.

13. Die Adelsrasse und ihr Gegensatz.

Trotz dem Auseinandertreten der nordischen Rasse in Herren und Bauern ist sie die Adelsrasse im eigentlichen Sinn geblieben. Denn nicht nur sind die Pole der Verfeinerung und Vergröberung Grenzbegriffe, zwischen denen die Wirklichkeit in mannigfachen Übergängen und Mischungen hin und her spielt; nicht nur gibt es einen Volksadel nordischer Rasse, der auch unter den ungünstigsten Lebensverhältnissen etwas Freies bewahrt und niemals „gewöhnlich" aussieht[1]), sondern es lebt vor allem eben auch eine Rasse, die gegensätzlich zu der nordischen auch innerhalb des Bauerntums wirkt. Nicht um die dalische oder dinarische Rasse handelt es sich hier. Die drei ältesten Herrenvölker Nordmitteleuropas, die wir kennen lernten, waren das stark dalhaltige Megalithvolk, die vorwiegend nordischen Indogermanen und das taurisch bestimmte Kupferdolchvolk: dem entspricht es, daß dalische wie dinarische Formen vom allgemeinen Empfinden nicht in schroffen Gegensatz zu den nordischen gestellt werden. Nicht der Kopfindex wird vom landläufigen Urteil gemessen; die blonden, langgesichtigen hochgewachsenen Kurzschädel gelten solange für „nordisch", bis eine anthropologische Doktrin gewaltsam das Gegenteil beweist. Nicht die Niedergesichtigkeit der Dalen oder die Hakennase der Dinarier, wenn schon etwas fremdartige Züge, bedingen ein abschätziges Urteil; dies wendet sich, wie wir sehen werden, vielmehr gegen die untersetzte, dunkle Rasse, die Dunkelostischen und die Vorderasiaten zuvörderst, sodann gegen die Hellostischen und etwa noch die Mittelländischen im Germanengebiet. Der Hauptgegensatz ist für das landläufige Urteil der zwischen schlank-hell und gedrungen-dunkel; darin muß etwas liegen, was alte geschichtliche und ständische Erlebnisse und Gefühle bewußt und unbewußt festhält.

Es mag auch hier wieder, obschon mehr symbolisch, eigene Beobachtung an lebendem Volkstum den Anfang bilden. Betrachten wir ein paar Köpfe aus einer Gruppe, in welcher Dalisches sich reichlich mit Ostbaltischem verschmolzen hat, und vergleichen wir solche Typen (Abb. 381/391) mit dalisch-nordischen (Abb. 246 ff.). Wie verschieden ist der körperliche Eindruck!

---

[1]) Außer den in unsrem Buch gebotenen Beispielen braucht man nur etwa Lundborgs „Svenska Folktyper" durchblättern, um allenthalben nordische Arbeiter oder Kätnerstöchter zu finden, denen man ebensogut in Herrentracht begegnen könnte; so etwa das von Reche für „Nordische Rasse" in Reall. d. Vorg. 5, Tafel 113 b wiedergegebene Mädchen.



Auch im Seelischen fallen Unterschiede auf. In einem Fischerdorf, wo nordische, dalische und hellostische Rasse durch lange Inzucht aufs stärkste ineinander gemischt, der ostische Einschuß aber so stark

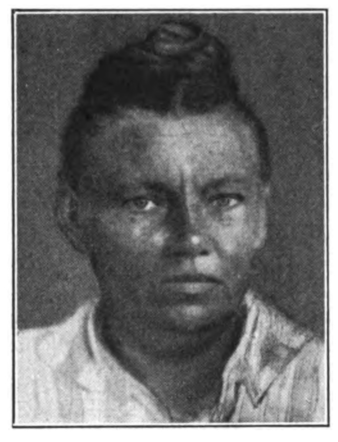




Abb. 381. Abb. 382.
Nordschleswig. Wesentlich hellostisch. Eigene Aufn.





Abb. 383. Abb. 384.
Nordschleswig. Hellostisch-dalisch. Eigene Aufn.

ist, daß er sogar, wie es scheint, im Blutgruppenindex sich bemerkbar macht, heben sich bei äußerlich gleichem gesellschaftlichem Rang die nordisch-dalischen Typen nicht gerade selten durch eine gewisse Führerstellung aus der mehr ostbaltischen Bevölkerung heraus (vgl. oben Abb. 261/269, 315/316).

Diese kleine Beobachtung, die wohl mancher, der in geeigneten Mischgebieten Studien gemacht hat, bestätigen wird, scheint heutige

Zustände mit längstvergangenen zu verknüpfen. Wir erinnern uns, daß ostische Rasse, soviel bekannt, im Herausbildungsraum der Indogermanen niemals Hauptbestandteil einer Herrenschicht gewesen ist.

Klima, Lebensweise und Kulturart haben, wie wir früher sahen, einen Teil der Rasseverschiedenheiten zwischen Nordischen und Ostischen wohl begründen helfen; aber der Umstand, daß diese zu Beginn der Jungsteinzeit vielleicht überwiegend zu Pflanzerkulturen gehört haben, bestimmt die Stellung der Ostischen in den geschichtlichen Zeiten nicht so stark, wie der (freilich mit den älteren Zuständen wohl genetisch zusammenhängende) Umstand, daß ihr Typus in den letzten Jahrtausenden in keiner Oberschicht herrschend wurde. Wenn noch heute, von den einen behauptet, von den anderen bestritten, auch seelische Ungleichheiten zwischen diesen beiden europäiden Rassen bestehen, und wenn sie jedenfalls unbestreitbar landläufig verschiedener Einschätzung begegnen: hier gelangen wir nun an die geschichtliche Wurzel dieser Wertung: Unterschiede, die sich in alter Zeit ein tiefes Bett gruben und durch ungezählte Geschlechtsfolgen strömten, hinterließen einen Graben, der auch heute noch, obschon verfallend, erkennbar ist.



Abb. 384 a. Nordschleswig. Hellostisch-dalisch. Eigene Aufn.

Die zu Beginn der Jungsteinzeit ins Ostseegebiet vordringende Hirtenkultur hat uns so verwischte Spuren hinterlassen, daß wir die vertikale Ständegliederung, zu welcher Hirtenkultur neigt, nicht ablesen können. Aber da in der indogermanischen Kultur das Erbe der Hirtenkultur vorherrscht, müssen wir zum mindesten mit der Möglichkeit rechnen, daß auch die ständischen Unterschiede im nordischen Kulturkreis viel weiter zurückreichen als bis in die Megalithkultur, wo, wie wir sahen, einzelne Forscher geradezu von „kastenmäßiger" Ständescheidung sprechen, und zwar in dem Sinn, daß die Kurzschädel der Unterschicht angehörten. Bei den ältesten indogermanischen Gruppen aber, die wir zu erkennen vermögen, genießt die nordische Rasse die gesellschaftliche Vorzugsstellung; in einem Zeitalter, wo der Krieger alles galt und die ständische Wertung bestimmte, war nordisches Blut, und neben ihm dalisches und dinarisches an der Spitze. Gewiß hat gemeinsame Hochkultur die europäiden Rassen mehr und mehr verbunden; schon die erobernden Kriegerstämme haben alle Bevölkerungsgruppen zusammengefaßt und die verschiedenen Rassen in ein Volk verschmolzen; Bauerntum hat die einstigen Pflanzer- und Bewegungsrassen in eine gleichförmige Lebensart eingesponnen; aber ein Unterschied blieb: die Nordischen waren bäuerlich, aber zugleich herrisch, die Ostischen bäuerlich, aber zugleich knechtisch. Freilich sank auch nordische Rasse in die Unterschicht, schon darum, weil innere Kriege seit Beginn des Herren-

tums aus Kriegsgefangenen Knechte machten und auch im Würfelspiel mancher seine Freiheit einsetzte. Aber als die indogermanischen Völker ins Licht der Geschichte traten, da hatte sich doch das grundsätzliche Vor-



Abb. 385.



Abb. 386.

Nordschleswig. Hellostisch mit dalischem Einschlag. Eigene Aufn.



Abb. 387.



Abb. 388.

Nordschleswig. Hellostisch wohl mit dalisch-nordischem Einschlag. Eigene Aufn.

walten von nordischer Rasse in der Oberschicht klar erhalten. Wir müssen es dahingestellt lassen, ob das nahezu völlige Verschwinden der Kurzschädel in den Gräbern der germanischen Eisenzeit ihr damaliges Fernbleiben von der Herrenschicht beweist[1]). Jedenfalls aber behielten

[1]) Besonders die Verhältnisse in Dänemark legen die Vermutung nahe, daß es sich bei diesem Befund nicht um ein wirkliches Aussterben der Ostischen handelt, sondern nur um ihr Fehlen in den uns allein erhaltenen aristokratischen Bestattungen. Denn, wenn in der dänischen Steinzeit 26% Kurzschädel, in der Neuzeit 33% gezählt werden,

die siegreichen und herrschenden Sippen die Macht möglichst lang in der Hand und ergänzten den Adel aus möglichst verwandten Gruppen. Ist doch im allgemeinen nicht zwingende wirtschaftliche Not der Be-



Abb. 389. Sohn von Abb. 385/388. Eigene Aufn.



Abb. 390. Tochter von Abb. 385/388. „Slawischer" Typus. Eigene Aufn.

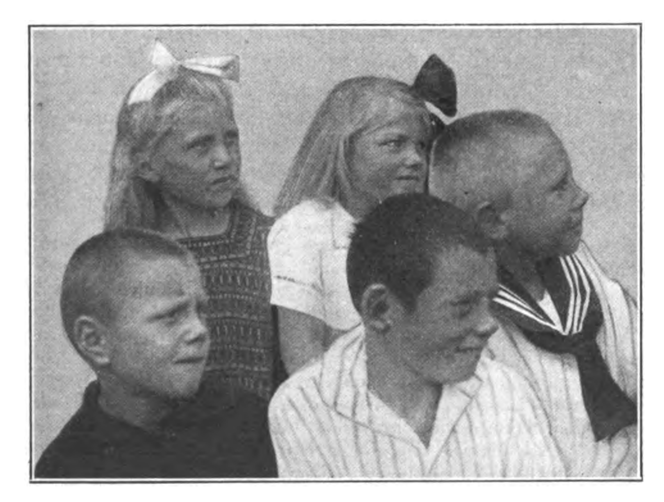


Abb. 391. Nordschleswig. Ostisch-dalisch (Langschädel!). Eigene Aufn.

weggrund der Wanderungen und Staatengründungen der Hirten- oder Bauernkriegerstämme; nur das Bessere, Besitzerweiterung und Herrschaft, ist hier des guten Zuhausebleibens Feind; sie wandern nicht, um sich friedlich zu mischen, sondern um sich über unterworfene Länder zu

---

dazwischen in der Eisenzeit aber nur 3%, so spricht das mehr für die Oberklassentheorie als für die Aussterbetheorie. Vgl. C. M. Fürst, Zur Kraniologie der schwedischen Steinzeit, Sv. Vetensk. Akad. Handl. NF. 49 (1912), 43 ff.

lagern, sie mit ihresgleichen zu teilen und fest zu behaupten. Nordischer Herrenstand blieb Trumpf durch viele Jahrhunderte.

Mit dem Rassenbild der Eroberer, die kamen und gingen oder auch blieben, verknüpfte sich eine bestimmte gesellschaftliche Haltung, die jedenfalls zum Teil auch ein Standesethos war. Das berufliche Wunschbild des Herrentums war und ist immer: der Held. Schon als die nordischen Eroberer der späteren Steinzeit sich ihre Straßen nach Südosten bahnten, welche durch Höhenfestungen im Gebiet der Unterworfenen bezeichnet werden, da war es nicht Überlegenheit der Zahl oder andere Gunst der Umstände, sondern lediglich überlegene Leistung Mann gegen Mann im Feld, was die Indogermanen unwiderstehlich machte. Je kleiner die Schar der Eroberer und Beherrscher war, verglichen mit der Zahl der Objekte ihrer Reichsgründungen, desto straffer war ihr Heldensinn, ihr Zusammenschluß, ihr Selbstgefühl, ihr Stammes- und Rassenbewußtsein [1]).

So wurde auch der einzelne Mann nur durch kriegerische Tüchtigkeit aus der Masse gehoben. Das Wunschbild des Helden, das Standesethos des Herrentums enthält aber notwendig eine bestimmte Form der sittlichen Autonomie, deren annähernde Verwirklichung der Herrenschicht nicht nur die tatsächliche Macht, sondern auch die beinahe religiöse Überzeugung einer bevorzugten Berufung, einer Weltsendung gab. In der Halle des Herrn, in der engverbrüderten Schicksalsgemeinschaft der Sippen und Gefolgschaften, in der genossenschaftlichen Selbsterziehung des Kriegerstandes, in seinen Überlieferungen und Gesängen wurde dieser Geist der Adelsklasse (und ihrer bevorzugten Rasse) genährt. Die Heldenlieder der frühen Indogermanen sind verklungen, wir werden sie nie mehr hören. Aber wir haben Grund anzunehmen, daß sie sich von den Anschauungen etwa ihrer germanischen Nachfahren

[1]) Für das zahlenmäßige Verhältnis von Herren und Unterworfenen bietet noch das letzte von Hirten gegründete Imperium, die Unterwerfung Chinas durch die Mandschu im 17. Jahrhundert n. Chr. eindrucksvolle Aufschlüsse. „Ein plötzlich aus dem Dunkel auftauchendes winziges Jäger- und Hirtenvolk tungusischer Herkunft hat das riesige Reich der Mitte binnen kurzer Zeit überrannt und den vielen Millionen Chinesen das Joch einer Fremdherrschaft aufzwingen können... Die Mandschu sind kein homogener Volksstamm gewesen, sondern eine von zwei tatkräftigen Herrschern aus drei heterogenen Elementen zusammengeschweißte Nation. Der Urzelle eines aus fünf winzigen Dschurdschenstämmen bestehenden Stammesverbandes sind im Lauf von rund sechzig Jahren die übrigen Dschurdschenreste sowie in immer größerem Umfange mongolische und chinesische Überläufer und Kriegsgefangene angeschlossen worden, bis die Mandschunation der „Bannerleute" oder Mandschu im weiteren Sinne zustandegekommen war. Sämtliche Angehörige der Nation waren militärisch organisiert in einer Wehrverfassung von acht verschiedenfarbigen Bannern, von denen jedes in ein mandschurisches, mongolisches und chinesisches Korps zerfiel. Dem mandschurischen Bannerdrittel oder den Mandschu im engeren Sinne standen von vornherein zwei fremde Drittel gegenüber, die dauernd Zuwachs erhielten, während der mandschurische Nachschub nach der Auffaugung aller Dschurdschensplitter ausblieb." E. Hauer im Vorwort der von ihm übersetzten Huang-Ts'ing K'ai-Kuo Fang-Lüeh (1926), V. XXII. Diese Entstehungsweise erklärt einerseits, wie das große Kulturreich militärisch-politisch von einer Handvoll Barbaren und diese umgekehrt kulturell vom Chinesentum aufgesaugt wurden. Typisch für solche wechselseitige Durchdringung war im Abendland zuletzt die germanische Völkerwanderung.

im Grundsätzlichen kaum unterschieden. Hier erleben wir die schwere Erprobung, die Selbstbemeisterung des Helden, welche allein dem Adel seine Würde gab.

„Großem Wort
muß die Großtat folgen . .
nur Häuptlingssöhne
halten jetzt stand.“ (Bjarkamal, übers. W. Ranisch.)

Wenn etwa der alternde Gefolgsmann der Wikingerzeit seinen jungen Herrn, den verweichlichten König, mit Schmähreden bis aufs Blut reizen und vor versammelter Halle zur gräßlichen Blutrache, der sich die milder gewordene Zeit gern entziehen möchte, durch Aufruf des rauhen Vätergesetzes förmlich zwingen darf, dann ist es nur die Selbstzucht der heldischen Herrenkultur, welche ihm das Recht und den Erfolg bei solch düstrer Pflichtausübung geben:

„Wir Edlinge waren
elf an der Zahl,
da dem Haki gesellt
wir den Seehengst ritten . .
Mit geräucherter Keule
und Rinden Brotes
den Hunger wir stillten
auf hoher See . .
Der Ruderknecht biß
in den Reif seines Barts,
nicht schlürfte der durst'ge
Schalen voll Rahms . .
Nicht Schalen noch Becher
schmückten die Tafel,
noch füllten die Humpen
höfische Pagen . . .

Wer nahm da Wergeld
von des Verwandten Mörder?
wer führt' in der Geldkatz
den Vater heim?
wann wollte ehmals
der Erbe und Rächer
mit des Vaters Töter
zu Tische gehn? . .

Nicht weich ist das Wams
auf dem Wikingerzug,
kurz nur die Ruh',
der Kampf währt immer.
Andre prangen
in prächtigen Kleidern!
zügeln die Rosse
und ringeln ihr Haar!
reden vor den Richtern
und rechten um Gut,
quälen die Schwachen
und schäd'gen durch Wucher,
gierig zum Gastmahl
und Gaumenkitzel;
ersehnen eine Dirne
wie die Sichel das Gras . . .

Ich, der mit dem Schwerte
erschüttert das Weltrund,
frei kann ich fahren
zum fernen Licht(=Walhall).
(Ingjaldslied, übers. W. Ranisch.)

Das ist der Geist, der die nordische Rasse zur Adelsrasse erhob. Aber wir wollen ein Gegenstück aus dem Hirtenkriegertum der südeurasischen Rasse hören. So spricht der vorislamische Beduine Schanfara vom Stamm der Azd im südarabischen Hochland, der als Ausgestoßner ein raubtierhaftes Leben führen muß:

„Ich bin kein schlapper Hirt, der stets an Durstesqualen leidet, . .
Ich bin kein Trottel, feig und feist, der stets hat zu beraten
Bei seinem Weibe weilend meist noch ungetane Taten . .,
Kein Zaud'rer, der den Hof umschleicht, am Minnespiel sich labend,
Kein Plaud'rer, der sich Salben streicht am Morgen und am Abend, . .
Den Wunsch ertötend und als Mann Wegzehrung lang entbehrend
Üb' ich des Willens festen Bann, selbst dem Gedanken wehrend:
Viel lieber mag der Erde Staub zum Hungermahl mir dienen,
Als daß ein andrer schaut herab auf mich mit Gönnermienen! . .
Bald hab' ich Mangel, bald genug. Wer Reichtum will erwerben,
Der wage fernen Beutezug, gerüstet zum Verderben.
Nicht hat die Armut meinen Trotz, den männlichen, gebeuget,
Noch reichlich Gut je Übermut und Wahn bei mir erzeuget. . .
Heißhunger war mein Fahrtgesell und fröstelnd Unbehagen,
Erschoß den Vater manchem Kind, und manchem Weib den Gatten . .
Erhebt erwachend sich der Wind um mich beim wilden Reiten,
Umflattert wirres Haargelock mein Haupt zu beiden Seiten,
Das, nicht von Salbenduft verschönt, der Pflege missen mußte . .
Ich drang in der Zerklüftung Reich, vom Sturmlied wild umklungen,
Zu Kuppen, Schildesbuckeln gleich, wohin kein Mensch gedrungen . ."
(Lamijat al' Arab, übers. G. Jacob.)

Dieser Geist altarabischer Wüstenhelden, durch Mohammed aus der Vereinzelung gerissen und auf ein großes Ziel gesammelt, hat Weltgeschichte gemacht, wie der Geist jener Gefolgschaften die germanischen Eroberungen erklärt. Und derselbe Heldensinn, ins Asketische umgebogen, klingt sogar noch an unser Ohr, wenn späte Nachfahren der arischen Eroberer in Buddhas Erlösungsreligion „die Liane Lebenslust mit blankem Schwert durchschneiden" und adlig mit dem eignen Herzen kämpfen:

„Wann werd' ich doch mit glühend heißem Weisheitsstrahl,
Der Helden rascher Wehr und Waffe,
Den Tod mit seinen Scharen rasch zertreffen
Als Löwe thronend? Wird mir das beschieden sein? . .

Nicht hab' aus Unglück oder unverschämter Schuld,
Aus Geistesgram so wenig wie aus Körpergram,
Nicht hab' aus Lebensnotdurft ich der Welt entsagt:
Aus freiem Willen, Herz, hab' ich dir froh gehorcht . .

Nun aber stürmst du hin auf längst verlass'ner Spur . .
Gebieten will ich nun, gebieten als der Herr . .
Du mußt mir folgen, Herz, gehorchen meiner Kraft,
Wie böser Elefant, der sich dem Bänd'ger beugt."
Theragata, Fünfzigerbruchstück, übers. K. E. Neumann.)

Es ist immer, auf verschiedenen Stufen der Kultur, die sittliche Autonomie, die den Helden schafft; aber es dürfte schwer sein, diesen freiheitsdürstenden Kämpfergeist — der die Geschichte der Ost- und Westindogermanen wie der Semitohamiten durchdringt und die Führerschaft der eurasischen Rassen erklärt — in Kulturgruppen, die vorwiegend von ostischer oder vorderasiatischer Rasse getragen werden, auch nur annähernd mit gleicher Stärke wiederzufinden.

So hatte sich der seit Beginn der indogermanischen Erhebung die abendländische Geschichte bestimmende Gegensatz von Herren und Beherrschten und mit ihm zugleich der Gegensatz des Heldenideals zu den Lebensanschauungen der Masse herausgestaltet. Unmöglich konnten die Dienenden diesen Hochschwung der persönlichen Ziele von innen heraus miterleben: der aristokratischen Schicht entsprach auch eine aristokratische Lebensanschauung. Kleine Minderheiten waren es, die gesiegt, Staaten als ihren Besitz und Völker als ihren Anhang und Untergrund zusammengeschmiedet haben. Diese Minderheiten waren sich bewußt, daß der Geist es gewesen war, der die Reiche gebaut hatte und erhielt. Die Gestalten der Heldensage, die Ideale der heldischen Erziehung sind wie gewaltige Scheinwerfer, die den dunklen Himmel der Vorgeschichte mit der ersten Lichtflut der Dichtung, mit den ältesten uns erhaltenen Literaturüberlieferungen plötzlich erhellen: gehen wir dem Lichtkegel, der diese Scheinwelt der Dichtung erzeugt hat, zu seinem kleinen irdisch-wirklichen Ausgangspunkt nach, so gewahren wir ein Stück Menschheit, das sich seiner Einzigkeit unter den Menschen bewußt war, Kämpfer, die in steter Spannung Kampfpreise erstrebten und behaupteten, eben jene Minderheiten, denen das Heldenideal in seinem Gegensatz gegen das Nichtheldische lebensnotwendiger Glaube und der schöpferische Quell war, aus welchem ihre Jugend, ihr ver sacrum stets aufs neue die Kraft zum Außerordentlichen und zur Herrschaft zog. Es waren die „Herr-lichen", die „Schönen und Guten" (*καλοὶ κἀγαθοί*).

So bildete sich denn seit der Frühgeschichte ein Werturteil aus: hochgeschätzt wurde die Rasse, welche den Großteil der Herren stellte, die Rasse der selbstbewußten Schicht, der Selbständigen, Freien und Besitzenden, die Rassen, welche Staaten gebildet und ihr Wesen andern aufgelegt haben. Die Rassentheorie der Edda unterscheidet drei Gattungen von Menschen[1]). Zuerst zeugte der Gott mit der Magd die Knechtsrasse, garstig von Gesicht, mit knotigen Gelenken, platter Nase, krummem Rücken, dicken Fingern, plumpen Fersen. Dann gelang es ihm besser, indem er mit der Freisassin den Schlag der Bauern schuf, frisch, rot, mit funkelnden Augen. Und endlich gewann er aus adligem

[1]) Dieses „Rigsmal" entstammt wohl frühestens dem 12. Jahrhundert; Nordleute aus dem Westen haben es dem nordischen Dichtungsschatz einverleibt. Daß ihm Keltisches zugrunde liegt und seine Anthropologie anscheinend auch mit irischen Rassenschichtungen zusammenhängt, macht es nur noch interessanter. Übrigens bestätigt z. B. das altnordische Helgakvidha Hundingsbana Önnur die Ständelehre des Rigsmal insofern, als der suchende Feind den als Magd verkleideten Adelssprossen an seinen „scharfen Augen" herauserkennt.

Schoß das schönste Geschlecht, dessen schlankfingrige Kinder der Mutter gleichen

„die Braue glänzender, die Brust weißer,
Lichter der Nacken als leuchtender Schnee.“ (Simrock-Neckel.)

Gedichtet hat das ja anscheinend ein Adliger. Sozialtypische und rassenmäßige Zeichen gehen ihm durcheinander; bei der knotigen Knechtsrasse verstärkten sich beide zu ungünstigem Eindruck; die Freibauern dagegen sind der derbe, die Adligen der feine nordische Schlag. Beide heben sich ab von den Knechten, deren niederdeutsche Standesbezeichnung im Mittelalter die „Laten“, d. h. die „Trägen oder Langsamen“ lautete. Man muß sich darüber klar sein, daß in der Frühzeit bis herab zu den altnordischen Zuständen der Eddastufe die Knechtsschicht gegenüber den Freien nur eine Minderheit bildete. Dem entsprach die zahlenmäßige Unterlegenheit der ostischen Rasse. So unvollständig vom anthropologischen Standpunkt die zahllosen Typenschilderungen des europäischen Mittelalters sind, so geht aus ihrer Gesamtheit doch mit Sicherheit hervor, daß man das ostische Geblüt als eine eigene Rasse betrachtete, die in den Knechtsstand gehörte. Für den Freienstand galt, sogar in einem so gemischten Volk wie dem französischen, das Schönheitsideal Aucassins und Nicolettes: „Groß und kräftig in den Beinen und Füßen, und im Körper und den Armen; blonde und geringelte Locken, die Augen blau und lachend, das Gesicht licht, die Nase kräftig und edel geformt.“

Merkwürdig überschnitten Rasse und Sozialtypus sich schon in recht altertümlichen Zuständen. Da hat dem norwegischen Gaukönig Hjör seine dunkelfarbige Nebenfrau in seiner Abwesenheit Zwillinge geboren; „Höllenhäute“ werden sie nach ihrer Färbung zubenannt. Aus Furcht vor dem heimkehrenden Fürsten, dem dies — trotzdem er selbst fremdrassigen Reizen erlegen war — als Rassenschmach erscheinen mußte, vertauschte die Kebse ihre Neugeborenen heimlich mit dem Söhnlein einer Magd. Aber als Dreijähriger konnte der falsche Fürstensohn seine Abkunft nicht mehr verhehlen; sein grobes Wesen verriet sein Geblüt. Die beiden Höllenhäute aber gewannen trotz ihrem schlechten Äußeren Anerkennung als Söhne[1]).

Soweit die nordische Erzählung. Diese hat vielleicht ein Mischblut gedichtet. Ihrem Dichter ist jedenfalls der Sozialtypus noch wichtiger als die Rasse. So „philosophierte“ man im Norden über Geblütsfragen und die unvermeidlichen Folgen der Kreuzung.

Die Wirklichkeit gab reichlichen Anlaß zu solchen Rätselfragen und verschiedenen Lösungen; wir werden das im 15. Abschnitt näher betrachten. Dort werden wir aber auch bemerken, daß im großen ganzen in den germanischen Völkern es immer wieder die nordische Rasse war, die zum Rang der „Herrlichen“ emporDrang; das nordische Blut im

[1]) Es ist ein verbreitetes Motiv der Heldensage, daß der Adelssproß in niederem Stand auferzogen wird, aber schon als Kind durch unbändigen Eigenwillen als Kraftnatur seinen Geburtsstand verrät. Vgl. V. Vedel, Heldenleben (1910), 72 f., 128 f.

Bauerntum war es vor allem, aus welchem das nordische Blut der Oberschicht seine Lücken ergänzte.

Die ostische Rasse blieb noch während des ganzen germanischen Mittelalters dem Urteil der geringeren Schönheit und Feinheit unterworfen.

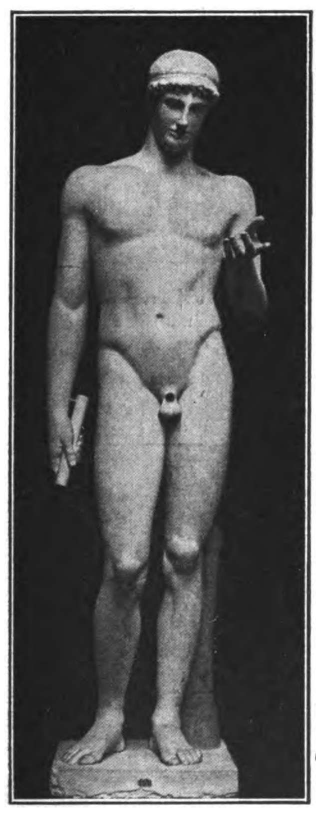


Abb. 392. Sieger im Wettkampf. 5. Jahrh. v. Chr. Gipsabguß nach Marmorkopie des Stephanos, Villa Albani, Rom.

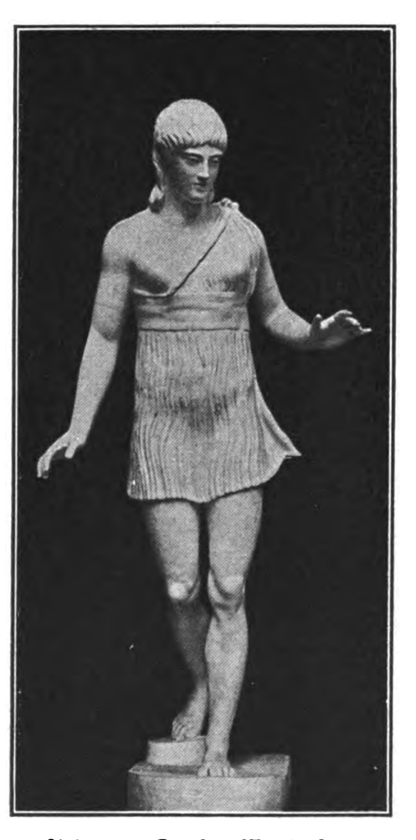


Abb. 393. Dorische Wettläuferin. 5. Jahrh. v. Chr. Gipsabguß nach Marmorkopie, Vatikan, Rom.

Man beachte auch die eurasische Haltung, die sich z. B. in der damals von der Bildnerei neu gefundenen Scheidung von Stand- und Spielbein ausdrückt.

Es darf angenommen werden, daß das Rassenurteil des abendländischen Mittelalters mehr aus frühzeitlichen Anschauungen unmittelbar herausgewachsen ist, als daß es sich erst unter der Suggestion der griechischen Kunstwerke und ihrer byzantinischen Nachblüte gebildet habe. Indes auch das für das „gebildete" Abendland zur Norm gewordene Schönheitsbild, das die Kunst des 5. Jahrhunderts in

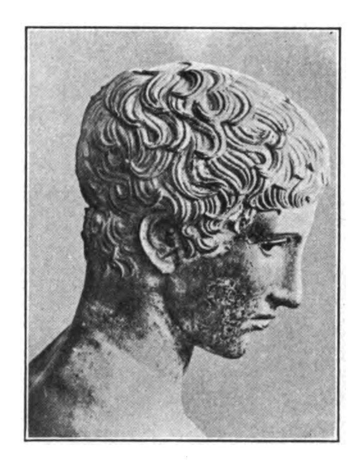


Abb. 394. Kopf des „Idolino“. Florenz, Uffizien. 5. Jahrh. v. Chr. Bronze-Original.

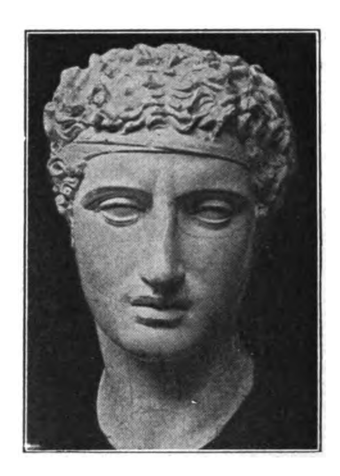


Abb. 395. Kopf eines Siegers. Marmorkopie nach Original des 4. Jahrh. n. Chr.

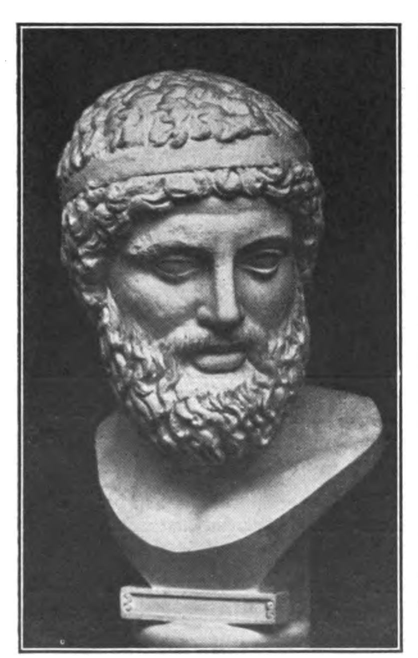


Abb. 396.

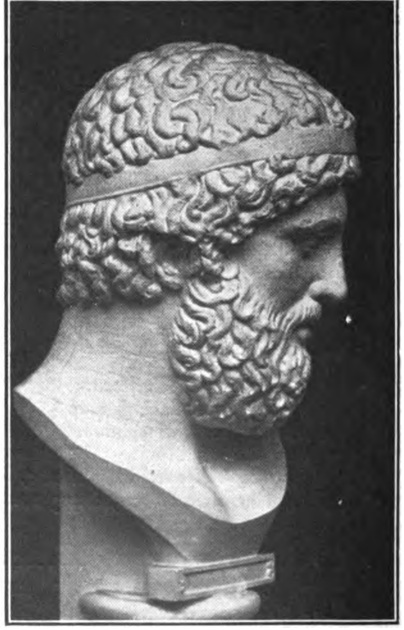


Abb. 397.

Kopf des „heroischen Königs“ (Zeus?), München, Glyptothek. Marmorkopie nach Original des 5. Jahrh. v. Chr.

Griechenland entwickelte, ist doch nicht als eine Künstlermode, sondern auf dem Grunde eines alten volkstümlichen Geschmackurteils des indogermanisierten Hellenenvolkes erwachsen. Während die archaische Kunst das menschliche Antlitz noch maskenhaft gebildet hatte, fand nach den Perserkriegern jene wunderbare Verbindung von Realismus und Idealismus, die damals die Bildnerei emportrug, überraschend schnell den klassischen Ausdruck für das körperlich-seelische Wunschbild, das dem griechischen Adel, der sich die Schicht der „Schönen und Guten" nannte, schon früher vorgeschwebt haben muß. Es ist der feine eura-



Abb. 398. Jünglingskopf. Athen, Museum der Akropolis. Um 470 v. Chr.

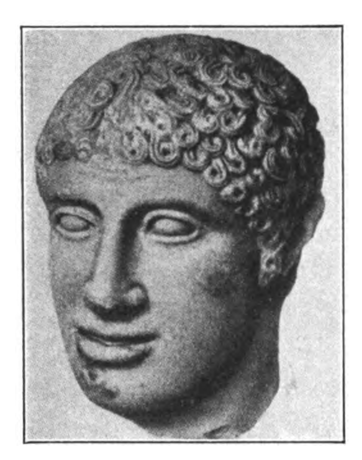


Abb. 399. Kopf eines Lapithen vom Westgiebel des Zeustempels von Olympia, Mitte des 5. Jahrh. v. Chr.

sische Schlag in seiner Vollendung, den hier zwei Beispiele aus der ersten Generation nach den Perserkriegen für uns beleben mögen.

Die aristokratische Sportsgestalt, die junge Siegerin im Wettlauf, der schlank-ebenmäßige Bewegungstypus als Kunstwerk der Natur, sehnig und doch feingliederig, rüstig und doch grober Arbeit fremd — so möchte jeder gern aussehen. Das in Olympia den Göttern gewidmete Siegerbild (Abb. 392/393) wurde das Vorbild, nach welchem auch die hohen Gottheiten selber sich formten. Eurasisch wurde die Rasse der Helden, Götter und Oberschicht; ein paar Beispiele (Abb. 394/397) mögen zeigen, wie der elliptische Stil, der mit Ausnahme der Nase am ganzen Kopf nichts Geradliniges duldete, beim männlichen Geschlecht (namentlich reiferen Alters) innerhalb des Idealbildnisses eine für unsern germanischen Geschmack schon fast zu weiche Sanftheit vorschrieb.

Ich glaube zu sehen, wie am frühesten auf dem aristokratischen Peloponnes der große Bildhauer Hageladas mit allen nicht eurasischen Leibesformen aufgeräumt hat. In Jonien vollzog sich die Ablösung vom archaischen Stil langsamer, und der Zeustempel von Olympia zeigt noch, wie die jonische Kunst um die Jahrhundertmitte

sogar noch für die Götter einen schwergebauten derben Typus mit archaischen Anklängen zulässig fand, wie er auch in Attika sich damals noch erhielt (Abb. 398). Aber zugleich unterschied auch diese altertümliche jonische Kunst schon Sozialtypen ähnlich der Edda. Die Pferdeburschen der Helden und einige Lapithen sind bewußt unfein, mit derben, weniger eurasischen Zügen ausgestattet (Abb. 399)[1].

Daß alle Griechen oder ihre Mehrzahl rein eurasisch ausgesehen haben, ist nicht nur nach der Rassengeschichte unwahrscheinlich, sondern auch durch die erhaltenen Denkmäler selbst widerlegt. Nur ein dünner



Abb. 400. Rotfigurige Schale mit tanzendem Satyr, Neapel, Sammlung Bourguignon. Wende des 6. zum 5. Jahrhundert. (Maler: Euphronios?) Archäol. Zeitung 43, 1885.

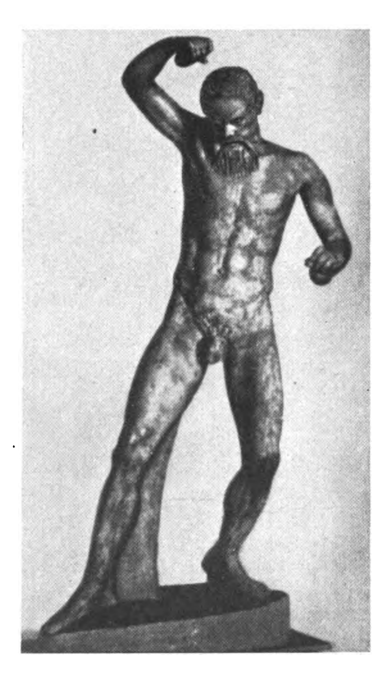
Klassizismus hat früher einmal die lebensvolle rassische Typenfülle zum Teil übersehen können, welche auch die Antike darbietet. Freilich galt deren Werk so vorzugsweise der Verherrlichung der auftraggebenden Oberschicht und ihren göttlichen Spiegelbildern, daß im Vergleich zu deren Wunschgestalten alles übrige stark zurücktrat. War das „Andere" doch nur dort zu gebrauchen, dort freilich auch unentbehrlich, wo es den Gegensatz zum Adelstypus zu schildern galt. Es ist nun eine auffallende Verkettung der Dinge, daß das Urbild des ostischen Typus in der griechischen Kunst zuerst in einem Zusammenhang auftritt, der auf vorindogermanische alte Pflanzerkulte der Mittelmeerwelt zurückweist. Zuerst in Dämonengestalt ist uns der Typus erhalten, der als Vertreter der gemeinen Sinnlichkeit, als Träger alter bacchischer Kulte des vorder-

[1]) In der Einreihung der Olympiaskulptur folge ich Schrader und Winter.

asiatischen Kulturkreises den reiner verehrten altindogermanischen Himmelsgottheiten gegenübertrat.

Schon im 6. Jahrhundert, also noch früher als der ideale Eurasier der bildenden Künste, war der Silentypus geschaffen worden, in halbtierischer Stilisierung, rundschädlig, stülpnasig, mit kurzem dicken Hals, der den Kopf unfrei zwischen den Schultern sitzen läßt, gedrungenem





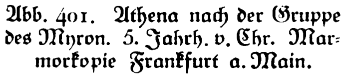


Abb. 401. Athena nach der Gruppe des Myron. 5. Jahrh. v. Chr. Marmorkopie Frankfurt a. Main.

Abb. 402. Marsyas wie Abb 401. Marmorkopie, Rom, Lateran.

Rumpf und im Verhältnis zu ihm kurzen Beinen, den die älteste auf uns gekommene Darstellung in orgiastischer Haltung vor dem geleerten Weinfaß (Abb. 400) zeigt; er ist ein Gott aus niederer Rasse, wie er ein Gott der niedrigen Triebe ist[1]).

In einer berühmten Gruppe schuf Myron dem Rassengegensatz, der zugleich ein seelischer sein sollte, die klassische Form (Abb. 401/402). Er hatte einen nach den Perserkriegen entstandenen lehrhaften Mythos darzustellen, der den Gegensatz des „Ethischen" zum „Orgiastischen" verdeutlichen sollte. Nach diesem Mythos wirft die züchtige Athena die

[1]) Der Vasenmaler Duris gab dem Silen immerhin Züge edlerer Rasse, und hierin glich ihm Myron bei seinem gleich zu besprechenden Marsyas, obwohl auch er den Gegensatz zum eurasischen Typus heraushob. Aber der Vasenmaler Hieron ging noch weiter und gab seinen halbtierischen, halbostischen Silenen auch fetten Körperbau.

Flöte, das Instrument niedrigsinnlicher Musik, mit Ekel von sich; Marsyas aber springt lüstern hinzu und hebt das lustbringende Instrument auf. Myron bildete nun seine spröde Athena als jugendliches Mädchen vornehmen Standes, welches sich durch rein eurasischen Typus zu erkennen gibt, den Marsyas aber so, wie sich eben der sittliche Wertunterschied rassisch auch in den Grenzen seines Stiles noch deutlich genug ausprägen durfte. Echt griechisch ist bei dieser Fabel übrigens die Ver-



Abb. 403. Schauspieler mit komischer Maske, einen Sklaven (Koch) darstellend. Berlin, Antiquarium. Winter, Typenkatalog II 426, 4.



Abb. 404. Weibliche Karikatur aus Böotien. Berlin, Antiquarium. Winter, Typenkatalog II 456.

mengung des Ethischen mit dem Ästhetischen, wenn gesagt wurde, dem Vornehmen stünde die Flöte nicht an, weil sie durch Aufblähen der Backen die edle Gesichtsform (das eurasische schlanke Oval) entstelle.

Es überrascht denn nicht weiter, daß die tragische Maske den eurasischen Formen, die komische den ostischen entlehnt wird (Abb. 403). Denn wo immer die Kunst Knechtisches (Sklavisches), Sinnliches, Lächerliches darstellen wollte, griff sie zur ostisch-silenischen Form, und völlig erbarmungslos lieferte man den Rundkopf an die Karikatur aus (Abb. 404), während dem — durch das Gegenbild nur noch reizvolleren

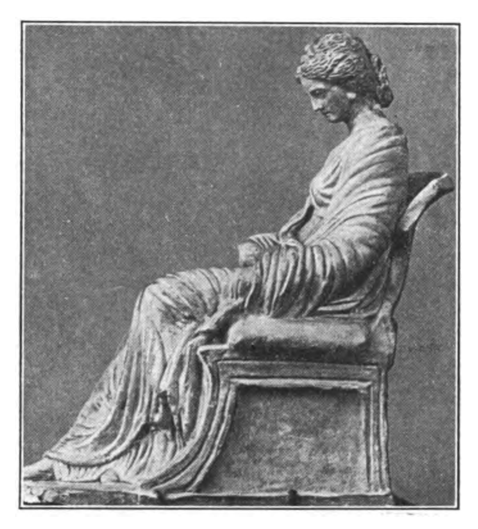


Abb. 405. Sitzende Frau aus Tanagra, Terrakotta. Berlin, Antiquarium. Winter, Typenkatalog II 112, 2.

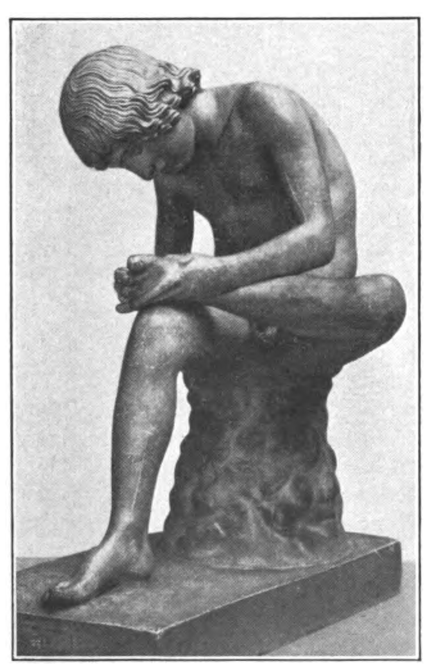


Abb. 406. Dornauszieher. Bronze. 5. Jahrh. v. Chr. Rom, Kapitol.



Abb. 407. Dornauszieher aus Priene, Terrakotta. Berlin, Antiquarium. Winter, Typenkatalog II 448, 1. Nach Köster.

— langschädlig-schlanken Typus parteiisch genug alles Liebliche zugeteilt wurde (Abb. 405).

Altberühmt war im Altertum jener adlige Knabe des 5. Jahrhunderts, der, wohl als olympischer Sportsieger, sich einen Dorn aus der Sohle zieht (Abb. 406). Wenn aber hellenistische Kunst dieses Vorbild ins Niederkomische verpflanzen wollte, so travestierte sie es mit einer ostischen Knechtsgestalt (Abb. 407), die von sich sagen könnte, was Sophokles den (zweifellos nicht in eurasischer Maske aufgetretenen)

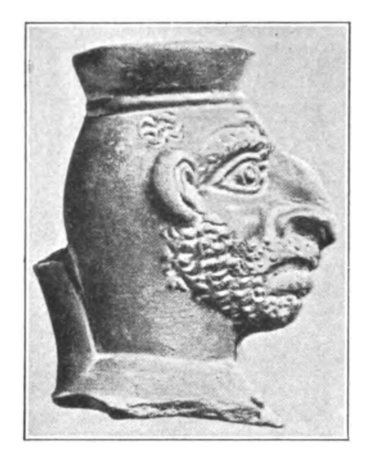


Abb. 408. Terrakotta-Lekythos aus Alexandria. Dresden. Albertinum. Günther aus Expedition E. Sieglin 2, 3, 39, 2.



Abb. 409. Terrakotta-Lekythos. Berlin, Antiquarium.

Grabeswächter im Gegensatz zu der sich opfernden Antigone erklären läßt:

„Ich aber bin nun so, daß alles andre
Mich weniger kümmert als mein eigen Wohl."

Neben der ostischen Rasse war auch die vorderasiatische, die den Griechen noch zahlreicher entgegentrat, für komische Zwecke verwertbar (Abb. 408), und wurde nicht viel besser behandelt als der Neger (Abb. 409). Der Witz namentlich der Alexandriner übte sich mit Vorliebe am Spott- und Zerrbild. Der ernsthafte politische Untergrund der scheinbar so lustigen Typeneinteilung aber wird etwa aus der Rassentheorie des Aristoteles deutlich. Noch dieser Denker der Aufklärung war Aristokrat genug, um zu beweisen, daß die Natur selber den Barbaren zum Sklaven bestimmt, daß das Recht des Herrn über den Sklaven dem des Menschen über das Tier ähnlich und im eigenen Nutzen des geborenen Sklaven sei, da die Beherrschten ja der wahren Vernunft entbehrten, also der Beherrschung durch die tüchtigere Rasse bedürften. Alle Nichthellenen fielen für Aristoteles unter die gleiche Verdammnis. Die bildende Kunst aber blieb auch im Zeitalter der

Aufklärung bei ihrer aristokratischen und etwas unbarmherzigen Unterscheidung anthropologischer Typen. Das demokratisierte Griechentum der Spätzeit hielt merkwürdigerweise hierin am Standpunkt der „Schönen und Guten" fest.

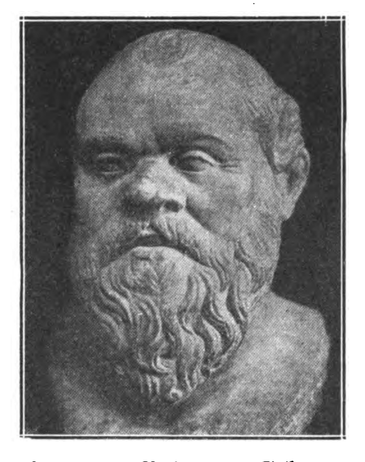


Abb. 410. Büste des Sokrates. Neapel, Museum 6129. (Über die verschiedenen Sokratesbildnisse vgl. J. J. Bernoulli, Griechische Ikonographie 1 [1901], 184 ff. und Arndt, Griechische und römische Porträts.)

Freilich, in dem ostischen Sokrates (Abb. 410) hatte der plebeische Typus durch eine einzigartige Persönlichkeit den Eintritt in die hohe Bildniskunst erzwungen und eine edle Rache für seine Mißachtung genommen. Er war untersetzt, mit dickem Hals und hängendem Bauch, vorquellenden Krebsaugen, stülpnasig mit breiten Nüstern. Aber gerade mit diesem „Silenkopf" Sokrates ist ein neuer Zustand erreicht; das Zeitalter der Aufklärung war angebrochen, das trotz einem Aristoteles in langen Kämpfen sich bemüht hat, die Lehre von der Gleichheit der Menschen durchzusetzen und von den im Schatten der Herrenkultur Lebenden den Druck zu nehmen.

Aber die Kunst blieb auf der exklusiven Seite, und ihr ästhetisches Bekenntnis wurde fast immer bewußter nordisch. Bei der hellenischen Bildnerei ist schwer zu sagen, ob sie mehr die nord- oder die südeurasische Art im Auge hatte. Wohl gab sie im Bildnis die trockenen nördlichen Formen getreu wieder, die sich bei Abkömmlingen der indo-



Abb. 411.

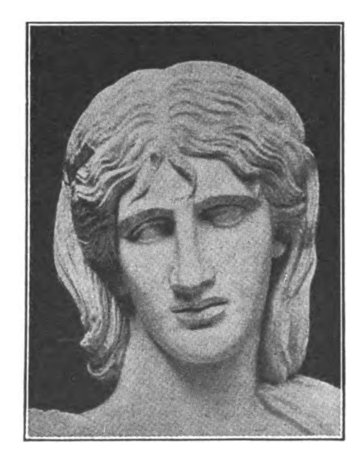


Abb. 412.

Kopf einer Barbarin, vermutlich Germanin. 1. Jahrh. n. Chr. Florenz, Loggia dei Lanzi (Schumacher Ph. 6).

germanischen Eroberer bewahrt hatten; aber in den Formenschatz der Kunst schmeichelten sich gern auch die weicheren Formen des Südeurasiers ein[1]). Als aber das sinkende Altertum sein rassisches Ideal in den Germanen entdeckte, da erlebte das eurasische Schönheitsbild eine fast emphatische Wiedergeburt in der spätantiken Kunst. In beinahe übersteigerter nordischer Schlankheit (Abb. 411/412) wie in „germanischer" Stämmigkeit (Abb. 1/2) wurde der unverbrauchte blonde Norden zur Mode im Rassensumpf des kaiserlichen Roms.



Abb. 413. Skopas. Vom Giebelschmuck des Athenatempels von Thegea. 4. Jahrh. v. Chr. Athen, Nationalmuseum.

An dieser Stelle mögen wir Umschau halten, ob und wie die griechische Bildnerei auch das dalische Formensystem aufgegriffen habe. Eine erste, unsichere Spur könnte man in der Vorliebe der Schule von Argos für breitere Leibesformen vermuten, wie denn das Spartanertum möglicherweise dem dalischen unter den Griechen überhaupt am nächsten steht. Aber auch bei dem eine extrem quadratische Kopfbildung bevorzugenden Skopas sind die Züge rassisch unbestimmt (Abb. 413). Für Idealbilder hellenischer Schönheit erschienen eben sicherlich die dalischen Verhältnisse nicht harmonisch und fein genug, für das Komische und Gemeine aber ließen sie sich erst recht nicht verwerten. Jedoch als die Kelten in Kleinasien einbrachen, da schlug die Stunde des Dalischen in der Kunst. Pergamenische Künstler entdeckten in ihm eine geeignete Formensprache, um den heroischen Barbaren zu bezeichnen (Abb. 414/416). Gut beobachtet ist das eckige Gesicht mit den knochigen Wangen, die niedrige Stirn mit der tiefen Haargrenze, die eingezogene Nasenwurzel, die zusammengewachsenen buschigen Brauen, die auf das ernste tiefliegende Auge drücken, die mittelgroße, eher nach innen gebogene Nase, das breite, derbe Kinn, der sehnige dicke Hals, die faltige Haut, die Derbheiten in dem hünenhaften Körperbau[2]). Die pergamenischen Künstler haben mit dem neuen Realismus ihrer Zeit

[1]) Haar- und Augenfarben hat die griechische Kunst dekorativ oder konventionell ausgewählt, die Männer haben meist dunkle, die Frauen blonde Farben. Immerhin hatte das Helle, ja vor allem auch das Blonde seinen Wert. Die Haarform ist regelmäßig nach rein künstlerischen Gesichtspunkten stilisiert, ebenso wie die Nasenwurzel u. a.

[2]) Vgl. auch Bienkowski, Die Darstellungen der Gallier in der hellenistischen Kunst (1908); Höfler, Zur Somatologie der Gallokelten, Archiv für Anthrop. 40 (1913); Schwerz, Die Völkerschaften der Schweiz (1905), 128 ff.

der Gegenüberstellung der Griechen und Barbaren eine tiefere Würze gegeben, indem sie Rassentypen kontrastierten. Das eurasische Formensystem war dem Hellenen, das vorderasiatische oder ostische dem Komi-

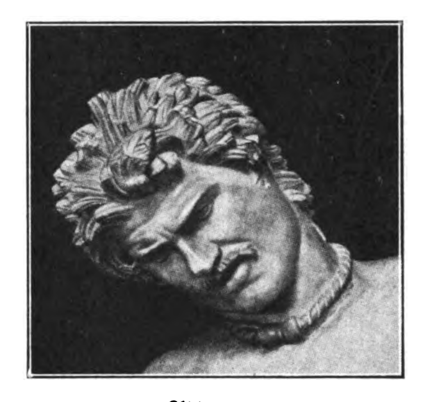




Abb. 414. Abb. 415.
Kopf des sterbenden Galliers. Marmorkopie nach pergamenischem Original des 3. Jahrh. Rom, Kapitol. Nach Bienkowski.



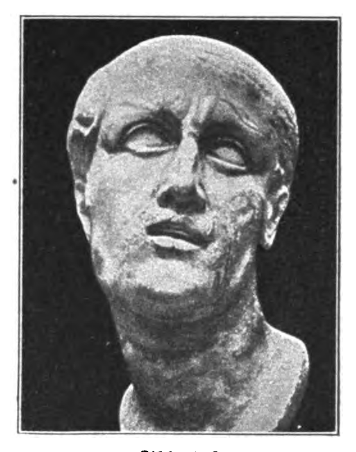
Abb. 416. Kopf des ludovisischen Galliers (sich und seine Frau tötend). Marmorkopie nach pergamenischem Original des 3. Jahrh. Rom, Thermenmuseum.



Abb. 417. Kopf eines gallischen Fürsten auf der Flucht. Etruskische Terrakotta aus Civit' Alba, nach griechischem Vorbild. Bologna, Museo Civico.

schen, Sklavischen oder Sinnlichen vorbehalten; so griff man für die Darstellung des Kelten zu einer Rasse, an der sich das mannhafte Sterben, der Selbstmord aus Freiheitsliebe u. dgl. ausdrücken ließ und die doch so aussah, wie Griechen nicht aussehen mochten. Trotzdem natürlich die Künstler keine Anthropologen waren und unvermeid-

lich auch den dalischen Formenschatz nach dem klassischen Kanon hin stilisierten, so haben sie ihn doch im Ganzen nicht schlecht erfaßt. Bei der Darstellung dieser feindlichen Recken haben andere hellenistische



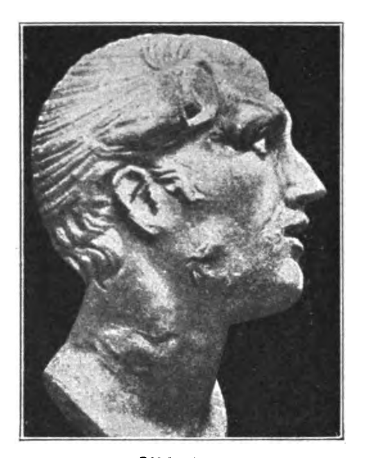


Abb. 418. Abb. 419.
Vermutlich verwundeter Bastarner (?) Hellenist. Original. 2./1. Jahrh. v. Chr. Brüssel, Musée du Cinquantenaire (Schumacher 1).

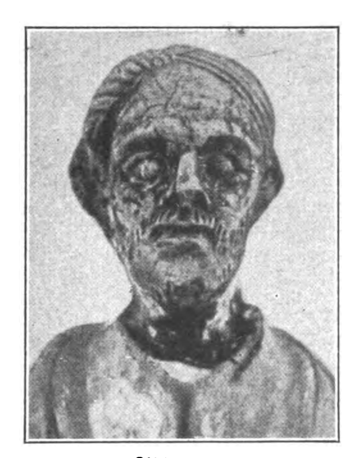




Abb. 420. Abb. 421.
Germane. Terrakottabüste, vermutlich 1. Jahrh. n. Chr. Bonn, Akademisches Kunstmuseum (Schumacher 11 a).

Künstler auch zu Verbindungen eurasischer und dalischer Züge gegriffen, in denen sie die Vereinigung von Kühnheit und Trotz erblickten, wie dies Abb. 417 in handwerksmäßiger Vergröberung doch noch erkennen läßt.

Gerade angesichts dieses Aufgreifens dalischer Züge zur Darstellung des barbarischen Helden gewinnt die vorwiegend eurasische

Auffassung des Germanen in der römischen Kunst verstärktes Gewicht. Dalische Züge konnte man bei den Germanen wohl ebenso reichlich wie bei den Kelten finden, nach Hauschild sogar viel reichlicher. Indes auf anthropologische Genauigkeit kam es der bildenden Kunst ja nicht an. Schon der Bastarner des 2./1. Jahrhunderts v. Chr., in dem man gemeinhin das älteste Germanenbildnis sieht[1]), entfernt sich von der eurasisch-hellenischen Norm lediglich durch seine „barbarischen" Überaugenwülste (Abb. 418/419). Die gefühlsbetonte Germanenbegeisterung des taziteischen Roms aber sah in dem nördlichen Volk nicht so sehr mehr den heldenhaften Wilden als den herrlichen Menschen überhaupt. Nordisch wurde Mode im Kaiserreich, und das blonde Haar ein Ausfuhrartikel Germaniens.



Abb. 422. Derselbe. Die Scheitelansicht zeigt die germanische Haartracht. (Nach v. Salis.)

Wo freilich in der Kleinkunst der Humor das Pathos verdrängte, kam in schelmischem Intermezzo die Tatsache zum Vorschein, daß es unter den alten Deutschen auch allerhand unklassische Leibesformen gab. So darf sich das flüchtig in Ton gemodelte Bonner Köpfchen zugleich durch die damalige Haartracht (Abb. 422) als Germanen und durch die geknickte Cyranonase als Rassenmischling und Schalk zu erkennen geben (Abb. 420/421).

Soviel von der Bildnerei der Alten. Die Sache steht nicht so, daß sie einfach nach der Natur gebildet hätten; es liegt alles viel feiner. Aus dem Rassengemenge, das die Künstler bei Griechen wie bei Barbaren, bei Adligen und Bürgern wie bei Sklaven vorfanden, wählten sie jeweils dasjenige Rassenmodell, mit dem sie die beabsichtigte seelische Charakterzeichnung für die Augen ihres Publikums unmißverständlich unterlegen konnten.

Noch auf der Wende vom Altertum zum Mittelalter aber hat die Begeisterung der Römer für die blonde nordische Rasse die Weltgeschichte mitbestimmt. Nach der in Bedas Kirchengeschichte (2, 1) aufgenommenen Erzählung hat sogar die Bekehrung der Angeln und Sachsen ihren Anstoß durch die Schwärmerei empfangen, die im 6. Jahrhundert n. Chr. den Sohn des römischen Adligen Gordian auf dem Sklavenmarkt zu Rom für die engelsgleich strahlenden Gestalten nordischer Jünglinge ergriff. So habe, meint Beda, der spätere Papst Gregor der Große den ersten Entschluß, eine so edle Rasse zu bekehren, gefaßt. Wir dürfen uns also nicht vorstellen, daß die Germanen, die das römische Reich zerbrachen und sich als Herren in die Kaiserpaläste setzten, mit rassischem Widerwillen empfangen worden

[1]) Die Bastarner werden z. T. auch den Kelten zugeteilt.

seien. Die Liebe zum Blonden und Nordischen überlebte das Reich und gehört auch zu dem großen und vielfältigen Erbe der Antike an die erneuerte abendländische Völkerwelt. Seltsam zu denken aber ist es, daß erst die Zuneigung Gregors zu den Angelsachsen jenen besonderen Bund zwischen dem Bischof von Rom und dem Norden geknüpft hat, der einige Jahrhunderte später das Papsttum aus seiner stadtrömischen Versunkenheit emporriß und Rom erneut zur Weltmacht erhob. Aufs unbegreiflichste verflechten sich in der Geschichte oft Ursachen und Wirkungen.

Dieser gedrängte Überblick über die Geschichte des Rassenideals in der Antike bedeutete für unser dem Germanentum zugewandtes Interesse





Abb. 423. Abb. 424.
Kopf der Synagoge am Südportal des Straßburger Münsters. 13. Jahrh.

also auch insofern keinen Umweg, als, wie wir sehen, jene Sehnsucht der mittelländischen Gebildeten nach dem eurasischen Schönheitsbild sich zuletzt auf die Germanen heftete. Aber außerdem ist auch die Entstehung dieses Schönheitsbildes bei den Griechen schon sicherlich ein Ausfluß gemeinindogermanischer Rassenwertung gewesen, und wie wir überhaupt den rassischen Vettern der Germanen stets unser volles Augenmerk schenken mußten, so gehört die griechische Norm (neben noch ferner liegenden Beweisstücken, wie der arischen oder der hamitischen Adelsrasse) zu den geschichtlichen Zeugnissen, aus denen wir unsere Vorstellung von der Entwicklung des eurasischen Typus bilden. Und endlich hat dann wieder der griechische Kanon auf die neuere Fortbildung des Rassenideals um so größeren Einfluß geübt, als sie eben nur einer indogermanischen Gemeinüberzeugung den vollendetsten Ausdruck geschaffen hatte.

Trotzdem die christliche Kultur ein Schmelztiegel der Rassen war und ihre Predigt es nicht duldete, die rassischen Ungleichheiten unter Menschen zu betonen, so gab doch auch die kirchliche Kunst in dem

spätantik-byzantinischen Typus Christi oder der Gottesmutter das eurasische Ideal in der Kunst an den germanischen Norden weiter. Im Einklang mit der Rassenwertung, die wir aus dem mittelalterlichen



Abb. 425. Kopf des Timo. Chor des Naumburger Doms. 13. Jahrh.



Abb. 426. Darmstadt, Museum. 13. Jahrh.

Schrifttum kennen, formten die Künstler auch der abendländischen Christenheit den edlen Menschen eurasisch, und der gotische Stil gab ihm eine überfeine Schlankheit (Abb. 423/424).

Das schloß nicht aus, daß schon das 13. Jahrhundert, dem klassisch griechischen Jahrhundert so seelenverwandt in der Verschmelzung von Realismus und Idealismus, zur Darstellung männlicher derber Kraft gelegentlich auch auf dalische Formen zurückgriff. Als Beispiel diene der Timo aus dem Naumburger Dom (Abb. 425); hier galt es, eine geschichtliche Gestalt, einen Charakter von gutmütiger Derbheit zu zeichnen, einen Edelmann, der bei höflicher Behandlung um den Finger zu wickeln wäre, der aber jetzt, durch eine empfangene Ohrfeige gereizt, erst ein Jahr später die Gelegenheit zur Genugtuung findet; in dem wuchtigen Kopf kocht verhalten und beharrlich die beleidigte Würde.

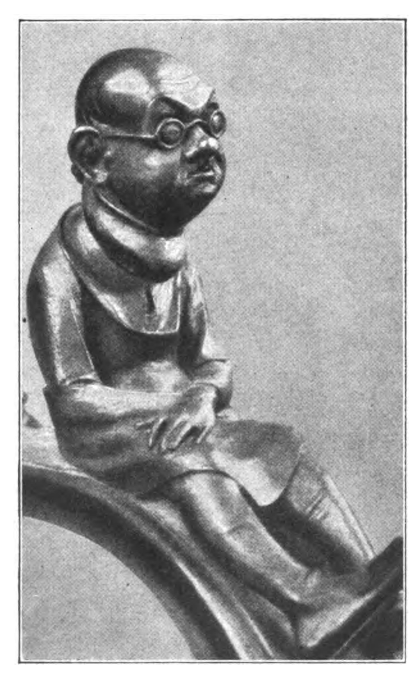


Abb. 427. Thann (Elsaß). Vom Chorgestühl. Nach Clauß.

Es ist verständlich, daß dem Meister dieses charakterologischen Stückes und der anderen Naumburger Phantasiebildnisse auch das neuentdeckte Darmstädter „Beethovenköpfchen", wie man es nennen möchte, zugeschrieben wird (Abb. 426), das in der Vereinigung unschöner, d. h. nichteurasischer Leibesform mit geistiger Bedeutung fast an den Fall Sokrates gemahnen könnte.

Im allgemeinen aber blieb freilich der ostische Typus wie im Altertum dem Komischen überliefert. Wo Derbes, Drolliges, Sinnliches oder Groteskes geschildert werden durfte, griff der Bildner auch jetzt mit Behagen in den ostischen Formenschatz; er trieb an Kirchengestühl, Kragsteinen, Wasserspeiern und dgl. Fratzen sein Wesen (Abb. 427). Für den Ritter waren „nordische", für den „Törperlichen" ostische Formen am Platz.

Wie eindrucksvoll ist dieses Beharren des Abendlandes bei dem antiken Normalschema, wenn man es mit der morgenländischen Entwicklung vergleicht! Auch dorthin hatte z. B. die Gandharakunst den griechischen Kanon getragen; aber von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr drängte sich in der mittelalterlichen Kunst des nichtchristlichen Orients eine Fülle anderer Rassentypen an die Oberfläche. Man denke an die allmähliche Enthellenisierung des Buddhatypus im fernen Osten! Die Entwicklung der Menschendarstellung ist dort eben das Spiegelbild des Untergangs der Arier usw. in exotischen Rassen, während im mittelalterlichen Europa sich das eurasische Ideal nur immer mehr zum „nordischen" hin entwickelte.

Allerdings zeichnet sich in der Menschendarstellung des Abendlandes zugleich ein anderer Vorgang ab, das allmähliche Entstehen ausgeprägter Volkscharaktere, die sich den Rassen und Gautypen überlagern. In der spätgotischen Schnitzerei unsrer Kirchen begegnet man allenthalben dem „deutschen" Gesicht, d. h. über der anthropologischen Grundlage der besonderen Rassenmischung unsres Vaterlandes formt sich etwas auch seelisch Gemeinsames, wie dasselbe auch bei den andern sich abschließenden Volkstümern des Abendlandes der Fall ist. Man betrachte etwa den großen Redner Cicero, ins Deutsch des 15. Jahrhunderts übersetzt (Abb. 428): So stockend im Fluß der Rede, so gewissenhaft und so wenig leicht in der Bewegung, so grüblerisch,



Abb. 428. Von Syrlins Chorgestühl im Ulmer Münster (15. Jahrh.). Aufn. Deutscher Kunstverlag Berlin.

erschrocken und innig im Ausdruck der Seele konnte der attische Lateiner doch wohl nur im Lande Taulers und Cues' versinnbildlicht werden.

Innerhalb des deutschen Typus wäre dann wieder das schwäbische Gesicht vom fränkischen zu unterscheiden, die bairische Geste von der niedersächsischen usw. Die Andeutungen Hellpachs u. a. über den Gautypus auszuarbeiten, bleibt eine Aufgabe der Zukunft. Aber alle Gautypen zusammen verbindet seit dem späteren Mittelalter das Deutsche. Diese teils unbewußte, teils mit dem erwachenden Nationalgefühl auch ins Bewußtsein tretende volkliche Eigenart beginnt die Rassenwissenschaft neuestens mehr zu beachten, so wenig sie auch mit anthropologischen Meßgeräten faßbar ist. „So ist der Begriff des Volkes", sagt E. v. Eickstedt (a. o. S. 150 a. D. 251), „ebenso wie der . . . der Nation, auch ein Begriff der Blutsgemeinschaft. Daß sich an ihrem Entstehen mehrere ursprüngliche Blutsgemeinschaften, d. h. Rassen,

beteiligen und sie überhaupt erst bilden, widerspricht nicht der Tatsache des Bestehens neuer biologischer Gemeinschaften."

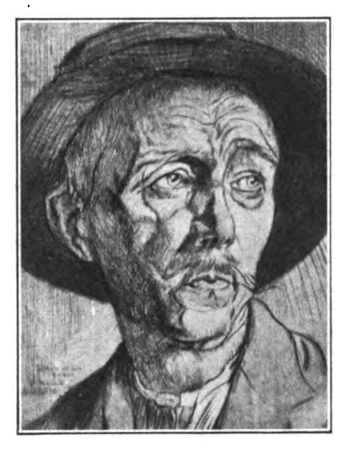


Abb. 429. Kätelhöhn, Westfälischer Arbeiter (Radierung).

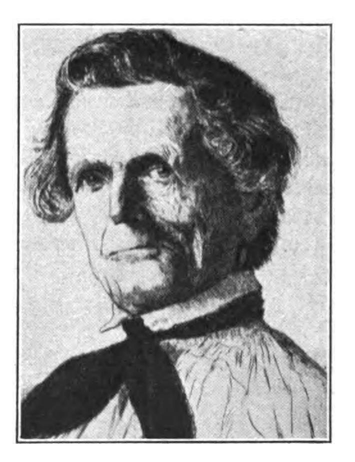


Abb. 430. Derselbe, Hessischer Bauer (Radierung).



Abb. 431. Aktive Mannschaften der Armee von Kluck, August 1914, im französischen Zerrbild.

Wie sehr ist der westfälische Arbeiter auf Abb. 429, zum Unterschied etwa von dem dalisch-nordischen Gautypus auf Abb. 430, als unentwirrbarer Rassenmischling bzw. Konstitutionstypus gekennzeichnet,

und dennoch wie klar spricht auch aus ihm das deutsche Gesicht, das man kaum mit einem französischen oder russischen verwechseln würde. Vielleicht hat es in diesem Fall der Künstler in ihn hineingesehen, aber eben daß wir es sehen, ohne es auf eine einfache anthropologische Formel bringen zu können, bezeichnet die Lage, und so würde denn hier für künftige Rassenforschung, besonders auch die auf das Seelische eingestellte, ein dankbares Neuland sich öffnen.

Wir hier wollen es mangels zulänglicher Vorarbeiten nicht weiter betreten. Denn obwohl es zwar schwierig, aber möglich sein dürfte, die überrassische Gemeinschaft eines volklichen Typus auch objektiv zu erfassen, so ist bisher fast alles, was darüber ausgesprochen wurde, von der Liebe oder dem Haß gefärbt. Hierbei aber schimmert wiederum das alte Rassenwerturteil kräftig durch. Wer die Urteile der Völker über sich selbst und ihre Nachbarn sammeln würde, der müßte z. B. feststellen, daß der deutsche Volkstypus, von Westen her als „Boche" gesehen, einer schauerlichen Kreuzung von Ostisch mit Gorilla am nächsten kommt (Abb. 431).

Und so steht Fritzens „deutsches Gesicht" im französischen Schulbuch Jaques' einheimischer Adelsrasse gegenüber:



Abb. 432. Aus einem französischen Schulbuch: Der junge Deutsche.



Abb. 433. Ebendort: Der junge Franzose. Nach Süddeutsche Monatshefte.

Damit hat also der junge Gallier sozusagen mit der Muttermilch den Deutschen so sehen gelernt, wie es sich für ihn als Franzosen eben schickt. Was hat sich da viel verändert seit dem hellenischen Werturteil? Nur daß man im Zeitalter des Nationalismus nicht mehr dem Sklaven und Barbaren, sondern dem Erbfeind, der die Elsaß-Lothringer nicht vergessen mag, den „Rundkopf" als schwerste Kränkung anhängt. Und gerade Franzosen kommen doch bei einer Geschichtsbetrachtung nach dem Kopfinder selber so schlecht weg, daß ihnen der Amerikaner Huntington ihren „ostischen" Knechtssinn mit der Behauptung bescheinigt, die nordischen Norweger würden sich durch Napo-

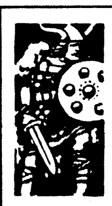
leon nicht so pariserisch haben unterkriegen lassen[1]). Aber auch das „verrostete Deutschland" (alpinized Germany) findet vor Gelehrten vom Schlage Huntingtons keine Gnade. Hier sollen es die „nordischen Junkers" sein, welche „dem ostischen Rest der Deutschen eine unbedingte Botmäßigkeit auferlegt haben, wie sie die Engländer nicht ertragen haben würden". Mit dieser Preußentheorie seines Landsmannes und Kollegen setzt sich allerdings wieder Professor Dixon in einen gewissen Widerspruch, indem er behauptet, der „dominierende (domineering) Preuße ist dem alten deutschen Schlag (gemeint ist der „nordische") weniger treu als der Hannoveraner oder Westfale[2])". Das Äußere einiger deutscher Regierungsleiter seit dem Umsturz gibt dem Amerikaner Stoddard Anlaß zu behaupten: „Die Änderung in Deutschlands Charakter und Politik ist zurückzuführen auf einen Wechsel in seiner Rassenzusammensetzung" [3]). Daß für Deutschlands Bevölkerung

[1]) The Character of Races (1925), 214.

[2]) Dixon, Racial History of Man (1923), wo dann weiter das Märchen erzählt wird (S. 109), nach Ammons und Virchows anthropologischen Studien sei „eine weitere Erforschung der deutschen Bevölkerung für mißliebig erklärt oder geradezu verhindert worden, offenbar infolge des unnormalen Nationalstolzes, der die Deutschen in den letzten zwei Menschenaltern bezeichnet. Es war infolge der veröffentlichten Ergebnisse deutlich geworden, daß die Deutschen nicht alle von einem Schlag seien, von der schlanken, hellen, langköpfigen Heldenrasse, die als Ideal oder Idol aufgerichtet worden war. Da die Einbildung von Deutschlands Einheit und Überlegenheit behütet werden mußte, so konnten weitere Nachforschungen nicht zugelassen werden." Wenn diese Legende hier niedriger gehängt wird, so geschieht dies aus einem doppelten Grund. Einmal ist es nützlich, wenn man in Deutschland bemerkt, welche Vorstellungen sich ausländische Leser aus beachteten Werken über Deutschland bilden können. Zum zweiten steht ja der angelsächsische Leser dieser und ähnlicher Ausführungen selbst unter dem Bann jenes Ideals oder Idols. Professor A. Keith sagt ausdrücklich an der unten angegebenen Stelle, indem er einen Ausspruch Pichons anführt: „Es ist Tatsache, daß wir und die Deutschen verschiedene Schädel haben. Sie sind stolz darauf und wir (die Franzosen) auch. Die Bemerkung ist gleicherweise wahr für unsern Fall." Also der englische und der französische Schädel stimmen überein! (im Gegensatz zum deutschen). Ententeanthropologie! Der Tatbestand, auf den Dixon anspielt, ist, daß die längst geplante armeestatistische Erhebung in Deutschland zunächst undurchführbar war, weil die Deutsche Anthropologische Gesellschaft die (vom armeetechnischen Standpunkt aus) überspannte Forderung gestellt hatte, auch die vom Militärdienst befreiten Gestellungspflichtigen zu messen. Eine Einigung mit der Militärbehörde stand indes dicht bevor, als der Weltkrieg ausbrach. Einen gewissen, freilich mit bedenklichen Lücken behafteten Ersatz bieten jetzt die von Parsons an deutschen Kriegsgefangenen ausgeführten Messungen, welche u. a. die Absicht verfolgten, den durchschnittlich höheren Kopf-Index der Deutschen, verglichen mit den Engländern, statistisch festzulegen. Auch dieses Ergebnis dient in volkstümlicher Ausmünzung natürlich dem im Text als Beispiel für das allgemeine Werturteil angeführten angelsächsischen Selbstgefühl. — Daß auch in Frankreich übrigens die Gobineau-Lapouge'sche Begeisterung für die nordische Rasse in der Praxis viel verbreiteter ist als in der Theorie, kann man beim Durchblättern einer beliebigen Pariser Damenzeitschrift feststellen, wo die in den Photographien wohl oder übel vorherrschenden Midinettes in den Zeichnungen und Aquarellen völlig verdrängt werden durch Gainsboroughtypen, als wollten die freischaffenden Pygmalions den Grafen Gobineau über die rassische Zukunft seines Volkes beruhigen. Und im Théatre Français habe ich z. B. die Belustigung miterlebt, die der als ostischer Emporkömmling dargestellte „Bourgeois gentilhomme" erregt, wenn er die dem eurasischen Bewegungsstil entstammenden Vorschriften des Tanzlehrers, wie z. B. „écartez le petit doigt" rassenstilwidrig nachzuäffen sich müht.

[3]) Racial Realities in Europe (1924).

der ostische Mensch bezeichnend sei, diesen Eindruck nimmt der mit Deutschland nicht weiter vertraute Leser aus Professor Dixons Werk unvermeidlich mit, da dieser Fachgelehrte als einzigen Vertreter eines Volkstums von 80 Millionen gerade jenen Wolfacher Rekruten vorführt, der seit Ammon als der ausgesiebteste Vertreter des ostischen Typus durch die gesamte Rassenliteratur geht, ein Extrem, das in dieser Vollendung noch nicht für 1% der deutschen Bevölkerung wirklich bezeichnend sein dürfte (Abb. 5).



THE WAR FROM A NEW ANGLE
ARE WE COUSIN TO THE GERMAN?
By
ARTHUR KEITH M.D



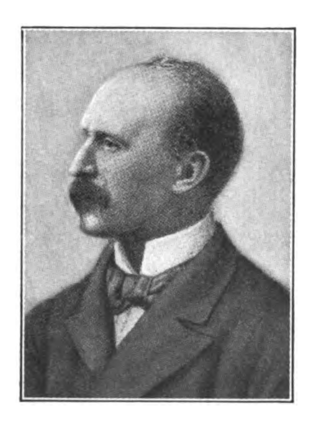




Abb. 434. Aus dem „Graphic" vom 4. Dez. 1915.

Was soll man bei solchen Leistungen angeblich friedlicher Wissenschaft erst von der löblichen Kriegspsychose erwarten? In denselben Tagen, da sogar das „Berliner Tageblatt" bewies, der Geist Englands sei nicht mehr „rein germanisch", und die „Illustrierte Zeitung" die Frage aufwarf: „Inwieweit sind die Engländer noch Germanen?" und dahin beantwortete: in geringerem Umfang als wir, hat ein so bekannter Anthropologe, wie Professor Keith, es sich nicht übel genommen, die These aufzustellen, der Krieg zwischen England und Deutschland sei ein „Ringen auf Leben und Tod zwischen zwei entgegengesetzten Rassetypen". Er stellte „den britischen Schädeltypus" (nordisch) und „den deutschen Schädeltypus" (ostisch) im Bild einander gegenüber mit der Unterschrift „Entgegengesetzte Menschheitstypen, die für entgegengesetzte Ideale kämpfen" (opposite types of humanity

which are fighting for opposite ideals), und bewies die (mit der Vorstellung von den deutschen „Hunnen" zusammenhängende) These gleich durch die Gegenüberstellung des zweckmäßig verzeichneten deutschen Heerführers mit einem unbekannten, aber „aus hunderten herausgesuchten" Lord von schönem Hinterhaupt und kleiner Kragennummer (Abb. 434). Allerdings, wenn Professor Keith dem deutschen Heerführer den englischen Generalissimus gegenübergestellt hätte, — was an sich wohl näher lag, —, so hätte der Kurzschädel Lord Kitcheners ein weniger befriedigendes Beweisstück abgegeben.

Um den Lord nicht ganz allein zu lassen, bilde ich nebenstehend eine kleine Sammlung führender Londoner Juristen ab, welche ich vor langen Jahren als Zusammenstellung „englischer Rassentypen" einmal erwarb und die immerhin darüber beruhigt, daß sogar die englische Oberschicht wohl ihre Herrschaftskutscher, nicht aber die geistreichen Köpfe des Landes nach ästhetischen Gesichtspunkten aussuchen kann (Abb. 435 bis 439). Ob der Anteil der nordischen Rasse am englischen Volksaufbau größer ist als am deutschen, weiß ich nicht; nach den Angaben Fleures (oben S. 88) und anderer englischer Forscher würde es nicht der Fall sein[1]). Jedenfalls haben nun die Engländer m. E. alles Recht dazu, auf die durch ihr Volkstum betätigten Führereigenschaften stolz zu sein. Vielleicht ließe sich dieses Recht aber auch ausüben ohne überhebliche Einseitigkeiten z. B. ohne Unterschlagung des Tatbestandes, daß das deutsche Volkstum in seiner Gesamtheit trotz der Beimengung anderer Rassen noch immer die absolut höchste Menge nordischen Blutes unter den Völkern Europas aufweist, und daß es mit dem Versiegen der schöpferischen nordischen Art in Deutschland, die man uns anscheinend mißgönnt und abspricht, noch gute Weile haben dürfte. Indes bildet allein das selbstbewußte Rassenvorurteil der „dominierenden" Angelsachsen einen nicht zu übersehenden Faktor in den Beziehungen von Volk zu Volk; und die, welche sich zur Weltherrschaft berufen fühlen, zurzeit also die Bewohner des zweiköpfigen Imperiums England-Amerika, denken eben wie Aristoteles oder das auserwählte Volk des Alten Testaments über die anderen gering[2]).

[1]) Pokorny weist mindestens 50% der britischen Bevölkerung der Mittelmeerrasse zu. Reall. Vorg. 2, 141.

[2]) Jene planetenhafte Entfernung vom wirklichen Europa, die so oft Amerikaner, die über Europa schreiben, spüren lassen, schädigt leider auch das einflußreiche Buch M. Grants, das unter dem Titel „Der Untergang der großen Rasse" 1925 in deutscher Übersetzung erschienen ist. Es enthält manches Richtige, ist aber bis zum Rand angestopft mit veralteten, halbverstandenen Lesefrüchten und naiven Schlüssen daraus. Bedenklich ist bei ihm wieder das durch den Weltkrieg geschürte Dogma von Deutschlands angeblicher Entgermanisierung. Grant weiß sogar, wie sie zustande kam, nämlich durch den Dreißigjährigen Krieg. Da in diesem die Bürger und Bauern eher noch mehr litten als der Adel oder die Soldaten, so müßte man gerade nach Grants Voraussetzungen eigentlich die entgegengesetzte Wirkung des großen Krieges annehmen. Grant versteigt sich zu der häßlichen Bemerkung, der deutsche Mangel an Ritterlichkeit und Großmut gegen Frauen und Verwundete sei auf die Entgermanisierung Deutschlands zurückzuführen. Wer etwa hofft, die leichtfertige Unrichtigkeit dieser letzteren, aus der Gegenwart geschöpften Behauptung müsse sogar amerikanischen Lesern die Augen öffnen über die entsprechende Unwissenheit des Schreibers in den schwierigeren geschicht-



Abb. 435.

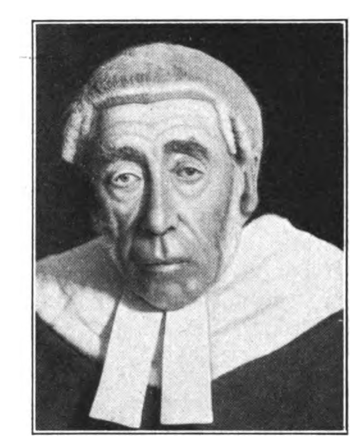


Abb. 436.



Abb. 437.

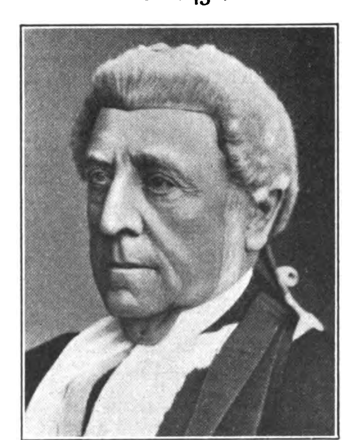


Abb. 438.

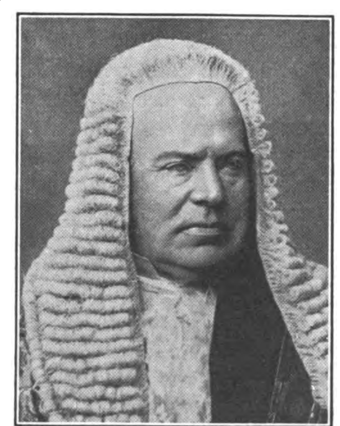


Abb. 439. Typengemisch im Vereinigten Königreich.

Nicht nur von Volk zu Volk, sondern auch von Stand zu Stand geht ungebrochen das alte Spiel. Auch hier wieder benützt sogar das „Berliner Tageblatt" die von ihm geschmähte „Rassentheorie" in zielbewußter Umleitung allverbreiteter Geschmacksurteile, indem es z. B. in den bissigen Zeichnungen des „Ulk" junkerliche oder militaristische Rundköpfe mit Himmelfahrtsnäschen hochgewachsnen schlanken Demokraten mit germanischen Nasen gegenüberstellt. Und die deutsche Sozialdemokratie, die keine Rassen kennt, ersetzt auf ihren Wahlplakaten gern die Köpfe ihrer Führer durch einen idealisierten „nordischen" Arbeiter in der Haltung eines Kapitänleutnants der kaiserlichen Marine. Ja, es gibt wirklich eine allumfassende antiostische Weltverschwörung! Stets ist der verlachte Spießbürger nach jenem Muster gezeichnet, das Sinclair Lewis in seinem Emporkömmling Babbitt vor uns hinstellt, „sein bebrilltes Antlitz eine leuchtende Scheibe, wie ein Teller, der im Lampenlicht auf seine scharfe Kante aufgerichtet wurde." (Zuchthäuslerhaarschnitt und runde Brille ist ein das Kugelige betonendes abfälliges Zubehör „des" ostischen Philisters!) Bei allem gesellschaftlichen Aufstieg im Zeitalter des Kapitals und der Parlamente „kann" der Ostische in seiner „prosaischen Gewöhnlichkeit" niemals wie ein „wirklicher" Herr aussehen.



Abb. 440. Umschlagzeichnung einer phrenologischen Schrift „Du bist erkannt". R. Kohlhardt, Uranus-Verlag, Berlin.

Die „Adelsrasse und ihr Gegensatz", dies alte Thema feudaler Zeiten, hat sich also in unserm demokratischen Zeitalter als Mittel im endlosen Kampf der Völker und Parteien wacker behauptet. Auch die „Phrenologen" können und wollen sich natürlich diesem ungebrochenen Werturteil aller Zeiten nicht entziehen. Dem schlanken Bewegungstyp stellen sie den untersetzten Ernährungstypus gegenüber, und wenn sie dem letzteren auch zerrbildliche Formen geben, so ist doch Manches nicht schlecht beobachtet. Nur scheinen es die Schüler Galls besonders auf den alten Gegensatz des Apollinischen zum Silenischen abgesehen zu haben. Aus einer größten Kopfbreite in der Ohrengegend schließen sie auf „Stärke der Selbsterhaltungstriebe", während die eurasische Stirnbildung Verstand und Gemüt besser entwickeln soll.

Zwischen den beiden Polen Idealismus und Selbstsucht scheinen sich die „Ergebnisse" der Schädeldeuter überhaupt gern zu bewegen. So hat, um von der „ariosophischen Wissenschaft" zu schweigen, auch der weniger parteiliche R. Burger-Villingen der hohen Stirn das „Selbstschöpferische" zugeteilt; der Teil hinter den Ohren gibt Auf-

lichen Fragen, der täuscht sich leider über die Zähigkeit der mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen behangenen propagandistischen Vorurteile. Infolge einer unmittelbaren mystischen Eingebung, wie es scheint, ist Madison Grant und mit ihm ein großer Teil des gebildeteren Amerikas felsenfest davon überzeugt, daß die Yankeekultur mit der alten „teutonischen" inniger zusammenhänge als die heutige deutsche.

schluß über die elementaren Triebe, wie Selbstbewußtsein, Eitelkeit, der Mittelschädel über das Gefühl der Autorität, religiösen Sinn usw.[1]).

Die allgemeine menschliche Sucht nach Prügelknaben wird durch diese Vorstellungen begünstigt. Man vergißt zu leicht, daß das Rassenurteil nach dem Gesetz der großen Zahlen erst auf ganze Bevölkerungsgruppen mit Berechtigung angewendet werden darf, die Anwendung auf den Einzelfall dagegen besonders in seelischer Beziehung zu den schwierigsten und unsichersten Dingen gehört.

Es dürfte überflüssig sein, die Belege zu vermehren für dieses typologische Werturteil, das als Welturteil so erdrückend seit Jahrtausenden gilt, daß sich ihm auch die nicht entziehen können, die seiner zu spotten vorgeben. Niemand, der wählen könnte, würde offenbar ostisch aussehen wollen; und da dem Menschen Freiheit wenigstens im Gebiet der Phantasie verliehen ist, so sieht er den Feind ostisch und suggeriert die Adelsrasse dem lieben Ich an, auch wo sie fehlt. Es ist in der Tat hier außerordentlich schwierig, objektiv zu bleiben. Nicht nur sind die Rassen heute dermaßen zerkreuzt, daß man Spuren der einen oder der andern fast überall vermuten darf; dazu kommt, daß seelische Eigenschaften unabhängig von körperlichen Merkmalen (sein und) vererben können. Wenn auch eine höhere Wahrscheinlichkeit für den Zusammenhang beider spricht, dieser Zusammenhang ist doch in keinem Einzelfall mit Sicherheit vorauszusetzen. Und so eignet sich denn das Gebiet des rassischen Werturteils, ungeachtet der ernsten und tiefliegenden Wahrheiten seines Untergrundes, ausgezeichnet zur Fundgrube unbeweisbarer wie unwiderlegbarer Vermutungen mit praktischer Tendenz und angenehmen Ichgefühlen. Gegen solchen Mißbrauch der anthropologischen Geschichtsauffassung gilt Lessings Aufklärerwort: „Mittelgut wie wir findet sich überall in Menge; nur muß der Knorr den Knuppen hübsch vertragen."

Indes es gibt eine Gefahr, die in unsrer Zeit vielleicht größer ist als die des Rassendünkels; das ist die verständnislose Preisgabe werthaltigen Ahnengutes, das überschnelle Vergessen der Überlieferungen, das sophistische Zerreden gegebener Unterschiede. Hier gilt das andre Dichterwort: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält, und still sich freuend ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht." Goethe spricht freilich von einem „still sich freuen"; an manchen Nebengeräuschen hätte er vermutlich keinen Geschmack gefunden. Aber vergessen wir nicht, daß hinter dem rassischen Werturteil geschichtliche Tatbestände liegen, welche durch Übertreibung so wenig wie durch Leugnung beseitigt werden können. Wo so viel Rauch, ist Feuer zu vermuten. Ich gestehe offen, daß gar manche Behauptungen der seelischen Rassenkunde mir wenig erweisbar, ja nicht einmal glaubhaft erscheinen, indes diejenigen Unterschiede, welche sich auf den Gegensatz von Herrenschichten und Knechtsbevölkerungen zurückführen lassen — das ist ja immer nur ein Bruchteil seelischer Rassencharakteristik — sind vor der Geschichtswissenschaft wohl vertretbar.

[1]) Nach einem Aufsatz im Deutschen Adelsblatt 43 (1925), 479.

14. Noch Einiges zu dem Kapitel Germanen und Nichtgermanen.

Wie es gekommen ist, daß im Germanentum früh mit der nordischen Rasse die dalische und in gewissem Sinne auch die weniger verkennbare dinarische verschmolz, welche beide seit den Anfängen europäischer Herrenkultur auch Herrenschichten angehörten, das haben wir gesehen und wir haben die Zusammenhänge erkannt, welche die ostische Rasse nicht in gleicher Weise dazu geführt haben, daß man sie unter „Germanisch" mitdenkt. Wir haben auch gesehen, wie die heldische Anspannung, das Bewußtsein der verliehenen und selbsterworbenen Kraft die Hirten- und Bauernkriegervölker dazu führte, sich unter ihrem Adel für das „Volk Gottes" und ihre Rasse für die auserwählte zu halten. Der Hochflug ihrer Geschichte hat den Eurasiern und ihren nächsten Zugewandten die Rolle der „Großen" Rasse tatsächlich zuerteilt, und seit dem Zusammenbruch des römischen Reichs und erst recht seit dem Niedergang des Islams haben die germanischen Völker nebst den mit ihrem Blut neugebildeten romanischen die Führung innerhalb der gesamten Menschheit als ihre natürliche Aufgabe, ihr auf Leistungen begründetes Recht anzusehen sich gewöhnt. Von den germanisch sprechenden Völkern ist der Vorzug der schlanken, blonden Rasse immer angenommen worden. Noch heute bedeutet in der englischen Sprache „fair" sowohl blond wie schön wie ehrenhaft. Diese leiblich-seelische Begriffsverbindung hat bis ins 17. oder 18. Jahrhundert sogar in den romanischen Ländern mit ihrem nur dünnen und dahinschwindenden nordischen Blut Geltung gehabt, was seit Woltmanns Studien über die italienische Renaissance usw. ja allgemein bekannt ist.

Wie die nichtgermanischen Rassen, die in nachbarliche Berührung mit den Deutschen gekommen sind, vom germanischen Standpunkt aus aufgefaßt werden, darüber sollen hier einige Bemerkungen folgen, die indes nicht den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

Bemerkenswert unabhängig tritt bei den Südslawen die bodenständige dinarische Art gegen das sonst bis ins 18. Jahrhundert hinein allgemein europäische nordische Schönheitsvorurteil auf. Nicht das blonde nordische Mädchen gilt dem südslawischen Volksgeschmack für schön, und natürlich auch nicht die dralle ostische oder die breitschultrige kurzbeinige vorderasiatische Weiblichkeit, vielmehr die schlanke, hochgewachsene, schwarze Dinarierin. Das serbische Volkslied warnt vor den (seltenen) Blonden. Auch blaue Augen gelten als Schönheitsfehler,

über den man bestenfalls galant hinwegsieht, wie der Bursch, der sein blauäugiges Mädchen tröstet mit den Worten: „Auch meine Augen waren nur blau, aber beim Anblick deines Gesichtes wurden sie schwarz“[1]). Die geschichtlichen Schicksale des Balkans gaben der Entfaltung einer bodenständigen Herrenkultur so wenig Raum, wie einem Bauerntum in abendländischer Art; daß aber die Krieger- und Herrennatur des alten Dinariertums auch unter fremdem Joch nicht verloren ging, mag der Ausspruch des kroatischen Führers Raditsch andeuten: die Serben verständen besser mit der Flinte umzugehen als mit dem Pflug, was wenigstens in seinem positiven Teil auch durch die altbekannte Kriegstüchtigkeit der Kroaten selbst bestätigt wird. Etwas Lässiges liegt in der Art der Dinarier, wovon selbst die Bajuwaren trotz der ausgleichenden Wirkung der deutschen Bluts-, Sprach- und Erlebnisgemeinschaft noch Spuren zeigen. Sinnenfroh, breit, farbig, künstlerisch, — so steht das dinarische Wesen dem nordischen zur Seite. Bei aller Einschmelzung des dinarischen Elements sind es doch nicht nur die „schwarzbraunen Madeln“ des Volkslieds, sondern auch besondere Werte des Gemüts und der Begabung, welche in der Südostmark die Erscheinungsformen des Deutschtums um eigene Züge bereichern.

Trotz der augenfälligen Verwandtschaft des vorderasiatischen Gesichtsschnittes und Schädelumrisses mit dem dinarischen ist es doch noch niemand eingefallen, eine engere seelische Verwandtschaft zwischen beiden Rassen festzustellen, als sie etwa zwischen dem verschmitzten Jakob und seinem rauhen Jägerbruder Esau bestanden haben mag. Was die Europäer an der vorderasiatischen Rasse, wo sie in Europa auftrat, immer zuerst bemerkt haben, das ist nicht sowohl die Abstammung von einer alten Pflanzerrasse, auf welche der Kulturhistoriker vielleicht Gewicht legt, als vielmehr die jahrtausendalte Verstädterung und Verhändlerung, welcher diese Rasse in den alten Brennpunkten der frühesten Hochkultur seit Jahrtausenden unterstand. Diese Geistesart haben die germanischen oder keltischen Bauern und Krieger als fremd empfunden, schon als zu den Zeiten Salvians syrisches Händlertum die Kaufhallen der linksrheinischen Städte geschäftig und wenig zuverlässig überschwemmte; armenische Christen haben auf abendländische kaum je einen günstigeren Eindruck gemacht. Während aber Syrer und Armenier nur gelegentlich in den Gesichtskreis des Abendländers traten, hat das Judentum, besonders das östliche, vorderasiatische Rasse immer wieder in die Mittelpunkte des abendländischen Verkehrs gestellt; sie ist damit zur Zielscheibe einer säkularen Abneigung der europäischen Wirtsvölker geworden, die an der jüdischen Rassenmischung überhaupt ihr Rassenempfinden recht eigentlich ausgebildet haben. Das Schicksal, odium humani generis zu sein, lastet auf dem Volk Ahasvers seit der Antike mit fast unverminderter Schwere. Selbstverständlich ist der Rasseninstinkt erst sekundär; ihm liegt zugrunde die verschiedene Kultur, die

[1]) K. Goetz, Slawische Frauenschönheit, Köln. Zeitung 1926, 708. Weiß und rot, wie Milch und Blut, soll die Gesichtsfarbe auch nach serbischem Geschmacke sein.

fast gegensätzliche Einstellung des Herren- und Bauerntums zu der des Ghettos. Sein Leben im Beruf aufs Spiel zu setzen, ist dem germanischen Handwerker des Mittelalters ein Stück Rechtschaffenheit, wie den Herren und Bauern auch; sie haben kein Verständnis für das Witzwort des Ghettos: „Ein Dachdecker und ein Kaminkehrer dürfen nicht als Zeugen vernommen werden, denn beide stellen für Geld ihr Leben aufs Spiel.“ In die Atmosphäre des germanischen Abendlandes paßte eine alte heimatlose Händlerkultur nicht, die sich in Sprichworten wie den folgenden aussprach: „Scheren lernt man am besten an einem fremden Bart.“ „Heiraten soll man in der Heimat, stehlen in der Fremde.“ „Ein Huhn esse ich am liebsten zu zweit, ich und das Huhn.“ „Wahrheit ist die beste Lüge.“ „Sich selbst loben ziemt sich nicht, schadet aber auch nicht“[1]).

Der Anschein, daß es sich bei der judengegnerischen Stimmung der meisten Wirtsvölker um rein rassische Instinkte handle, wird zunächst wohl dadurch verstärkt, daß sich diese Abneigung weit weniger gegen die Südjuden (Sephardim, Spaniolen) richtet, die sich stärker mit mittelländischer Rasse gemischt haben (Abb. 196), als vielmehr gegen die vorderasiatisch-ostisch gemischten Ostjuden (Aschkenazim, German Jews). Nebenbei bemerkt, ist allerdings die große Verschiedenheit der beiden genannten jüdischen Typengemische ein schlagender Beweis dafür, wie wenig die Judenheit trotz ihrer gesellschaftlichen Sonderstellung von der Vermischung mit ihrer jeweiligen Umwelt frei geblieben ist. Aber wenn die Ostjuden stärker als die Südjuden Abwehrstimmungen wachhalten, so hängt das vor allem mit ihrer um das Vielfache größeren Anzahl, ihrem Kulturstand und ihrem Auftrieb als Auswanderer zusammen, danach allerdings auch wohl mit ihrem stärkeren Gehalt an vorderasiatischer Wesensart; erst in letzter Linie mit ihrem Äußeren. Im übrigen liegt das spezifisch Jüdische aber auch anthropologisch nicht nur in der besonderen Rassenmischung.

Sigmund Feist erklärt:[2]) „Ihr Wanderleben brachte die Juden in Berührung mit den verschiedenen Spielarten der weißen Rasse, ferner auch mit hamitischen Abessiniern, Negern, Mongolen und Drawida. Alle Unterabteilungen der weißen Rasse wie die genannten Fremdrassen haben auf die Juden abgefärbt.“ Trotzdem aber sei es, meint Feist, nicht richtig, nur die Gleichheit hervorzuheben, die zwischen dem jüdischen Volk und den andern Völkern in dieser Anteilnahme an den verschiedensten Rassen bestehe, sondern man dürfe auch die Verschiedenheiten der Juden von allen andern nicht vernachlässigen. „Die eine Tatsache läßt sich nicht bestreiten, es gibt ohne Zweifel einen jüdischen Typus.“ Nach einem Versuch, die anthropologischen Grundlagen dieses Typus (in Richtung der orientalischen und vorderasiatischen Rassen) zu beschreiben, kommt Feist zum eigentlich Jüdischen, von dem er sagt: „Auch in einer rassenhaft ziemlich gleichen Umgebung (z. B. unter Armeniern oder Griechen) erkennen die Eingeborenen in der Regel den Juden.“

---

1) Südd. Monatsh. 13 (1916), 767 f.

2) Stammeskunde der Juden (1925), 180, von mir leicht umstilisiert.

Hiermit sind die zwei Umstände klargestellt, die rassenmäßig die Juden in ihrer Umgebung fremd erscheinen lassen. Einmal enthält die Judenheit ein besonderes Rassengemisch (orientalisch-vorderasiatisch-mittelländisch-nordisch-ostisch-negerisch), das um so mehr als etwas Eigenes in die Augen fällt, je mehr die Umgebung eine andere Zusammensetzung bzw. Verteilung der Mischungsbestandteile aufweist. Und zweitens legt sich über jenes Rassengemisch der Judentypus im engeren Sinn, nach Feist „die in den Gesichtszügen sich widerspiegelnde, speziell jüdische Mentalität, zum Unterschied von dem Rassetypus kein Natur-, sondern ein Gesellschaftsprodukt, das in der eigenartigen jüdischen Atmosphäre des Ghettolebens seinen Ursprung hat". Diesen besonderen Judentypus erklärt Feist, wie vor ihm schon ähnlich Fishberg, auf folgende Weise: „Aus der körperlichen Degenerierung von Individuen, denen Luft und Licht, ja selbst die Baustoffe für den Körper[1]) auf ein Minimum reduziert sind, erklären sich die welken Gesichtszüge und die geringe Muskelentwicklung des Leibes; aus der vorwiegend geistigen Beschäftigung beim Studium des Talmud und dem Lebenserwerb durch stete List und Berechnung das Durchgeistigte des Blickes und das lebhafte Mienenspiel des Gesichts. Eine weitere Eigenart des Judentypus, „sein lebhaftes Gebärdenspiel und die stete Bewegung des Körpers" will Feist als „Rest ursprünglicherer Kultur" erklären, „die älter ist als die dem gebildeten Mitteleuropäer heute vertrauten Umgangsformen". Feist erwähnt weiter den „eigenartigen jüdischen Tonfall", den er „nicht auf anatomische Besonderheiten", sondern auf „Vererbung und Überlieferung" zurückführen will, „die ihren Ursprung vielleicht im Singsang beim Talmudstudium hat".

Es ist hier wohl kaum nötig, die einzelnen Aufstellungen Feists unter die Lupe zu nehmen, der zwar kein durchgebildeter Anthropologe, aber jedenfalls ein aufmerksamer und liebevoller Beobachter ist[2]). Wichtig ist jedenfalls der Umstand, auf den Feist noch hinweist: „daß die Juden seit ihrer Zerstreuung überwiegend in Städten wohnen". Man ermesse, was dieses 2000jährige Stadtleben allein bedeutet! Schon zu einer Zeit, als die Germanen nur mit dem Schwert oder Pflug erwerben konnten, unterlagen die Juden leiblich und seelisch der Verstädterung. Noch vor zwei Geschlechtsfolgen fiel der städtische Bevölkerungsanteil der Deutschen zahlenmäßig wenig ins Gewicht[3]).

[1]) Hierzu darf ein Fragezeichen gesetzt werden. Richtig ist wohl der Mangel an Bewegung, Sport, Freiluft- und Handarbeit.

[2]) An seiner eigenen Familie stellt auch er (187 f.) immerhin mit Befriedigung ein allmähliches Schwächerwerden des Judentypus fest.

[3]) Im Jahre 1871 betrug der Anteil der Großstädte (über 100 000 Einwohner) etwa 5% der deutschen Bevölkerung, und mehr als 60% wohnten noch in Gemeinden unter 2000 Einwohnern. Rechnet man die Kleinstädte (unter 20 000 E.) zum Land, so lebten noch 1885 fast 82% der Deutschen auf dem Lande. Heute (1925) zählen die Großstädte schon 25%, die Gemeinden unter 2000 E. nur mehr etwa 35% der Gesamtheit! Unter Verstädterung in dem hier zugrundeliegenden Sinn ist natürlich nicht an die mittelalterliche Handwerkerstadt gedacht, sondern an die antik-moderne kapitalistische Händlerstadt, deren Geist auf möglichst handarbeitslosen Gewinn gerichtet ist und sich von der gleichfalls handarbeitsfeindlichen Ausbeutung im Herrenstil durch den Wegfall

In diesem Zusammenhang muß vor allem beachtet werden, daß das Stadtleben im allgemeinen die Familien rasch aufzehrt. Es gibt heute wenige Deutsche (und dürfte auch in Zukunft immer nur wenige geben), deren Ahnen durch mehr als vier oder fünf Glieder dem ländlichen oder kleinstädtischen Dasein entfremdet waren. Die germanische Stadtbevölkerung erneuert sich vom Lande her. Das Schöpfbecken der Judenheit aber, soweit sie in Europa lebt, ist immer wieder der Ghetto und nichts anderes gewesen. Die Frühehen des Ghetto sorgen für überreichlichen Nachwuchs.

Somit erklärt sich die anthropologische Fremdheit der Juden, besonders der östlichen, unter ihren europäischen Wirtsvölkern einerseits aus ihrem besonderen Rassengemisch und anderseits aus dem Judentypus als Sozialtypus, in dem Körperliches und Seelisches nicht zu unterscheiden ist. Man nehme nur das Äußerlichste, die Gebärde, die Art zu sprechen. Der Krämer, der Geschäftsreisende usw. muß viel reden, sich rühmen, ein selbstwohlgefälliges Belehren und Einladen gehört zum Geschäft. Für Herrenschichten ist dagegen eine beherrschte Gebärde, zurückhaltendes Wesen allein schicklich. Auch der Bauer handelt lieber schweigend zu seinem Vorteil; auch er vergäbe sich etwas, wenn er aus Erwerbsgründen eifrig auf andere einredete. Die gesamte nordische Art ist schwerhörig erzogen gegen eine Rede, die nicht zum allgemeinen Besten gehalten wird. So ist der Gegensatz des Händlers zum Bauern oder Herrn beim ersten Wort, ja Gruß fühlbar. Solcher Unwägbarkeiten gibt es vielerlei; sie sind für die letzte Wertung eines Individuums nicht entscheidend, aber sie bilden Bausteine eines Rasseninstinkts und eines Rassenschicksals.

Die Bezeichnung „Antisemitismus" ist ein unglücklich gebildetes Fremdwort für die Überfremdungsabwehr, die mit dieser Bezeichnung gemeint ist. Denn mit der alten orientalischen Rasse der Semiten, mit der Hirtenreligion und -kultur der ursprünglichen Israeliten hat dies alles nichts zu tun[1]). Ghettoabwehr wäre schon eine zutreffendere Bezeichnung. Daß es sich dabei weniger um körperliche Abneigung, als um den seelischen Gegensatz verschiedener Kulturböden handelt, mag schon aus den Bemerkungen Feists deutlich geworden sein. So erklärt denn auch F. v. Luschan in Ausführungen, die er zur Bekämpfung des Antisemitismus geschrieben hat: „Die Ziffernreihen der amtlichen Statistik belehren uns, daß die Juden bei Roheitsverbrechen, Mord, Totschlag usw. günstig abschneiden, dagegen ungünstig bei Betrug und Bankerott, bei Fälschung von Urkunden und Nahrungsmitteln,

---

sowohl des kriegermäßigen Mittels wie der standesmäßigen Ehrverpflichtungen unterscheidet. Die Zahl der jüdisch-christlichen Mischehen ist in raschem Wachstum begriffen. In Preußen ging die Zahl der rein jüdischen Ehen allein von 1921 auf 1922 um etwa $1/_8$ zurück, die Zahl der Mischehen stieg um etwa $1/_{10}$. In Berlin betrugen die Mischehen 1922 schon mehr als die Hälfte der rein jüdischen Ehen (nach Feist 184), und dabei sind natürlich nur die ungetauften Juden berücksichtigt.

[1]) Wie schlecht die Bezeichnung ist, mache man sich klar aus der Sinnlosigkeit etwa des Wortes: „Antibeduinismus", und doch sind die Beduinen echtere Semiten als die Ostjuden.

bei Wucher und habsüchtiger Täuschung. Die relative Häufigkeit dieser Vergehen und Verbrechen ist bei den deutschen Juden nahe an zweimal, bei den österreichischen fast dreimal so groß als bei ihren christlichen Nachbarn, und wird allgemein als Beweis für die moralische Minderwertigkeit der Juden aufgefaßt und von ihren Gegnern entsprechend ausgeschlachtet. Dabei wird übersehen, daß diese Zahlen, so unanfechtbar sie scheinen, doch trügerisch sind, weil die Juden von vornherein, und erst recht durch ihre äußere Lage gedrängt, überwiegend Berufen angehören, die zu habsüchtiger Täuschung verführen"[1]). Auch der starke Familiensinn der meisten heutigen Juden, ihre häuslichen Tugenden, dürften mehr auf ihren Zusammenhalt in der feindseligen Umgebung des Exils zurückgehen, als auf das Sippengefühl der israelischen Hirtenkrieger zur Zeit der zwölf Stämme oder auf den dörflichen Gemeingeist vorderasiatischer Pflanzer.

Aus der Geschichte des Antisemitismus läßt sich sozusagen experimentell nachweisen, daß es weniger das fremdartige Äußere als die tiefverwurzelte andersartige Kulturüberlieferung war, welche die Schärfen des Rasseninstinktes in diesem Fall hervorrief. Die west- und mitteleuropäischen Juden haben deshalb stets unter dem Zustrom ihrer fremdartigeren östlichen Glaubensgenossen zu leiden gehabt. Man kann vielleicht sagen, daß die Vergroßstädterung der germanischen Bevölkerung ihr Wesen in einer Weise umbildet, welche den Unterschied zum Ostjuden (abgesehen von Äußerlichkeiten) abstumpft. New York vermag ja anscheinend eine massenhafte Ostjudenzuwanderung leichter zu verdauen, als unser „alter Kontinent mit seinen Basalten und verfallenen Schlössern". Aber auch in einem so stark verstädterten Gebiet wie England ist noch heute der ostjüdische Zufluß für die geachteten altansässigen Juden bedenklich. So fürchtet ein Freund der Ostjuden, der israelitische Oberregierungsrat Goslar, in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" vom 4. September 1926 ein Anwachsen des Antisemitismus in England als künftige Folge des Londoner Ghettozuzuges. Er schreibt: „Wie es in Zukunft werden wird, ob der starke Ansturm all der zahlreich sprungbereit stehenden Intelligenz aus den Reihen der ersten in England erzogenen jungen ostjüdischen Generation, ob ihr Eindringen in die öffentlichen und freien Berufe des nur an einen ziemlich geringen Prozentsatz von Juden gewöhnten Englands sich ohne Reibungen vollziehen wird, muß der Gang der Ereignisse lehren. Bei allem Vertrauen auf den Takt der Engländer müssen hier geschichtliche Analogien zur vorsichtigen Beurteilung mahnen." So erklärt es sich denn auch, daß z. B. der im „Verband nationaldeutscher Juden" zusammengeschlossene volleingedeutschte Teil unserer Judenheit bei seinem Kampf gegen Zionismus wie Antisemitismus sich aufs stärkste gegen die Grenzöffnung nach Osten wehrt, wobei ihm freilich andere deutsche Staatsbürger jüdischer Abkunft in den Rücken fallen. Es ist eben niemand darüber im Zweifel, daß mit einer äußerlichen Angleichung

---

[1]) Völker, Rassen, Sprachen (1922), 170. (Unerheblich gekürzt.)

und mit einer Verwischung des Stammbaumes die innere Einfügung der Zuwanderer in das neue Volksganze sich nicht in wenigen Generationen erzwingen läßt. In der Kunst des sozialen Aufstiegs ist ja der emanzipierte Wanderjude geschickt, abgesehen von der brüderlichen Hilfe, die ihm dabei das gute Herz oder die zionistische Romantik von angesessenen Juden leistet. Kaum ist es ihm gelungen, in Berlin oder Wien Fuß zu fassen, so mietet er sich für die grobe Arbeit „arische" Dienstkräfte, um sich mit seiner Familie um so ausschließlicher irgendeinem Handel, in der nächsten Generation einem „gebildeten" Erwerbsberuf und in der dritten womöglich schon dem bloßen Dasein als Kulturträger zu widmen. Aber die Erfahrung lehrt, daß so viele Juden auch sich zu allen Zeiten nützlich und ehrenvoll in die nichtjüdische bürgerliche Gesellschaft eingereiht haben, die daneben unausrottbaren „Kräfte der Zersetzung" (um den Mommsenschen Ausdruck zu verdeutschen) unter ihnen um so schädlicher wirken, je mehr sie in der ohnehin so raschen Verstädterung des Abendlandes den günstigsten Nährboden finden. So wird denn die Gegenstimmung, die durch ihr Eindringen überall erwachte, an Stärke von keiner andern erreicht; man braucht nur den so viel schwächeren Gegensatz zwischen Nordischen und Ostischen, der bei der alten Kultur- und Blutsvermischung zwischen beiden ja auch gar nicht so stark sein kann, daneben zu halten. Unter den eindringenden und als fremdgeistig empfundenen Juden fallen ja nicht die Handwerker oder Bauern, die Gelehrten oder Sportshelden in die Augen, sondern die, welche sich rasch ein Vermögen oder ihren Wirtsvölkern die öffentliche Meinung usw. machen. Nur so erklären sich Äußerungen, wie etwa die des österreichischen Priesters und Staatslenkers Dr. Seipel zu einem Vertreter der „Jüdischen Telegraphenagentur", die christlich-soziale Partei bekämpfe „die Übermacht des zersetzenden jüdischen Einflusses"[1]). Von irgendwelchen Rassegesichtspunkten dürfte „Seipel der Antisemit" wirklich freizusprechen sein. Aber bei alledem liegt die Wesensart der alten pflanzerisch-städtisch-händlerischen vorderasiatischen Rasse doch mit zugrunde, eine geschichtliche, keine naturwissenschaftliche Sonderbildung von verwickelten Ursachen[2]). Wie in der heutigen Judenheit sich sämtliche Rassen gemischt haben, so gibt es wohl auch kaum ein Volkstum mit größerer seeli-

[1]) Meldung des „Berliner Tageblattes" aus Wien vom 14. Jan. 1927.

[2]) Reche (Reall. d. Vorg. 5, 365. 379) schildert den seelischen Gegensatz zwischen Dinariern und Vorderasiaten mit den Worten: „Die dinarische Rasse ist verläßlich, tapfer, stolz, ehrliebend, heimats- und vaterlandstreu, ausgesprochen kriegerisch. Sie hat ein heiteres Temperament, ist witzig, leicht erregbar, aufbrausend . . . Es fehlt der Rasse vielleicht die eigentliche Schöpferkraft und das Organisationstalent . . . In den geistigen Eigenschaften scheint sich die vorderasiatische Rasse ziemlich stark von der dinarischen zu unterscheiden, stärker als in körperlichen Merkmalen. Sie zeichnet sich besonders durch eine ausgesprochen geschäftliche Begabung und ein in geschäftlichen Dingen sehr weites Gewissen aus. Damit verbunden ist große Klugheit und die Fähigkeit, sich in die Seele anderer Menschen hineinzufühlen, und sich die Schwächen des anderen geschickt zunutze zu machen . ." Man sieht aus diesem Beispiel, wie die Anthropologie selbst nach ihrer Ergänzung durch die Kulturgeschichte ruft, die allein so auffällige Unterschiede nach ihren Ursachen ergründen kann.

scher Spannweite zwischen seinen Angehörigen, als das jüdische. Aber nicht die frommen und edlen Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft haben schon seit Alters das Urteil der Wirtsvölker maßgebend beeinflußt, vielmehr gerade die minderwertigeren Elemente.

Auch die der nordischen Rasse so viel verwandtere mittelländische trägt die Spuren älterer Verstädterung. Vielleicht hängt hiermit, noch mehr als mit dem klimatischen Unterschied, die Frühreife der Mittelmeerrasse zusammen. Dem Italienfahrer aus Norden fällt es auf, wie altklug die Kinder des Südens wirken; sie haben etwas Wissendes in den Augen, mancher nordische Erwachsene erscheint kindlicher als sie, und jedenfalls verbürgt schon das die deutsche Zukunft des unglücklichen Südtirols, daß noch heute die Zwölfjährigen in Bozen so verschieden in Ausdruck und Reife von denen in Brescia sind. Die trefflichen Beobachtungen, die sich etwa bei Günther über die Mittelmeerrasse finden, enthalten viel von dem alten Gegensatz von Germanisch und Romanisch oder Deutsch und Welsch. Dabei müßte freilich abgezogen werden, was in der griechisch-römischen Antike von den nordischen Indogermanen herstammt. Die Mittelmeerrasse ist wohl die formbegabteste, die es gibt; hierin ist sie Lehrmeisterin des Nordens wie der ganzen Welt. Aber ihre Behendigkeit erscheint den Nordischen als Gegensatz zu der Beständigkeit, die alle wirklich große Leistung voraussetzt; ihre Pose als Gefährdung des Inhalts. Das mehr Innerliche der germanischen Kultur, das Mißtrauen, das hier gegen die leere Form und das Gestikulieren besteht, wendet sich gegen die Art der südlichen Europäer um so ausgesprochener, je mehr bei diesen das mittelländische Wesen die etwa noch vorhandenen Erbeinschläge von Cromagnon und nordischer Rasse überwiegt [1]).

Die vorwiegend ungünstige Beurteilung der mittelländischen Rasse seitens der germanischen Welt beruht zum größten Teil wohl auf Gegensätzen, die sich geschichtlich, und zwar seit der ältesten Frühgeschichte ausgebildet haben. Auch bei diesen südeurasischen Vettern, und zwar zum Unterschied von der orientalischen Rasse, vermißt der nordisch Eingestellte das noch lebendige Erbteil alter weiträumiger und großzügiger Hirtenkrieger- und Herrenrasse, also kulturgeschichtliche Formungsvorgänge [2]).

[1]) Auch hier gebe ich als Probe nördlicher Beurteilung der mittelländischen Südeurasier z. T. wieder, was Reche als Zusammenfassung im Reall. d. Vorg. 5, 369 f. niedergelegt hat: „Grundzug des Wesens ist Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit, typisch ist das rasche Aufbrausen. Der Geist ist wie der Leib: gelenkig, leicht, klein. Intelligenz, Gewandtheit, Schlauheit, Gerissenheit sind bedeutend. Der Zweck des Lebens ist Genuß, Sinnenlust; der Geschlechtstrieb beherrscht alles, er wirkt daher auch bestimmend auf Kunst, Dichtung und Witz. Bewunderung jedes Erfolgs, selbst des unmoralischen; Begabung zu großartiger Geste, große rednerische Veranlagung; Prahlerei, Ruhmsucht, z. T. empörende Grausamkeit in der Behandlung von Mensch und Tier."

[2]) Die orientalische Rasse findet Reche a. a. O. „begabter als die Stammform, d. h. die mittelländische; sie zeigt besonders mehr Organisationstalent, Energie, Unternehmungsgeist, kaufmännische Begabung", und bei den Hamiten rühmt er: „ausgesprochen kriegerisch, Organisationstalent, oft große Energie, Herrscherbegabung, erhebliche Intelligenz."

Gewiß liegen aber auch schon ganz alte und wirklich rassisch bedingte Unterschiede zwischen den beiden europäischen Hauptästen des Eurasiertums. Auf erotischem Gebiet, das hierzu gehört, finde ich den Gegensatz schlicht und bildkräftig in den Versen eines ausgeprägt nordischen Dichters:

„Dein blaues Auge hält so still,
Ich blicke bis zum Grund.
Du fragst mich, was ich sehen will:
Ich sehe mich gesund.

Es brannte mich ein glühend Paar,
Noch schmerzt das Nachgefühl:
Das deine ist wie See so klar
Und wie ein See so kühl.“ (Klaus Groth.)

Während die Germanen sich ihres Gegensatzes zur vorderasiatischen Rasse hauptsächlich an der Judenfrage bewußt wurden und ihren Unterschied von der mittelländischen an den Berührungen mit romanischen Völkern erlebten, ist ihnen die ostische Wesensart von außen her geschichtlich vor allem an der Slawengrenze fühlbar geworden. Das Nationalgefühl der Deutschen wie etwa das der Schweden hat sich wesentlich auch am Bewußtsein der Überlegenheit über die östlichen Nachbarn ausgebildet. Das deutsche Mittelalter hat durch die Kolonisation der Ostmarken das Problem, ein Volkstum über das andere zu schichten, in großem Maßstab gelöst. Die Deutschen leitete wohl ein Bewußtsein davon, daß sich der slawische Osten von der heimischen Rassenzusammensetzung unterschied. Indes vermochte die Zeit sich nicht in Rassebezeichnungen auszudrücken; man unterschied Christen und Heiden, Herren und Knechte, Deutsche und Wenden, und hatte dabei in weitem Umfang den seelischen und leiblichen Unterschied der Germanen von den Ostbaltischen vor Augen. Die Herrenschichten im slawisch sprechenden Gebiet haben gewechselt. Nordisch-indogermanische Urslawen, Germanen, Innerasiaten lösten einander ab; was stets zurückblieb und seit der spätsteinzeitlichen Fatjanowokultur andersartige Herren über sich sah, war die nicht adelsfähige ostbaltische Mischmasse. Nirgendwo blieb der Gegensatz der nordischen Adelsrasse zu einer anderen fühlbarer als östlich der Elbe, in dem nach den Räumungen der germanischen Völkerwanderungszeit zurückgewonnenen und heißumstrittenen „Ostland“. Während die Auffassung der alpinen Ostischen als „keltischer“ Rasse erst einem gelehrten Irrtum des 19. Jahrhunderts entspringen konnte, war die Bezeichnung der Hellostischen und z. T. auch, wie in Böhmen, der Dunkelostischen als „slawischer“ Rasse in jahrhundertelanger Wendenpolitik zu einer geschichtlichen Berechtigung gelangt.

Nach allgemeiner Auffassung der germanischen Kreuzfahrer oder Siedler gehört zu den Eigenschaften der slawisch sprechenden Völker ihre geringe Fähigkeit zu festerer Staatsbildung. Fremdherrschaft erscheint bei wohlwollender Auslegung hier zuweilen als ein Schutz, den

sich „slawische" Völkerschaften durch die Berufung fremder Regenten gegen andere, noch minder wünschenswerte Herren schufen. Dieser Mangel an staatsbildender Kraft, an Führertum und tragfähigen eigenen Oberschichten und diese häufige und langdauernde Unterwerfung unter indogermanische, skandinavische, deutsche oder mongolide Herren prägte, vom Standpunkt dieser Herren gesehen, der slawisch sprechenden ostbaltischen Masse weithin den Stempel der Knechtsrasse auf, das enge Gesichtsfeld, das Sichduckenkönnen, „kleiner Leute Art". Hier hatte der germanische Herrenstandpunkt mehr Erfolg als in den Völkerwanderungsreichen der Mittelmeerwelt. In Ostland war keine Kultur, die den Siegern über den Kopf wuchs. Die herrschende und die dienstbare Rasse schienen sich aufs beste zu ergänzen, fast im Sinn des Aristoteles (oben S. 230). Auch die Kolonisten bäuerlichen Standes hatten als Deutsche zuerst ein besseres Recht als die Slawen und bildeten diesen gegenüber eine Art von Herrenstand; die gesellschaftliche Hebung des Siedlers deutscher Zunge mag mit anderen Lockungen anklingen in dem alten Lied der Vlamen, die in die Ostmark zogen:

„Naer Oostland willen wy ryden, . .
daer isser een betere Stee . .
daer is het zoo vrolyk te leven . ."

Später verschlechterte sich die Lage der deutschen Erbzinsbauern; aber wenn die deutschen Kolonisten selber in den Stand der hörigen Grundholden herabsanken, so verschmolz zwar in der dienenden Schicht im Lauf der Zeiten die Rasse der Sieger mit der der Besiegten, nicht aber wurde dadurch der Aufstieg der ostbaltischen Rasse in die nur noch exklusiver gewordene Herrenschicht befördert. Aber auch die Tüchtigkeit der Ostbaltischen als einer geführten Masse lernte man in Osteuropa kennen und schätzen und dazu die reichen Gemütswerte, die künstlerischen Anlagen, den elegischen Zug etwa des russischen Volkscharakters.

Auch im altdeutschen Gebiet hat sich im Zeitalter der aristokratischen Gesellschaftsgliederung jenes stille Verdikt behauptet, das nun einmal an dem untersetzten, kurzgewachsenen Ernährungstypus weniger Beziehung zu höheren Berufs- und Standesidealen vermutet als beim schlanken Bewegungstypus. Selbst auf dem Dorf ist die Stufung bemerkbar. Dasselbe was etwa an der nördlichen Grenze des deutschen Sprachgebietes gilt (oben S. 214), trat mir in der Nordostschweiz entgegen. Dunkelostische von einer Reinheit, wie sie die anthropologische Literatur selten aufweist, und zugleich von einem Ausdruck der gesellschaftlichen Demut in Blick, Bewegungen und Sprache, man könnte sagen von einer Knechtseligkeit auch im guten Sinne, fielen mir in ihrer bäuerlichen Umwelt so sehr auf, daß ich bedauerte, die Kamera nicht zur Hand zu haben, um diese überraschende Fortdauer uralter rassischer Selbstgefühle in einer längst demokratisierten Gesellschaft festzuhalten. Allerdings ist das Dorf ja gar nicht so demokratisch, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Feinste, dem Außenstehenden fast unverständliche Rangabstufungen, und zwar ziemlich viele Stufen,

gliedern das Dorf. Im städtischen Kleinbürgertum fehlen die Rangklassen auch nicht; hier aber mag der ostische Typus seit alters eine wenig beengte Entfaltung gefunden haben. Auch hier wird er vielfach als Emporkömmling angesehen; die ästhetischen Vorurteile sprechen mit, bringt doch schon der untersetzte Wuchs seinen Träger unter Schlanken stets in einen gewissen Nachteil. Aber nur auf dem Lande und zwar sogar noch in Gebieten, in denen der ostische Typus den Gautypus beherrscht, wie in Rückzugsgebieten des Gebirges oder des Ostens — an Rändern der germanischen Oikumene — scheint mir mit so vielem altem und ältestem Gewohnheitsgesetz, das fortlebt, auch die bescheidene Ausgangsstellung der Ostischen noch spürbar. In der Stadt fühlen sie sich zuhause wie die Sperlinge.

---

15. Der Geblütsschutz der Adelsrasse.

In den gesamten Tiefkulturen gibt es nirgendwo auch nur annähernd einen so ausgeprägten Geblütsschutz wie in der Oberschicht der Hirtenvölker. Die kleinen Wildbeutergruppen der ältesten Kulturstufen, wenig kopfreich und auf weite Räume verteilt, gehen sich im allgemeinen gegenseitig aus dem Weg. Aber im Verlauf langer Zeiträume vielfach durcheinandergeschoben und vermischt haben (angeblich mit einer einzigen Ausnahme, den Andamanesen) Primitivvölker nirgendwo Abschließungsgebiete gefunden, die ihre Rassenreinheit genügend schützten[1]). Bei den totemistischen höheren Jägern und den Pflanzern nimmt der sinnliche Lebensgenuß eine breite Rolle in der Weltanschauung wie in der Praxis ein; die Reize fremder Rasse sind ihrem Liebesleben nicht fremd geblieben, und trotz verwickelter Heiratsregeln und -beschränkungen in diesen Kulturen sorgt schon die voreheliche Ungebundenheit für eine Art von Allvermischung, die sich gegebenenfalls nicht um gelegentliche Rassenunterschiede kümmert. Dem entspricht wohl auch der Zustand im späteiszeitlichen Europa, wo zwar wohlcharakterisierte Rassen nebeneinander sich finden, aber schon mit vielen Übergangs- und Mischformen.

Was nun aber die Hirtenkultur betrifft, so stehen die großen verfließenden Flächen Asiens und Osteuropas und die nomadische Lebensweise an sich der Erhaltung rein abgegrenzter Rassetypen entgegen. Aber nicht nur waren in früheren klimatischen Verhältnissen die äußeren Abschließungsmomente stärker und zahlreicher, sondern vor allem haben die Wanderhirten eine erhebliche gesellschaftliche Gliederung ausgebildet, die in den reichen Geschlechtern zu Ebenbürtigkeitsgrundsätzen geführt hat. Ihre patriarchalische Sippenverfassung hält die Vermögen in wenigen Händen zusammen und vermeidet ihre Zersplitterung auch bei der Eheschließung. Sie behütet streng die Jungfräulichkeit der Mädchen, wie keine andere Tiefkultur, und unterwirft die Heiratslustigen einer Sippenpolitik, die auf vorteilhafte Verbindung mit gleichgestellten Familien ausgeht. So schafft die Versippung der Herdenbesitzer nicht nur die wirtschaftliche Grundlage einer sich behauptenden Oberschicht, sondern sie begünstigt und sichert nebenbei auch die Erhaltung eines sozialtypisch gefärbten einheitlichen Menschenschlages. Seine rassische Vorzüglichkeit tritt diesem exklusiven Bluts-

[1]) Bei ihnen besteht durchweg örtliche Ausheirat; d. h. jedermann heiratet außerhalb der eigenen kleinen Gruppe, in der Regel natürlich innerhalb der Stammverwandtschaft, aber ohne grundsätzliche Stammesinzucht.

17*



verband zugleich mit dem gesellschaftlichen Nutzen der ständischen Inzucht um so deutlicher ins Bewußtsein, je mehr sich dieser reine Typus schon äußerlich von dem Rassengemisch der Unterschicht abhebt, in der sich alles Mögliche zusammenfindet und mengt. Die Vornehmen unter den Hirten heiraten gewöhnlich außerhalb der Sippe, aber innerhalb des Stammes. So bildet jeder Stamm eine enge Blutsgemeinschaft. Nicht nur die Ähnlichkeit der Stammesmitglieder, also die Ausbildung eines Stammestypus wurde so gefördert, sondern auch der Gemeingeist auf der Grundlage des durch Heldentum der Ahnen geheiligten Blutes. „Auf seine Abstammung vereinigt der Beduine das Selbstgefühl, das beim ansässigen Bauern zum größten Teil die Heimatliebe in Beschlag nimmt [1].“ Der Araber rühmt seinen uralten Stammbaum: „bis zu den Gründen der Erde erstrecken sich meine Wurzeln“ [2]. Der Adelsstolz beruht auf der Reinheit des Blutes.

„Denn nie vorm Angeborenen hält das Angelernte Stand.“
(Hamasa 341, übers. Rückert.)

Die Verachtung der „Unreinen“ und ihrer Gebräuche ist nur von hier aus ganz verständlich. Der Schutz des Stammesgeblütes führt zur Blutrache als der ersten aller Pflichten. Während bei den Pflanzern die Pflicht der Blutrache gerne abgelöst wird durch das System der Wergeldzahlung, hat das Gesetz der unerbittlichen „Blutsforderung“ sich nirgends so hartnäckig gehalten, wie bei den Hirten und den von ihnen abstammenden Herrenkulturen. Der hochmütige Schutz des Geblüts durch eine Rache, die als Kette ohne Ende Schuldige und Unschuldige in das gemeinsame Schicksal einer Blutsgemeinschaft hineinzieht, ist die eigentliche Vorstufe des Nationalhasses neuerer Zeiten.

Aber die Rache ist nur die eine Blutspflicht; daneben steht die Reinhaltung durch passende Ehen. Ist doch das Blut der Sieger und Herren das bessere, von der Vorsehung dank den Leistungen der Ahnen zum Herrschen bestimmt; an ihm hängen die Rechte der Klasse, die Vorzugsstellung in Gesellschaft und Staat.

Diese Anschauungen der Hirtenkriegervölker blieben bei den ostafrikanischen Hamiten zum Teil treu bewahrt. So ungebunden dort die Männer leben, so streng wird die Frau vor der Vermischung mit Negern bewahrt. Als Gebärerin hat sie den Stamm, die Rasse zu wahren; ihre Sünde wider das Blut wiegt schwer. Nur bei der ärmeren Hirtenbevölkerung hört diese Bewachung des Blutes auf und geht die Rasse rascher verloren. Wenn die Hottentotten aus massenhafter Kreuzung mit Buschmannrasse hervorgegangen sind, so kann man sich diesen Vorgang nur so erklären, daß es sich dabei um Teile der hamitischen Stämme gehandelt hat, die ähnlich den heutigen Wandorobbo ihre Herden verloren hatten und erst später wieder zu reicherem Viehbesitz gelangt sind [3]. Im übrigen aber haben die Hamiten in ihrem

[1] Bertholet, Kulturgeschichte Israels (1919), 83.
[2] Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten 2 (1887), 197.
[3] Oder allenfalls um einen Zusammenschluß von Hamitenbastarden, die als solche keinem Herrenstamm angehören konnten.



Lebensraum den Gegensatz des Hirtentums zu den Pflanzerrassen (und das Abseitsstehen der Jägerstämme) ziemlich ursprünglich bewahrt. Nur so erklärt sich die vergleichsweise gute Erhaltung des eurasischen Typus bei ihnen. Ähnlich haben bei den Beduinen die vornehmen Geschlechter den eurasischen Typus am reinsten von vorderasiatischer Beimischung bewahrt. Und wenn in den Gräbern Altägyptens sich die Reichen häufig durch grazilere, schmälere Knochen bei größerem Gehirnraum von den Armen unterscheiden, so verbindet sich hier wohl ein sozialtypischer Gegensatz mit dem Übergewicht hamitischen Blutes in der Oberschicht, wie (nach Haberlandt) noch heute die städtischen Kopten durch strenge Heiratssatzungen ihren Rassentyp gegenüber den bäurischen Fellachen züchten sollen[1]). Auch an der Grenze des Eurasiertums gegen die gelbe Rasse kann man Verwandtes beobachten. So ist z. B. in Sikkim und in Bhutan der Adel eurasischer als das Volk, und das Herrscherhaus noch mehr als der Adel. Hier wirkt allerdings noch etwas Weiteres herein: die Anerkennung des Vorzugs der eurasischen Menschenform auch durch nichteuropäide Rassen. In großem Stil hat deshalb die Haremspolitik z. B. der Turkvölker zielbewußt die Oberschicht, ja das gesamte Volk entmongolisiert und europäisiert[2]).

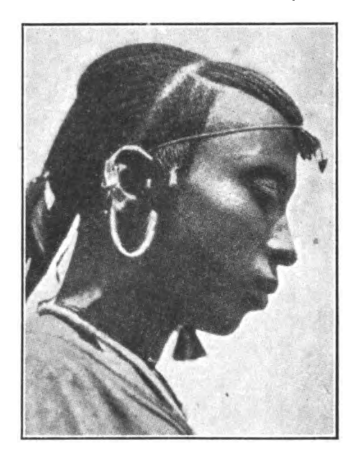


Abb. 441. Masaikrieger. Trotz Negereinschlag die eurasische Rasse im ganzen bewahrt. Aufn. Vandenbergh.

Je entschiedener das Eroberertum der Hirtenkrieger und der ihnen wesensverwandten Wikinger- oder Bauernkriegervölker in eine seßhafte Herrenkultur hinaufwuchs, desto mehr verblaßten die in den Tiefkulturen herkömmlichen Heiratsverbote, seien sie nun auf das Verbot örtlicher Inzucht begründet, das schon bei den Wildbeutern bestanden hatte, seien sie auf der Grundlage der Ausheiratspflicht von Totem klans, Heiratsklassen oder Sippen erwachsen. Alle diese alten Heiratsregeln wichen für die Herrenschicht der Sorge um gleichblütige Ehen. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, Hermann Trimborn festgestellt, daß bei der Inkadynastie, gegenüber der vordem beobachteten Exogamie gerade eine entgegengesetzte Tendenz möglichst blutnaher Verbindung, in Form der Schwesternheirat aufkam, deren Ziel die denk-

[1]) E. Fischer in Anthropologie (Kultur der Gegenw. 1923), 176; Buschan, Völkerkunde 2, 2 (2. Aufl. 1926), 1024f.

[2]) In erheblichem Umfang will jetzt L. Bartucz diesen Vorgang sogar schon bei den madyarischen Landnehmern des 9. Jahrhunderts feststellen; vgl. Anthr. Anz. 3 (1926), 152. Hier ist vielleicht noch mit einfachem Weibermangel zu rechnen, der ja bei Erobererheeren so häufig mitspricht, wenn sie einheimische Ehen schließen. Vgl. dasselbe in umgekehrter Richtung (Entnordung der Eroberer) oben S. 173.

bare Reinerhaltung des königlichen Blutes war[1]). Endogamie wurde wichtiger als Exogamie.

Bei dieser verhältnismäßigen Reinhaltung der Herrenrasse wuchsen freilich in jedem Fall infolge der Unenthaltsamkeit des männlichen Teiles der Herrenklasse Bastardbevölkerungen heran. Bei manchen Hamitenstämmen Ostafrikas ist schon so viel hamitisches Geblüt an die umwohnenden Negerstämme abgegeben, daß auch von diesen kaum mehr reines Negerblut zurückfließt, und wohl infolge dieses Umstandes wie infolge der immer noch teilweise wirksamen Bewachung der hamitischen Frau hält sich der Adel jener Stämme anscheinend auf einem gleichbleibenden Stand von leichter Vernegerung.

Je stärker die Hamiten in die eigentliche Herrenkultur aufstiegen, desto mehr sahen sie im Neger den von der Natur bestimmten Sklaven des Hamiten. Die Geschlechtsmoral des Islams ist der treue Spiegel der orientalischen Rassenpolitik. Die Frau wird streng behütet (sie ist freilich angeblich Liebesabenteuern vielfach um so weniger abgeneigt, je eifersüchtiger sie bewacht wird). Einbruch in fremde Ehen wird auch beim Mann mit dem Tod bestraft, und die Prostitution der Stammestöchter ist verpönt. Die Vielweiberei hat ihre wirtschaftliche Schranke darin, daß so viel Frauen, so viel Haushalte geführt werden müssen; auch ist die Schonung der welkenden Ehefrau durchschnittlich eher größer als bei sittenlosen Zuständen monogamischen Rechts, wo der unbeherrschte Mann auf den Wechsel der Ehe drängt, weil ihm die Vermehrung der Ehen verboten ist. Rassenpolitisch aber fällt im Morgenland viel mehr als die Vielweiberei ins Gewicht das geduldete Konkubinat. Weibliche Sklaven müssen nach dem Koran ihrem Gebieter auch geschlechtlich zu willen sein. Wird die Sklavin aber Mutter, so darf sie nicht mehr verkauft werden; hat sie vom Gebieter einen Sohn, so wird sie sogar frei. Das entwurzelte Negerproletariat Nordwestafrikas bildet eben das Tummelfeld der niederen Minne für den Mauren; so sinkt die maurische Rasse unaufhaltsam. Jedes vornehmere Haus hat mehrere Negersklavinnen; und viel Negerblut fließt in den angesehensten Familien, auch in der des Sultans[2]).

Der ungemessene Stolz auf das ererbte Blut der Väter und die Merkmale der Edelrasse hat also gerade dort, wo zugleich die Laster des Reichtums und Müßiggangs wuchern konnten, die Durchlöcherung des Geblütsschutzes durch Lüsternheit und die Anerkennung der Bastardkinder im reichen Hause keineswegs verhindern können. Der sichtbare Gegensatz zwischen der beanspruchten Abkunft vom Propheten oder seinen Kriegern und dem tatsächlich vernegerten Geblüt wird immer auffälliger und die Fernhaltung der Bastarde aus der Oberschicht[3]) immer unmöglicher. War, wie die ostafrikanischen Hirten zeigen, schon im Zustande des Hirtenkriegertums eine tatsächliche Rein-

---

[1]) Nach einem demnächst zu veröffentlichenden Vortrag Trimborns von 1926.

[2]) Das Vorstehende z. T. wörtlich nach Artbauer, Kreuz und quer durch Marokko (1911), passim.

[3]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde 1, 115.

haltung nicht gelungen, so mußte, nachdem die Landnahme im Pflanzergebiet den Kreis der Unterworfenen wie das Vermögen der Herren ungeheuer vergrößert hatte, die neue Staatenbildung an der Verwischung der Rassenunterschiede arbeiten. Die weiträumig beweglichen, kriegerischen Herren wurden ja nun auch seßhaft und aus den gedrängten Untertanenmassen fanden immer wieder Einzelne den Aufstieg in die Oberschicht. Neue Völker, aus den einstmals getrennten Stämmen und Rassen gemeinsam gebildet, wuchsen in die neuen Verhältnisse der Hochkultur hinein. Aber je unaufhaltsamer die Verwässerung des alten



Abb. 442. Indien. Gondfrauen (Vorarische Bevölkerung). Nach Russel, Tribes and castes.

Herrengeblütes drohte, desto schroffere Schutzmaßregeln schuf sich mancherorts das um so viel bewußter gewordene alte Rassenideal, namentlich dort, wo die unterworfenen Feinde und niedergehaltenen Stände zugleich einer ausgesprochen fremdartigen Rasse angehörten.

Die schärfsten Formen hat diese Pflege der Erbmerkmale bei den nordischen Eroberern Indiens angenommen. Wenn man z. B. in den Sanskritsutras, die meist um 600 bis 200 v. Chr., also viele Jahrhunderte nach der Einwanderung datiert werden, die zur Reinhaltung der Oberschicht dienenden religiös-zauberischen Reinheitsvorschriften liest, so findet man einen gar nicht mehr zu überbietenden Rassenschutz. Ein Nichtarier, der sich mit einer Arierin einläßt, soll getötet werden und die Brahmanin, die einem Nichtarier Gunst schenkte, den Hunden vorgeworfen werden; ein Arier im entsprechenden Fall wird wenigstens geächtet. Auch wenn man die in solchen Rechtsspiegeln herkömmlichen

Übertreibungen abrechnet, so bleibt doch eine Rassenkluft übrig, wie sie nur in einem Lande denkbar war, in welchem die Bezeichnung des gesellschaftlichen Ranges von der Farbe der Haut genommen werden konnte[1]). In Fortbildung des vorarischen Gesellschaftssystems verschärfte die indoarische Weltanschauung die ständischen Unterschiede bis zu der Vorstellung, daß die Volksgenossen verschiedener Rassen nicht allein in ihrem Physischen, sondern auch metaphysisch gänzlich verschiedene, kaum unter einen gemeinsamen Artbegriff zu fassende Wesen seien. Und noch in der heutigen Verdunkelung der Arierabkömmlinge wünscht der Brahmane sehnlich das Adelswappen, das seine Kaste in der „Farbe" tragen soll, nicht zu verleugnen. Denn noch immer verlangt das Sprichwort vom Brahmanen helle Farbe, wie es z. B. bei der verachteten nichtarischen Gerberkaste der Chamaren dunkle voraussetzt. Farben, die wider die Kaste sind, gelten als böse Vorbedeutung, darum:

„Mit einem dunklen Brahmanen, einem hellen Chamaren
Sollst du niemals in einer Fähre fahren."

Trotz alledem zeigt nun gerade das Schicksal der Arier in Indien die Unmöglichkeit eines auch nur irgendwie vollständigen Rassenschutzes innerhalb gemischter Bevölkerungen. Zur Reinhaltung des Geblüts gehört sittliche Kraft; die aber ist bei den Herrenschichten selten auf Enthaltsamkeit gerichtet. Schon aus jenen Rechtsspiegeln war herauszulesen, daß die volle Wucht des Kreuzungsverbotes sich nur gegen die verachteten Nichtarier einerseits richtete und gegen die arischen Frauen anderseits, denn nur diese konnten die vornehmen Stammbäume gefährden, und nur die Keuschheit der Frauen wird bei Hirten- und Herrenkulturen bewacht. Dem arischen Mann dagegen kann sogar nach den Rechtsspiegeln nur Verlust der Kaste drohen, und selbst diese noch immer überaus harte Drohung ist augenscheinlich weniger ein Ausdruck der wirklichen Strafrechtsübung, als der Massenhaftigkeit der Übertretungen, der man nur durch übertriebene Bedrohung noch Herr zu werden suchen konnte. Denn die Freiheit des arischen Mannes ließ sich nicht wirklich beschränken, und es war ja auch durch die tatsächlichen Rechtssitten vorgesorgt, daß die hieraus folgende Rassenvermischung

[1]) Während der Korrektur geht mir die Abhandlung von Bhupendranath Datta, Das indische Kastensystem (Anthropos 22, 1927) zu, welche zu dem Ergebnis kommt, die indische Kaste „baute sich ursprünglich auf Berufseinteilung auf, mitunter auch auf Rasse und in einigen Fällen auf Macht." Ohne hier zu den einzelnen Behauptungen Dattas Stellung nehmen zu können, betrachte ich gleichfalls die totemistisch-stammesgewerbliche Klanverfassung als die vorarische Wurzel des Kastenwesens, muß aber Dattas Versuch, die Einwanderung nordischer Rasse in Indien sowie den Gesichtspunkt der Geblütsreinerhaltung der Herrenstände unter den Tisch fallen zu lassen, als viel zu weitgehend ablehnen. Auch daß „Warna" nichts mit der Hautfarbe zu tun haben soll, erscheint mir mindestens zweifelhaft; noch heute ist doch der Helligkeitsgrad der Haut in Indien eine gesellschaftliche Rangfrage. Die steile, ja im Verhältnis gewisser Klassen förmlich senkrechte Rangstufung der Kasten ist erst durch die Übereinanderschichtung verschiedener Völker eingetreten, erst in der Herrenkultur, die aus ehemals getrennten und verschiedenrassigen Völkern Stände innerhalb einer Gesellschaftsordnung machte.



wenigstens nicht die vornehmen Stammbäume befleckte. Denn die unebenbürtigen Verbindungen waren keine Familiengründungen innerhalb der Oberschicht, sondern bestenfalls Ehen minderen Rechts, und die Kinder folgten in Rang und Stand der ärgeren Hand. Die Lehre Buddhas, welche die Gleichheit der Menschen voraussetzte, revolutionierte ein Land von so gewaltiger ständisch-weltanschaulicher Rassenspannung; dem völligen Untergang der arischen Minderheit in einem gleichmacherischen Indien hat dann die brahmanische Reaktion, die Ausrottung des Buddhismus und die Wiederbefestigung der starrsten Kastenordnung entgegengewirkt.

Dennoch zeigt das heutige Rassenbild, daß im Lauf der Jahrtausende nur ein erhebliches Verlangsamen, aber nicht ein Verhindern der Arierzerkreuzung erreichbar gewesen ist. Jene von vornherein nicht wirksam zu bekämpfende Freiheit des arischen Mannes führte zunächst freilich nur zu einer Vermehrung des arischen Blutes in der ohnehin gemischten und unbegrenzten Unterschicht, mithin wohl zu einer teilweisen und allmählichen rassischen Anähnlichung durch eine anwachsende Mischlingsschicht von unten herauf, aber noch nicht zum Untergang eines reinen Arierbestandes. So gibt es, um aus ungezählten Beispielen einige herauszugreifen, in der Rinderhirtenkaste der Ahirs eine besonders geachtete Untergruppe, die „Ammen-Ahirs", höherstehend als die übrigen, weil sie ihren Ursprung von Ammen herleiten, die im Haus von Rittern (Radschputen), wo sie die Säuglinge stillten, vom Hausherrn selbst Kinder empfangen haben, uneheliche zwar, jedoch Halb- und Milchgeschwister von Rittern. Wenn in Familien regierender Radschputenfürsten eine Tochter verheiratet wurde, sandte man als ihre Begleiterinnen eine Schar Dienstbotentöchter des Hauses dem Bräutigam mit zu. Ganze Kasten leiten heute ihren Ursprung von solchen Begleitmädchen einer Fürstin im Harem des Gatten ab. Sogar nach Manus Rechtsbuch durfte der Mann, wenn nur die Hausfrau der eigenen Kaste angehörte, beliebig viele Nebenfrauen aus niederen Kasten nehmen.

In vielen Fällen aber hingen nun doch diese Mischlingsgruppen, die zu förmlichen volkreichen Kasten angewachsen sind, auch mit dem arischen Elternteil allen Rechtsschranken zum Trotz länger und fester zusammen. So gibt es Bastardkasten von unebenbürtigen Brahmanennachkommen, die zwar nicht selbst mehr Brahmanen, indes auch weit mehr sind als der schlechtere Elternteil. Im Haus des brahmanischen Vaters erzogen, von dessen Bildung und Glanz berührt, können sie selbst in gehobenere Stellungen gelangen und verschmähen die niedere Kaste der Mutter. Die Vorteile solcher ungleicher Ehen für die geringere Bevölkerung macht sie selbstverständlich sehr begehrt, und das „Hinaufheiraten" seiner Kinder wird zum Lebenstraum des strebsamen Hindus aus verachteter Kaste. Dieser Traum geht leicht in Erfüllung, wo die „Schreine des Reichtums wanderten", und noch heute machen viele arme Brahmanen einen vorteilhaften Lebensberuf daraus, die Sehnsucht nach dem Hinaufgeheiratetwerden zu befriedigen. Die Viel-

weiberei ermöglicht einen geradezu gewerblichen Ausbau dieses Geschäftszweiges; der „vornehme" Gatte zieht dann von Stadt zu Stadt, in jeder etwas von dem Glanz der bevorzugten Stände unter den ehrgeizigen Kleinbürgern hinterlassend. Diese Entartungserscheinungen, die nebenbei die Wertlosigkeit jener krampfhaften Rechtsspiegelverbote beleuchten, zeigen eben, daß eine Oberschicht, nur solange sie wirklich herrscht und den Wohlstand sich zu sichern versteht, ihre Geblütsansprüche schützen kann, während diese sonst zur kleinen Handelsmünze werden.

Je höher die gesellschaftliche Stellung war, die ein Stand einnahm, desto länger konnte er den Geblütsschutz durchführen. So sind denn heute von den alten arischen Ständen nur Schwertadel und Priesterstand in Trümmern übrig geblieben, aber spurlos aufgelöst hat sich der ursprünglich auch noch geschlossene Stand der Gemeinfreien, das eigentliche arische „Volk", die Waischya. Vielleicht war dieser „dritte Stand" schon bei der Landnahme weniger rassenrein und einheitlich als die Oberschicht. Jedenfalls aber besaß er bei seiner rascheren wirtschaftlichen Zersetzung und seinem von vornherein geringeren Stolz nicht die Kraft zu exklusiven Heiratsgebräuchen in der Art der Oberschicht.

Hat sich hierdurch die eigentliche Masse des arischen Volkes verhältnismäßig rasch verflüchtigt, so konnte freilich die Adelsrasse ihre Grenzen theoretisch immer enger und schärfer ziehen. Indes mußte allein schon jene geschlechtliche Ungebundenheit des Mannes, jenes Anwachsen der Zwischenrassigen, die Schranken zwischen reinrassigen und Kebskindern der Oberschicht allmählich durchlöchern. Sogar nach Manus Rechtsspiegel erlischt der Makel wenigstens in der siebenten Geschlechtsfolge der Nachkommen eines Brahmanen mit einer nichtarischen Frau.

Notwendig aber mußte die massenhafte Verbreitung arischen Blutes in nichtarische Schichten auch an sich schon zu einer Schwächung der reinerhaltenen Stammbäume führen. Wie ein solches Verschleudern von Erbgut geradezu in ein System des Versiegens übergehen kann, mag das Beispiel der unter die Drawida Südindiens eingewanderten Nambutiri-Brahmanen zeigen. Nur der älteste Bruder heiratet völlig gesetzmäßig eine Brahmanin; die jüngeren gehen bequeme lose Verbindungen mit Drawidamädchen ein. Viele Nambutiritöchter müssen infolgedessen in streng behüteter Ehelosigkeit verkümmern. So wird zwar eine dünne Stammlinie anscheinend blutsrein erhalten, aber der Geblütsbestand als solcher vermehrt sich nicht gleich den andern Rassen.

Zu dieser unheimlichen Rassenvermischung kam dann noch bei der Hausgemeinschaft von Herren- und Dienstbotenkasten die heimliche, und beide zusammen trifft das indische Sprichwort: „Des Königs Sohn schöpft Wasser und des Wasserträgers Sohn sitzt auf dem Thron." So ist es, wenn man alles zusammenfaßt, trotz der beispiellos strengen Rassenschutzschranken des Kastensystems dahin gekommen, daß man in Indien zwar noch rein nichtarische Rassen antrifft in Waldgebieten nie-

derster Kultur, wohin Arier nicht vorgedrungen sind, aber so gut wie keine reinblütigen Arier mehr in den Gebieten alter Hochkultur.

Dieses Rassenschicksal der Arier Indiens bildet das beste Vergleichsfeld für alle andern Ausbreitungsgebiete des nordeurasischen Typus, in denen es zur Ausbildung neuer rassengemischter Hochkulturvölker kam. Wenn schon das Ergebnis der überspannten arischen Rassenideale und Rassenpolitik in Indien nicht wirklich durchschlagend sein konnte, wie hätte es dann z. B. in Europa bei einer scharfen Rassentrennung bleiben können, wo es zu keinem Kastenwesen kam, die verschiedenen Rassen sich ohnehin weit näher standen und von Anbeginn an die Kluft zwischen Ober- und Unterschicht weniger schroff war. Und dennoch: Zwar kein Rasseninstinkt wie die arische Verachtung der „Anasa" hat sich in Europa entwickelt; indes war doch die ständische Gliederung und die Auseinanderbesonderung der europäiden Typen kräftig genug, um dem verfeinerten Typus allein durch seine höhere Geltung einen Geblütsschutz zu sichern, wie ihn die andern Typen niemals genossen. Das oben in seiner geschichtlichen Unausrottbarkeit dargestellte Werturteil war es, das vergleichbar der „Farbe" (Warna) in Indien dem Aufstieg des „Knechtstypus" in die Oberschicht Hindernisse in den Weg legte.

Aus dem jungsteinzeitlichen Rassengemisch des Ostseegebietes waren, wie wir gesehen haben, die Indogermanen hervorgewachsen als Stämme von vorwiegend nordischer Rasse der Oberschicht und von vorwaltenden Überlieferungen alter Hirtenkultur. Um uns die starke Überlegenheit der nordischen Herrenrasse trotz ihrer Abnützung in den immerwährenden Fehden und Kriegen verständlich zu machen, müssen wir freilich von den Fortpflanzungsverhältnissen unsres bürgerlichen Zeitalters den Maßstab nicht nehmen. In den Zeiten der Herrenkultur gehörte es zu den Hauptunterschieden der Stände, daß der Samen der Herren sich ungleich stärker vermehren konnte als der der Unfreien. Was für alle unverbildeten Kulturen gilt, daß die wirtschaftlich Bessergestellten auch an Nachkommenschaft überwiegen, das hatte hier eine besondere Schärfe. Schon bei den Hirten war reicher Kindersegen nicht gefürchtet, sondern das höchstbegehrte Gut, der normalste Wunsch. Der reiche Hirt, der mächtige Fürst wird zum Stammvater ganzer Völker; Kinderlosigkeit ist der größte Fluch und gefährdet die Stellung der Frau, die als Mutter höchste Achtung genießt[1]). Aber was dem Herrn recht ist, ist dem Knecht nicht billig. Die Geschichtsquellen wissen von eigenartigen Rechten des Herrn in der Hirtenkultur, um die Nachkommenschaft der Knechtsschicht nach seinem Gutdünken und Interesse zu beschränken. So berichtet eine frühislamische arabische Quelle aus der vorislamischen Zeit: „Habib war gefangen genommen und an einen Mann im Nordlande verkauft, bei dem er Straußenherden hütete in einer sandigen Ebene. Sein Herr wollte nun einige seiner Knechte verschneiden, andere

[1]) Vgl. z. B. Schmidt-Koppers, Völker und Kulturen (1925), 212; Carruthers, Unknown Mongolia 1, 222; für die Indogermanen O. Schrader, Die Indogermanen (1916), 2. Aufl., 80 f.

zum Zeugen zulassen; er hatte aber einen kundigen Mann, der ihm die Jünglinge aussuchte. Der schlug dem Habib hinten auf den Kopf und sprach: den verschneide, denn er ist geil und zeugt nur Mädchen. Indes verging die Nacht, ohne daß es soweit kam; der Jüngling aber liebte ein Mädchen im Gehöft, und er war traurig, und sie versah ihn mit Zehrung und Getränk... Da ging er fort über Berg und Tal, und aß Blätter von den Bäumen, bis er zu den Seinen gelangte[1]). „Solche verruchten Eingriffe, welche den Knecht dem Herdenvieh gleichstellten, waren zwar nirgendwo die Regel; um so allgemeiner aber stellten sich in der Hirtenkultur gesellschaftliche und wirtschaftliche Hemmungen den Wünschen des Knechts entgegen; es gehörte nicht zu seinen Lebensrechten, Familienvater zu werden. Die Knechtsschicht, die bei den Hirten und gewiß auch noch bei den Indogermanen und Germanen geringer an Zahl als die Schicht der freien Volksgenossen zu sein pflegte, ergänzte sich regelmäßig wohl weniger durch eigenen Nachwuchs als durch Kriegsgefangene, Verarmte, Bastarde usw.

Die Vermehrungskraft der gesellschaftlichen Schichten blieb also ungleich zugunsten des Herrengeblütes. Gewiß war bei Semitohamiten wie bei Indogermanen der Blutsverlust der Herrenschicht groß:

„Edlinge fallen,
es enden Geschlechter,
den Magdsohn und Knecht nur
meidet der Tod," (Bjarkamal, übers. W. Ranisch.)

aber dafür hatte Priamos auch fünfzig Söhne. Gewiß trug der Samen der Herren auch viele Mischlingsfrüchte; Weibermangel und Kriegsbeute führte die Frauen unterworfener Völker den Siegern zu; aber in den unteren Ständen waren alle Rassen vertreten und da die Sieger die schönsten Frauen für sich behielten, ihren Knechten aber zum Teil die weniger begehrten überließen, so dürfte auch hier die geschlechtliche Auslese im ganzen auf „gute" Rasse hingewirkt haben, wie es von dem Harem der türkischen Großen bekannt ist.

Jedenfalls hielten sich bei den Indogermanen in vielen Fällen die der Erhaltung des nordischen Blutes günstigen Umstände und die ungünstigen die Wage. Einzelne Erobererhorste mochten rasch, schon im zweiten Geschlecht rassisch zerfallen; aber das starke Übergewicht der alten Bewegungsrasse in der Oberschicht erhielt sich. Das bezeugen die Reihengräber des Nordens wie die Kurgane des Südostens; die endlosen Völkerzüge mit ihrem riesigen Menschenverbrauch schöpften die Erneuerungsquellen nicht weg. Bei denjenigen indogermanischen Völkern, welche der Einehe huldigten, fiel zudem das im Orient so fühlbare Eindringen rassengemischter Kebskinder in die väterliche Familie fort.

Im Lauf der Zeit haben sich die herrschenden Rassen in einer Weise vermehrt, welche die ihnen an Zahl einstmals gleichstehenden oder

[1]) Lieder der Hudlaihiten § 231. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten 1 (1884), 164.

sogar überlegenen Nichtherrenrassen zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt hat. Man denke an die Zunahme der Japaner und die Abnahme der Ainu, der einstigen Inhaber Japans, oder an das Zurücktreten aller andern Rassen neben der weißen und der gelben in der neuzeitlichen Menschheitsstatistik. In der Frühgeschichte nun, wo ebenfalls die politische Macht oder Ohnmacht über die Vermehrung oder den Rückgang der Rassen entschied, war es vor allem die Schichtung innerhalb der Herrenkultur, welche das zahlenmäßige Verhältnis der Rassen bestimmte. Die herrenrechtlich organisierten Völker zogen immer mehr unabhängige Stämme in ihre Botmäßigkeit und verminderten sie, wo sie konnten; die Verhältnisse liegen in jedem Lande anders, aber die gesellschaftliche Schichtung entschied zumeist über das Gedeihen der einzelnen Gruppen.

An dieser Stelle mag vor allem auch der rassenerhaltenden Kraft des Bauerntums gedacht werden. In europäischen Verhältnissen bemerken wir, daß bestimmte Gautypen und stellenweise auch Sozialtypen sich bei der bäuerlichen Gattenwahl viel zäher erhalten als in der räumlichen und gesellschaftlichen Freizügigkeit der Städte. Es ist lehrreich, ein außereuropäisches Beispiel heranzuziehen. Da bietet sich der Gegensatz zwischen den vernegerten Mauren und den fast rein europäid gebliebenen Berbern dar. Der bäuerliche Berber ist alte Herrenrasse, zwar der neueren Herrenschicht der Mauren mehr oder minder unterworfen, aber sein Stolz hat nicht kapituliert. „Den, der in beengenden Städten wohnt und des Sultans Oberhoheit anerkennt, verachtet er tief, bezeichnet er als Sklaven, kaum gehorcht er dem selbstgewählten Kaid aus eigenem Stamm“[1]). Der fleißige berberische Bauer will seine Töchter nicht einmal dem faulen Stadtadel verheiraten; es ist in ihm etwas von dem Selbstgefühl des freien germanischen Hinterwäldlers gegenüber den römischen Herren am Rhein. Aber auch das Konkubinat tritt beim Berber zurück und so ist das Ergebnis, daß „ungleich dem lüsternen Mauren beim Berber kein Negerblut auftaucht“[1]).

In Europa fehlten die exotischen Rassen und Europa war seit der Jungsteinzeit ein Schmelztiegel verschiedener europäider Rassen geworden. Immerhin wirkte nicht nur die Bodenständigkeit und Inzucht der bäuerlichen Bevölkerungen zur Aufrechterhaltung auch großer verhältnismäßig ungemischter Vorherrschaftsbezirke einer oder der anderen Rassengruppe, darunter des nordischen und des nordisch-dalischen Blutes. Auch jenes durchaus nicht auf die Oberschicht beschränkte, sondern in allen überwiegend nordisch-dalischen Gebieten mehr oder minder herrschende Rassenwerturteil sprach bei den dörflichen Ebenbürtigkeitsschichtungen ein Wörtchen mit. Auch ohne theoretische Geblütszucht und Erbgesundheitslehre wirkte der Geschmack für das Rüstige, Gesunde und Schöne im Sinn einer geschlechtlichen Auslese[2]); und wenn der

---

[1]) Artbauer a. a. O.

[2]) Wie derartiges sogar schon unter Wildbeutern wirkt, zeigen z. B. die Ona, bei denen ein besonders stattlicher Bursch, der zu Kraftleistungen und Festvorführungen sich eignet, entsprechend umschwärmt wird und, da er die Wahl hat, auch eine besonders

Bauer nicht unter seinem Stand heiraten wollte, so wurde ja jenes altgermanische Vorurteil bezüglich des Knechtstypus lange Zeit hindurch bescheiden auch von denen anerkannt, gegen welche es ging. Die Geburten in der besitzlosen Unterschicht wurden möglichst eingeschränkt; in Tirol z. B. bestand bis in die Gegenwart herein für Knechte ein Heiratsbewilligungsrecht der Gemeinde.

Sogar die Lust der adligen Geschlechter an ihrem Stammbaum, der womöglich Helden mit Göttern verknüpft und den Sängertroß der Hallen und Höfe stets auch zu Genealogen gemacht hat, fand ihren Niederschlag im selbstbewußten germanischen Bauerntum; auch ihm bildeten Verwandtschaftszusammenhänge das eigentliche Gerüst der Geschichtsforschung, und wie unerwünscht waren minder geachtete Sprossen am Baum[1])!

Bei der nordischen Herrenschicht in Europa waren einerseits die Gelegenheiten zur unregelmäßigen Blutsmischung größer als beim Bauerntum, anderseits aber auch die seelischen Hemmungen gegen unebenbürtige Ehen noch bewußter. Freizügigkeit, Eroberung, Reichtum begünstigten die Mischung. Aber zwei Umstände verhinderten oder verlangsamten auch in Europa die Zerkreuzung der Adelsrasse: Heiratspolitik und Geschmacksurteil. Heiratspolitik, die auf gesellschaftliche und wirtschaftliche Ebenbürtigkeit zielt, wirkt stets am stärksten in Kreisen, welche die ausgeprägtesten ständischen und Vermögensvorteile zu wahren haben. Im Idealfall, wo Adelsrasse und adliger Stand zusammenfallen, gehen also auch jene beiden Umstände, Heiratspolitik und Geschmack zusammen und stärken sich gegenseitig. Der Idealfall, wie ihn das Märchen festhält, das gerne rassige Schönheit, Prinzenrang und grenzenlosen Reichtum auf ein und dasselbe Haupt häuft, ist nun allerdings nie der Normalfall gewesen; aber zu Anfang, als die Oberschicht rassisch noch unzersetzter war als später, muß er doch noch am häufigsten gewesen sein. Das Aussehen der Knechtsrasse wurde noch im ganzen germanischen Mittelalter als gemein empfunden; schon allein schwarzes Haar galt als häßlich und wurde den Hörigen gelassen, und bis ins 18. Jahrhundert hinein waren dunkle Farben eine schönheitliche und in gewissem Sinn sogar gesellschaftliche Capitis deminutio. So hat denn das rassische Wunschbild dem Kampf der Sitte und des Rechts gegen ständische Mißheiraten vielfach in die Hand gearbeitet, und umgekehrt wurde das Eindringen nicht vornehmer Rasse in die Oberschicht

---

stattliche Ehehälfte erkürt. Noch mehr ist schon bei totemistischen Jägern die körperliche Eitelkeit entwickelt und der Sinn für sportliche Erscheinung (schon die Ona halten sich durch Bewegung hübsch und wollen nicht schlaff werden) waltet so sehr vor, daß er neben der schier endlosen Körperpflege im Sinne des Schmückens eine der Hauptsorgen des Daseins wird. Junge Mädchen werden bei den Totemisten von schwerer Arbeit verschont mit Rücksicht auf ihre Schönheit. Bei den Pflanzern ist das weniger entwickelt, und im Bauerntum wird erst recht die Eitelkeit in den Hintergrund gedrängt. Aber Rasseninstinkt ist mindestens im nordischen Bauerntum niemals ausgestorben, und eine auf rüstige Nachkommenschaft gerichtete Geblütszucht noch weniger.

[1]) „Eine Bauersfrau aus dem Drontheimer Bezirk konnte Rechenschaft geben von ihrem Verhältnis zu 124 lebenden Verwandten." A. Olrik, Nordisches Geistesleben (1908), 16.

auch allein schon durch die rechtlichen Ebenbürtigkeitsgrundsätze erschwert. Das Ergebnis war, daß wir, solange in der Hauptsache kriegerische Eigenschaften die Zugehörigkeit zur Oberschicht und den Aufstieg in sie bestimmten, von einem Rückgang des nordisch-dalischen Adelstypus nichts spüren. Im Gegenteil, immer wieder treten in fast überraschender Einheitlichkeit der Rasse die kriegerischen Stände vor uns hin, ob es sich um das Volk der nordischen Dolmen, der Reihengräber und Kurgane oder um die europäische Oberschicht der letzten Jahrhunderte handelt. Ausnahmen bestätigten noch immer eine nicht untergegangene Regel [1]).

Im Lauf der Zeit bildete sich dabei notwendig ein immer stärkerer Gegensatz zwischen germanischen Gebieten und romanischen oder slawischen heraus. Nur in den germanischen Ländern verfügte die Oberschicht über genügende Reserven nordischer Rasse in der Unterschicht, die zu allen Zeiten die Oberschicht verjüngen muß. Auch die Oberschicht der nichtgermanischen Völker war bis weit über das Mittelalter hinaus mit dem nordischen Werturteil erfüllt; auch hier fanden die Nichtnordischen wenig Gnade vor dem aristokratischen Geschmack und der romanisierte Adel Frankreichs und Italiens blickte bis ins 18. Jahrhundert mit Stolz auf das Blut der „barbarischen" Ahnen, der germanischen „Invasoren" zurück; aber dieses Blut selbst versickerte unaufhaltsam in der artfremden Umwelt. Dagegen gewann die Oberschicht der germanischen Völker immer wieder frischen Zufluß nordischen Blutes. Es dürfte doch wohl schwer zu beweisen sein, was Oppenheimer unter Beweis zu stellen versucht, daß nämlich die unterworfenen Rassen im Feudalstaat einen nennenswerten Bruchteil ihres Knechtsblutes bis zur völligen „ethnischen Verschmelzung" in die Oberschicht der Edelinge entsendet haben [2]). Er sagt freilich mit vollem Recht: „Das ist durch den ganzen Verlauf der Geschichte germanischer Königreiche immer so geblieben, daß schwertgewandte Plebejer und (vor allem geistliche) Schriftgelehrte niederer Herkunft neben die edlen Verwandten des Königs und freien Vasallen in die höchsten Staatsstellungen einrückten." Was nun aber die „Schriftgelehrten" anlangt, so können wir deren Rasse füglich ununtersucht lassen, da sie ja, wie Oppenheimer selbst nicht anzumerken vergißt, vor allem (und im früheren Mittelalter sogar ausschließlich) Geistliche waren, also jedenfalls die Oberschicht durch keine Nachkommen bereichert haben. Aber die „schwertgewandten Plebejer?" Unter dieser für die germanische Ständeordnung nicht gerade passenden Bezeichnung sind die „unfreien Ministerialen" gemeint, von denen Oppenheimer im gleichen Zusammenhang spricht. Indem die Herrscher

[1]) Nach Abschluß des Buches finde ich bei Günther, Rasse und Adel (1926), 17, eine Quelle der späteren Karlingerzeit angeführt, welche die Gesinnung der altsächsischen Oberschicht und ihre rassemäßigen Folgen hervorragend schön schildert. Die Stelle sei hier (nach MG. SS. 2, 675) wiedergegeben: „Für ihr Geschlecht und ihren Adel tragen (die Sachsen) eifersüchtige Sorge; nicht leicht beflecken sie sich durch Ehen mit fremden Stämmen oder geringeren Klassen; sie streben danach, einen eigenen, reinen und nur sich selbst gleichen Stamm zu bilden. Daher gleichen sich fast alle an Höhe des Wuchses und Farbe des Haares, soviele ihrer auch sind."

[2]) System der Soziologie 2 (1926), 539 ff.



sich auf Dienstleute auch niederer Herkunft stützten, die sich als frischer Amtsadel politisch gegen den alten Blutsadel setzten, aber gesellschaftlich möglichst rasch mit diesem zu verschmelzen trachteten und dies auch trotz dem Widerstreben des Blutsadels durch Einfluß, Rang und jungen Reichtum allermeist erreichten, konnte zweifellos immerfort Blut mindergeschätzter Rassen zum Ahnherr vornehmer Geschlechter werden. Es fragt sich nur, in welchem Umfang nichtnordisches Blut tatsächlich in die oberen Stände geflossen ist. Da ist nun schon der heutige Querschnitt durch den Rassenbestand unsrer Volksschichten ein Beweis dafür, daß in der Oberschicht immerhin verhältnismäßig mehr nordisches Blut geblieben, also die vollkommene „ethnische Verschmelzung" Oppenheimers noch nicht eingetreten ist, vielmehr verlangsamende Kräfte gewirkt haben müssen. Solche finden wir in der nicht einmal von Hertz und Oppenheimer bestrittenen kriegerischen Ader der nordischen Rasse; sie mußte den Hauptzufluß der Unterschicht an die Oberschicht bilden, solange die Gesellschaft feudalaristokratisch gegliedert war und darum der Aufstieg aus der Unterschicht noch vor allem auf ritterlichen Neigungen und Fähigkeiten, erst weniger auf kaufmännischen oder rednerischen beruhte. Ich möchte nur zwei Sätze aus Roschers Politik[1]) anführen, die Oppenheimer in anderem Zusammenhaug wiedergibt. „Auf jedem Dorfe gibt es Leute, welchen der Krieg Vergnügen macht, welche die mit wildem Genuß unterbrochenen Strapazen des Krieges dem ruhigen Tagewerke des Friedens vorziehen. Was war natürlicher, nach dem Gesetze der Arbeitsteilung, als daß nun die Friedlichen zusammentraten, den Kriegslustigen zu ihrem Stellvertreter wählten, und ihn durch Beköstigung, Ausrüstung, Bearbeitung seines Hofes zu entschädigen suchten? Jede Bequemlichkeit aber macht abhängig. Die meisten verlernten hierdurch das Waffenhandwerk, und wenn ihr Stellvertreter nun in das Gefolge des Grafen überging, so standen sie diesem ganz schutzlos entgegen." Und ferner: „Der dänische Adel ist nach Dahlmann aus einzelnen Bauern hervorgegangen, die Roßdienst leisteten und dafür von Steuern befreit wurden."

Ein solcher dänischer Homo novus läßt uns seine Geschichte selber hören:

„Auf der Insel ward elend
und arm ich geboren,
zwölf Höfe gab Hrolf mir (der König),
zu herrschen ob allen,
zwölf reiche Höfe
und rotes Gold,
die Schwester zum Weibe,
das ist wert der Vergeltung." (Bjarkamal, übers. W. Ranisch.)

Durch sein Schwert ein gemachter Mann und hinaufheiratend ins Königsgeschlecht hält der Bjarki des Heldenliedes dem Gefolgsherrn und Schwager die Treue. Es ist aber klar, daß die Herren, welche Gefolgsmannen und Dienstleute suchten, sich zur Auffrischung des Adels aus der

---

[1]) 3. Aufl. (1908), 73 und 77.

Unterschicht nur solche Persönlichkeiten aussuchten, welche den furor teutonicus besaßen und jene Tugenden, welche das Volk „am höchsten schätzte, Energie der Seele, kriegerische Gesinnung, Mut in Gefahr, Unbeugsamkeit im Mißgeschick, selbst mit einem gewissen Tod vor Augen, Gelassenheit in der Bedrängnis, Achtung vor dem Urteil der Gefährten, Verlangen nach Ruhm, der den Helden überleben soll, hartes, einsilbiges, abgeschlossenes, willensstarkes Wesen, Beherrschung der Gefühlsäußerungen, Leute, die weder über ihre Sünden noch über ihre Toten weinen können"[1]). In den Zeiten, da die altgermanische Gleichung Bauer-Krieger zerbrach und das ritterliche Berufskriegertum

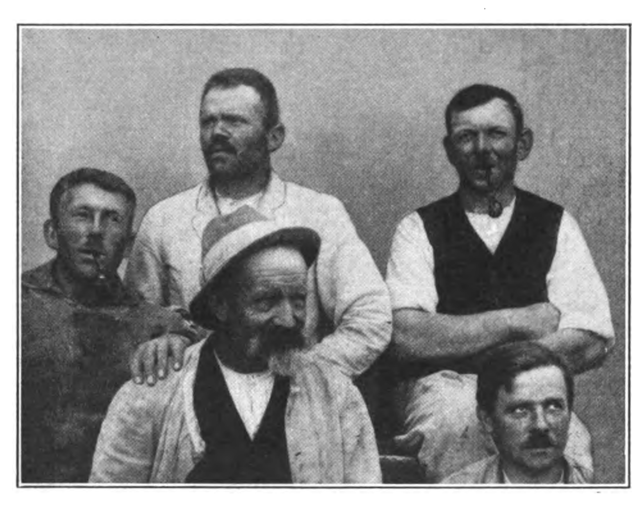


Abb. 443. Nordschleswig. Rassenmischung im Fischerdorf. Eigene Aufn.

sich immer stärker abschloß, wurde bewußt und unbewußt darnach gestrebt, Ausnahmemenschen heranzuziehen, die sich durch ihren Wert, aber auch schon durch äußere Stattlichkeit aus der Menge heraushoben. Von der Oberschicht wurde rezipiert, wer männlicher, mutiger, disziplinierter als der Durchschnitt war; aber Stärke und vor allem hoher Körperwuchs gehörten auch zum Helden[2]).

Wir fragen nun: welche Bestandteile der Unterschicht werden wohl am meisten zu diesem gefährlichen Dienst und diesen begehrten Kriegserlebnissen sich gedrängt bzw. von ober her dazu auserlesen worden sein, mehr die nordischen oder die ostischen Typen, mehr (um bei unserm Gemeindebeispiel zu bleiben) die Leute vom Schlag der Abb. 315/316 oder die vom Schlag der Abb. 385/389? Es ist versucht worden, z. B. von angelsächsischen Gelehrten im Weltkrieg, aus den Freiwilligenmeldungen die höhere Kriegsbereitschaft der nordischen Rasse zu be-

[1]) Nach A. Olrik, Nordisches Geistesleben (1908).
[2]) Vgl. V. Vedel, Heldenleben (1910), 45. Ebenda 120 f. über die Verachtung des „vilain".

weisen, aber wir brauchen die mehr oder minder große Verläßlichkeit dieser Beobachtungen gar nicht nachzuprüfen, da ja gerade dies, der militaristische Zug der nordischen Rasse, so ziemlich das einzige ist, was auch ihre größten Gegner verhältnismäßig gern zugaben. Mithin steht also das fortwährend von unten her aufgefrischte Übergewicht der nordischen Rasse in der ritterlich-feudalen Gesellschaft eigentlich gar nicht in Frage. Und selbst wenn sich die Ostischen und Ostbaltischen in ungewohnter Initiative und Straffheit geradezu in hellen Haufen zu jenem „Roßdienst" gedrängt hätten, der flinken Knappen den Zugang zu Führerstellen im Gemeinwesen verhieß, so dürfte man wohl annehmen, daß das ästhetische und militaristische Vorurteil für nordische Form die Herren, welche ritterliche Dienstmannen suchten, zu einer ähnlich nordisch-parteiischen Auslese getrieben haben würde, wie sie noch im 20. Jahrhundert sogar für die Leibregimenter des italienischen Königs oder des französischen Präsidenten mitten in sonst gründlich entnordeten Ländern üblich ist[1]).

In dem Volkstum der germanischen Länder stand eine gewaltige nordisch-dalische-dinarische Reserve bereit, in welcher trotz Verbauerung die Fähigkeit und Neigung zum kriegerischen Herrendienst nicht untergegangen war. Noch sproß die alte Saat der Drachenzähne, die in Dorf und Stadt nicht recht aufgehen konnte und nach einem andern Acker dürstete. Die Adelsschicht fand ihre Bluterneuerung in solchen, welche immer noch „lieber durch Blut als durch Schweiß erwarben" und mit dem Einsatz der Person um ein gefährliches Glück rangen. Das gab dem schwertgefürchteten germanischen Europa sein Übergewicht.

Jede weitschauende Staatsgewalt sorgte überdies dafür, die kriegsgewohnte Oberschicht möglichst in der wirtschaftlichen Sicherung zu erhalten, welche ihr die Bewahrung ihres Standesstolzes ermöglichte; noch der aufgeklärte große Preußenkönig war bekanntlich in dieser wirtschaftlichen Stützung einer exklusiven Adelskaste ganz altmodisch, „denn ihre Söhne sind es, die das Land defendiren, davon die Rasse so gut ist, daß sie auf alle Weise meritiret konserviret zu werden". Wenn Friedrich der Große den Sozialtypus, den er in Wirklichkeit meinte, mit dem damals neumodischen biologischen Begriff der Rasse bezeichnete, so hat er damit die Staatsräson ein wenig dem Züchterstandpunkt unterstellt, was dem Geist des aufgeklärten Absolutismus nicht fern lag.

Trotz alledem nahm selbstverständlich die Rassenverschmelzung auch in der Oberschicht einen gewissen Raum ein, schon längst vor dem bürgerlich-kaufmännischen Zeitalter, das dem nordischen Bauern- oder Soldatenkind weniger günstige Aufstiegsmöglichkeiten bot und dafür bessere dem vorderasiatischen Talent. Schon die altnordischen Erzählungen zeigen ja Durchbrechungen der Regel. Wir lernten oben S. 222 die Entstehung und Jugendschicksale der „Höllenhäute" kennen; waren sie auch nur „Kegel" (Kebsenkinder), so verfährt doch ihr königlicher Vater mit seinen Kegeln wie mit seinen Kindern. Aus der gleichen

[1]) In der amerikanischen Armee von 1864: 45% Blauäugige, von 1918: 35,8% Blauäugige, 26,5% blau mit Beimischungen.

Quelle hören wir weiter, daß die „garstigen" Söhne Hjörs als reiche Großgrundbesitzer es nicht schwer hatten, ihre Nachkommen, also Mischblut, in die ersten Familien zu verheiraten. Besitz wirkt hier eben nicht mehr als Stütze für eine adelsrassige Heiratsauslese. Es trat im germanischen Norden die gleiche Erscheinung auf, die im 6. Jahrhundert v. Chr. der Dichter der griechischen „Schönen und Guten", Theognis, in einer derben Elegie beklagt hatte:

„Widder, Esel, Pferde suchen wir aus adligem Geschlechte,
Reines Blut will jeder haben für die Tiere seiner Zucht.
Doch gemeinen Manns gemeine Tochter sich zum Weibe nehmen,
Das bekümmert keinen Edling, wenn sie ihm nur Reichtum bringt.
Auch die Frau sträubt sich nicht lange, schlechten Mannes Weib zu werden,
Wenn er reich ist, nimmt die Schätze lieber als das edle Blut.
Geld ist heut' die Losung! Adel und gemeines nied'res Pack,
Alles freiet durcheinander; Mammon löscht die Grenzen aus".
(Nach der Übers. von W. Kranz.)

Trotz der in solchen Rügen sich betätigenden Gegenwehr des aristokratischen Standesgeistes begannen also Geldheiraten da und dort schon die ständischen Geblütsschranken niederzulegen. Sie verstärkten die andern Faktoren einer gegen die Zunahme und Erhaltung des Adelsgeblütes gerichteten Gegenauslese, die fortwährend die nordische Rasse schwächten, Kriegsverluste, Wanderlust, Ehelosigkeit und späterhin Geburtenbeschränkung in der Oberschicht[1]). So wurde das frühere günstige Verhältnis eines zwar beschleunigten Verbrauchs, aber auch einer verstärkten Erzeugung nordischen Blutes (S. 268) allmählich ungünstiger. „Die isländische Sagaliteratur zeigt, daß sich in den Häuptlingsgeschlechtern viele der eigentümlichsten Züge der Kurzschädel finden konnten"[2]).

Nicht Geld contra Rasse, aber dafür Standesbedenken gegen Blutsverbesserung schildert die Geschichte der Irenfürstin Melkorka. Im 10. Jahrhundert von Wikingern geraubt, wurde die Fürstin auf dem Sklavenmarkt von einem isländischen Großbauern gekauft. Beider Sohn war Olaf. Natürlich hatte seine Mutter als arme Sklavin ihren früheren Rang eingebüßt. Aber Olaf war ein glänzender Held in nordischer Art. Sein Vater kam mit einem andern Großbauern überein, ihre Kinder zusammenzugeben. Jedoch die in Aussicht genommene Braut sperrte sich lange. Mag Olaf noch so schön und bedeutend und die Partie für beide Familien sonst gut und gleich sein, sie will keinen Sohn einer Kebse nehmen. So schwer hatte

[1]) Zur Wanderlust vgl. die vermutliche verstärkte Entnordung der Schweiz durch den Reislauf. Zur Ehelosigkeit sagt v. Srbik: „Kein Zweifel, daß die enorme Teilnahme des deutschen Adels am Zölibat viel zum Aussterben so zahlreicher uradeliger Geschlechter (schon im Mittelalter) beigetragen hat. Die Widmung der letztgeborenen Söhne und Töchter für den geistlichen Beruf hat geradezu verderblich für die Erhaltung des Blutes und zwar in erster Linie der freiherrlichen, weniger noch der fürstlichen Familien gewirkt. Der augenblickliche Vorteil, die Proletarisierung des männlichen Adels und die Armut unversorgter Töchter hintanzuhalten, rächte sich nur zu oft durch den Untergang des Geschlechtes." (Histor. Zeitschr. 109, 1912, 198.)

[2]) Olrik, a. a. O. 8.

es also zuweilen der Eros der Rasse, andern Einflüsterungen zum Trotz ein Herz zu besiegen. Der Einfluß, den alle möglichen Faktoren gegen das Ideal der Adelsrasse ausgeübt haben, wuchs und summierte sich im Lauf der Jahrhunderte. Hier sollen nur die Kirche und ihr folgend die Aufklärung erwähnt werden als geistige Mächte, welche die Standesgrenzen einebneten. Die Kirche hat von allem Anfang an dahin gewirkt, die ungleichen Ehen minderen Rechts zur Vollwertigkeit zu erheben.

Trotz allem aber blieb der Vorrang adligen Geblüts eine Macht wie der Vorzug des nordischen, und so unvollkommen die



Abb. 444. Deutschland. Nach Clauß, Rasse u. Seele.



Abb. 445. Deutschland. Originalaufnahme.

Rassenmischung auf germanischer Grundlage.

anthropologische Ausdrucksweise der mittelalterlichen Quellen auch ist, so zeigen sie doch, daß der Geschmack für das Blonde und Schlanke, d. h. das Vornehme, die geschlechtliche Auslese immer wieder mitbestimmt hat.

Einen gewissen Einschuß andersrassiger Elemente hat die Oberschicht dabei stets ohne Schaden aufgenommen, solange ihr rassischer Grundstock ungebrochen blieb. Man hat vielfach (wenn auch bisher ohne Beweise) behauptet, daß der Rassenmischung der Wert zukomme, schöpferische Spannungen im Individuum zu erzeugen. Die Erkenntnis des dalischen Volksbestandteiles fügt diesen Vermutungen eine neue hinzu; denn tatsächlich spricht manches dafür, daß die Verbindung des Nordischen mit dem Dalischen eine seelische Bereicherung bedeute. Darüber hinaus hat die germanische Oberschicht aber auch noch andere Einschläge wohl vertragen.

Im ganzen haben die Menschen einen viel feineren unausgesprochenen Instinkt für die Wesensart der Andern, als sie auf den Begriff bringen können. Rassisches und Individuelles ist im Einzelfall kaum

voneinander zu trennen, und dennoch weiß im allgemeinen jeder recht gut, welchem Typus er den Vorzug geben soll und insbesondere auch, wo die zahllosen in der heutigen Oberschicht durcheinanderlaufenden Einschläge nichtnordischer Herkunft anfangen, in das Gebiet des Unerwünschten zu fallen. An zweiter Stelle hat der südeurasische Typus einen deutlichen Vorrang vor dem vorderasiatischen behauptet. Das drückt sich z. B. in dem Urteil der Judenheit aus, die im Gegensatz zu den Theorien einzelner jüdischer Schriftsteller in ihrer Gesamtheit sehr scharf rassisch wertet, indem sie in den vorwiegend südeurasischen Sephardim den Adel ihres Volkstums anerkennt. Wenn die schlankeren Sephardim selbst seit alter Zeit und bis heute den näheren Zusammenhang mit den vorwiegend untersetzten Ostjuden ablehnen, so sind sie sich dabei sogar bewußt, daß sie selbst echtere Nachkommen der semitischen Hirtenrasse, der Jahvehkrieger sind, als die Aschkenazim, die eben auf der Grundlage der vorderasiatischen Pflanzerrasse ihr Gemisch bildeten. Dementsprechend setzten auch die europäischen Völker der vorbehaltlosen Einschmelzung der Westjuden stets geringeren Widerstand entgegen als der ostjüdischen Mischung auf vorderasiatischer Grundlage. So wirken sehr alte Wertungen und Unterschiede auch hier. Der Spaniole Disraeli ist bekanntlich einer der Schöpfer der Rassentheorie des 19. Jahrhunderts; vielleicht sogar, wenn Koehne recht behält, der Vorläufer und eigentliche Anreger Gobineaus gewesen; er hatte eben den Rassestolz des Sephardim geerbt und konnte, auf diesen gegründet, der nordischen Rasse seine Bewunderung zollen; er hätte die grundsätzliche Rassenleugnerei wahrscheinlich für ein Verhüllenwollen (und eben damit Zugestehen) eigner Minderwertigkeit gehalten[1]).

Vielfältig sind die körperlich-seelischen Werte, die heute noch von zahlreichen Beobachtern den alten Herrenrassen zugeschrieben werden. Selbst der gewandteste Anwalt der Bekämpfung des nordischen Ideals, Friedrich Hertz, glaubt doch selbst, daß an einer so alten und allgemeinen Wertung wenigstens etwas Greifbares sein müsse. In seinem Buch über „Rasse und Kultur", dessen Werbezweck sowohl aus dem Inhalt wie aus der Tatsache seiner auch unentgeltlichen Verbreitung hervorgeht, gibt er als „zweifellos" zu, daß die Germanen in ihrer Geschichte „überall herrschende Geschlechter und Stände begründet" und daß sich bei ihnen „ein bestimmter heroischer, ritterlicher Geist ausgebildet" habe. Diese seiner Meinung nach „unbestreitbare Tatsache" würde aber für sich allein genügen, um in einem Zeitalter, das die Erneuerung der Oberschicht wesentlich dem erfolgreichen Erwerbs-

[1]) In Indien, wo die Juden unter das anregende Beispiel des Kastenwesens gerieten, schließen sich (Feist, a. a. O. 69 ff.) die „weißen" Juden streng gegen die länger im Land sitzenden „schwarzen" ab. „Auch in Indien hat die Rassenlehre ihre Auswirkungen gezeitigt", bemerkt Feist. Daß trotz dem krampfhaften zionistischen Nationalismus die Juden selber den hauptsächlich ostjüdischen „Judentypus" wenig schätzen und gern abstreifen, ist allbekannt, aber man muß die grundsätzlichen Leugner der „Rassentheorie" gelegentlich daran erinnern, daß an ihr doch nicht alles „aus der Luft gegriffen" zu sein scheint.

banausentum in die Hand gibt und damit den „heroischen, ritterlichen Geist" in seinem Fortbestand bedroht, wie kein anderes zuvor, den Wunsch zu erwecken, daß sich neue Kräfte zur Erhaltung dieser Erbanlagen regen und sammeln möchten. Erklärt doch Hertz sogar unumwunden: „Der ungeheure Aufschwung der germanischen Völker ist zweifellos das Zeugnis einer Rassenkraft, die nirgends auf der Welt übertroffen wird." Niemand wird dabei Hertz widersprechen, wenn er hervorhebt, daß „die germanischen Kulturen ein unschätzbares Erbe aus den Händen früher gereifter Völker empfangen haben". Indes stammt doch auch dieses Erbe, soweit es wirklich unschätzbar ist, fast ausschließlich von Völkern, die den Germanen rassisch besonders eng verwandt sind. An der merkwürdigen Tatsache, daß die Vorsehung unter den verschiedenen Rassengruppen der Menschheit nur wenige zur Führung bestimmt hat, kann nun einmal keine im übrigen noch so humane Gesinnung etwas abbrechen.

Die „nordische Bewegung", die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ansteigt, ist, wie sie sich dem Geschichtsforscher darstellt, weiter nichts als die neueste Zeitform jenes uralten Rassenwerturteils. Einen doppelten Wert darf der Kulturhistoriker volkstümlichen Büchern wie denen Chamberlains, Woltmanns oder Günthers wohl zuschreiben. Einmal haben sie, gesicherten Erkenntnissen vielfach voraneilend, durch einzelne glückliche Beobachtungen und kühnes Herantasten an schwer faßbare und doch gewichtige Probleme auch die strenge Natur- wie Kulturwissenschaft gezwungen, tiefliegende Untergründe des Geschichtsverlaufs ernsthaft ins Auge zu fassen. Diese Untergründe hatten manche Wissenschaftler wegen der Schwierigkeit, Methoden zu ihrer Bewältigung zu finden, lange als überhaupt nicht vorhanden betrachtet. Jetzt zwang sie z. B. der kurzentschlossene Griff Günthers, Stellung zu nehmen; in der Nachprüfung der aufgestellten Behauptungen hat dann auch die kritisch eingestellte Forschung die Unumgänglichkeit der rassegeschichtlichen Fragestellung Schritt für Schritt anerkannt; sie bleibt den Anregern deshalb zu Dank verpflichtet. Das ist der eine Wert jener Bücher. Zum andern haben sie das allgemeine Rassenbewußtsein, das im Volke lebt, rechtzeitig vor der Verdunkelung geschützt. Auch manches längst anerkannte Ergebnis der Anthropologie, z. B. die Grundtatsache, daß wir Europäer verschiedenen Rassen angehören und daß es überhaupt verschiedene europäide Rassen gibt, wurde doch erst durch die genannten Schriften in weitere Kreise getragen.

Diese Erkenntnis widersprach aber einer mächtigen Zeitmeinung. Denn es kann kein Zweifel sein, daß mindestens seit der französischen Revolution, seit dem Stück für Stück vollzogenen Abbau oder jähen Sturz der aristokratischen Gesellschaftsordnung der Haß gegen die gesamten Überlieferungen der Herrenkultur älterer und neuerer Zeit einflußreiche Bewegungen trägt und daß die aufbegehrenden „Ressentiments" nicht nur von berechtigtem Freiheits- und Gleichheitsstreben gespeist werden. Im Rasseninstinkt sehen die Kräfte der Zer-

störung vielfach eine letzte und fast einzige Verteidigungslinie des „feudalen“ Zeitalters. Gelingt es, das Rassengefühl immer mehr einzuschläfern, so wird auch der ohnehin gelockerte Zusammenhang weiter geschwächt, der die Erben mit den Ahnen organisch verbindet.

Diese bewußt geschichtsfeindlichen Kräfte stützen sich auf die unbestreitbare Tatsache, daß die Rassenmischung in Europa längst einen hohen Grad erreicht hat.

Folgende vier Sätze Ammons dürften für alle europäischen Bevölkerungen hinsichtlich des Erhaltungszustandes der europäiden Rassen durchaus zutreffend sein (und ich bringe diese Sätze auch um deswillen in Erinnerung, weil sie zugleich die beste Erklärung für den bloßen Annäherungswert der Bildbeispiele „reiner“ Rassen, somit eine gewisse Entschuldigung für die Mängel unserer Abbildungen darbieten):

1. „In einer seit mindestens drei Jahrhunderten gekreuzten Bevölkerung gibt es keine oder nur vereinzelte ungemischte, reinrassige Individuen, etwas mehr vielleicht in abgeschlossenen Ständen, die zugleich Rassen darstellen und die Ehegemeinschaft mit außerhalb Stehenden verbieten.

2. Die anscheinend reinrassigen Individuen, die eine gewisse Anzahl der Rassenmerkmale in sich vereinigen, haben unter ihren Vorfahren solche von fremder Rasse, und die Vereinigung der Merkmale stellt nur eine der vielen möglichen und wirklich vorhandenen Kombinationen der Merkmale dar.

3. Solange die biologische Zusammengehörigkeit der Merkmale noch nicht völlig aufgelöst ist, kommen die Vereinigungen derselben in einzelnen Individuen verhältnismäßig etwas häufiger vor, als es nach rein zufälliger Gruppierung der Fall wäre.

4. Je mehr Merkmale beobachtet werden, desto seltener werden die Individuen, in denen alle zusammentreffen, und so oft man über das Schema hinausgreift, erkennt man, daß die vermeintlich reinen Typen einzelne fremde Merkmale an sich haben“[1]).

Welcher Städter also dürfte heute von völlig reiner Rasse in seiner Familie sprechen? Die nordische Bewegung ist sich in ihren verantwortungsbewußten Trägern der Gefahr wohl bewußt, in eine ebenso unberechtigte wie notwendigerweise lächerliche „Menschenmäkelei“ zu verfallen. Sie vermeidet diese Gefahr, indem sie die Tatsache der vorhandenen, übrigens natürlich nicht gleichmäßigen Rassenmischung positiv wendet. Sie verlangt, daß auch der Mischling, d. h. ein jeder, sich demjenigen Ahnenpol zuwende, den er selbst, wie alle Welt als den wertvolleren empfinde. Dies ist sowohl in seelischer Beziehung möglich wie in biologischer durch eine entsprechende Fortpflanzungspolitik. Wenn z. B. der Ostische, um mit Günther zu reden, seit Jahrtausenden unter der Herrschaft eines „artfremden“ Rassenideals lebt, so muß doch

[1]) O. Ammon, Zur Theorie der reinen Rassetypen. Zschr. Morph. u. Anthr. 2 (1900), 685. Zwei weitere, daselbst aufgestellte Sätze konnten, da nicht wesentlich über den Inhalt der mitgeteilten hinausgreifend, hier fortbleiben.

die wachsende Erkenntnis der so weit vorgeschrittenen Rassenmischung die Verständigung über das Ziel erleichtern. Es gibt kaum reine Ostische mehr; nordisches Blut kommt in der Ahnentafel wohl eines jeden Volksgenossen vor. Aber es gibt einen Geist der nordischen Rasse; ihn gilt es lebendig zu erhalten in einer Zeit der Verweichlichung. Da Volkstum, wie Spann sagt, etwas Geistiges ist, so braucht sich auch der äußerlich Ostische der Anerkennung des Geistes nicht zu entziehen, der unser Volkstum in erster Linie geschaffen hat, zumal ja, wie gesagt, alle Volksgenossen mehr oder minder auch am Blut der einstmals so schöpferischen Rasse teilhaben. So etwa kann man die Einstellung der vernünftigen Nordischgesinnten zum Problem des Rassengemischs umschreiben.

Angesichts der instinktabtötenden Gleichheitspredigt konnte es jedenfalls nicht ausbleiben, daß dort, wo noch ein breiter Blutszusammenhang zwischen alter Führerrasse und heutigem Volkstum besteht, d. h. in den germanischen Völkern, eine Gegenbewegung gegen die Gleichmacherei erwachte, und daß die ungleichen Anlagen der Menschenrassen wieder um so mehr betont wurden, je höher vor allem durch die biologische Umbildung der sich hemmungslos verstädternden Bevölkerung die Gefahr anwuchs. Die jetzt unheimliche Schnelligkeit und Gewaltsamkeit des Niederbruchs der alten seelisch-körperlichen Lebensverhältnisse hat selbst in der antiken Hochkultur, die doch als warnendes Beispiel dienen könnte, bei weitem nicht ihresgleichen. Daß das Anwachsen der Großstädte eine ungeheuerliche Volksschädigung enthält und daß Kultur- und Rassenverfall in engstem Zusammenhang miteinander stehen, das kann kein Klarblickender übersehen, und leugnen könnte es nur, wer ein Interesse an der Verhüllung der Wahrheit hat[1]). Wer wagte das „deutsche Gesicht“, wie wir es bei dem Stadtbürger des 15. Jahrhunderts fanden[2]), noch für den von 1930 in Anspruch zu nehmen? Und wohin mag die Entwicklung führen, wenn sich die erst ein oder zwei Geschlechtsfolgen hindurch mit voller Wucht wirksame Amerikanisierung auch des uralten Mutterbodens der indogermanischen und germanischen Völkerentstehung einmal durch einige Dutzend Geschlechtsfolgen hindurch ausgewirkt haben mag? Wo immer Kräfte geweckt werden können, welche der Entartung entgegenwirken, müssen sie willkommen sein. Der „nordische Gedanke“ ist ein Glied in der Kette der Heimatschutzbestrebungen geworden.

Es ist ja durchaus nicht so, daß nun die fortschreitende Verwischung der ausgeprägten Rasseneigenschaften mit naturgesetzlicher Gewalt immer weitergehen müßte. Gewiß, die Entwicklung dahin ist mächtig, aber die Geschichte zeigt, daß sich Kräfte und Gegenkräfte in ganz verschiedener Stärke gegenübertreten können und daß die Entscheidung in den Willen des Menschen gelegt ist, dessen Handlungen abhängen von den Idealen, welche die Erziehung ihm einprägt. Denken wir nur etwa an den Gegensatz der Mauren und Berber zurück. Sittlicher Stolz

[1]) Für die Beschleunigung der Umwälzung siehe oben S. 251 Anm. 3.
[2]) Vgl. oben S. 239 Abb. 428.



und gesunde Lebensverhältnisse haben diese von der Vernegerung so gut wie freigehalten; städtische Weichlichkeit hat jene vernegert. Warum sollten denn in den germanischen Völkern durch entsprechende Zielsetzung nicht auch die günstigsten Erbanlagen erhalten, ja vielleicht vermehrt, wenigstens aber ihre Verwischung verlangsamt und dadurch die Gefahr der Entartung von dieser Seite her vermindert werden?

Der „nordische Gedanke" kann deshalb nicht als Utopie bezeichnet werden. In Nordamerika, wo die Nationalitätenfragen europäischen Stiles längst durch Rassenfragen ersetzt sind, dann in England, wo eine alte, breite Oberschicht durch das Ideal adlig-sportlicher Leibeszucht und Erbgesundheitspflege (Eugeny) sich gegen die Erschlaffung und Überfeinerung des Reichtums zur Wehr setzt, und endlich in Deutschland und den kleineren germanischen Völkern, wo ein stämmiger Rückhalt nordisch-dalischen Bauerntums alles alte und neue Assimilieren und Neutralisieren andersrassigen Blutszustromes ungebrochen überstanden hat, bildete sich die letzte Arena aus, in welcher um die bestmögliche Erhaltung der anerkannten Adelsrasse weiterhin bewußt gestritten wird.

Ihre Zukunft ist bedroht. Die geringe Geburtenzahl der germanischen Völker, gemessen an fast allen Völkern des Ostens, läßt die äußere Gefahr für den Bestand auch des nordischen Geblüts erfassen. Innere Gefahren drohen ihm aus der Erschütterung der Überlieferungen des Herren- und Bauerntums, mit deren Schicksal es nun einmal durch feine und starke Fäden verknüpft ist. Man braucht nur einmal wirklich unbefangenen Blickes die Menschheit, die sich etwa in teuren Kurorten oder auf händlerischen Berufstagungen zusammenfindet, mit einer guten Bauernbevölkerung zu vergleichen, um förmlich Augenzeuge des rassischen Abstiegs zu sein.

> „Denn ich habe wohl oft geseh'n, daß man Rinder und Pferde,
> Sowie Schafe, genau bei Tausch und Handel betrachtet:
> Aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
> Und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
> Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein
> Und bereut zu spät ein übereiltes Entschließen".
>
> (Hermann und Dorothea.)

Es kann auch nicht eingewendet werden, die nordische Bewegung spalte das Volk oder sie schwäche den Gedanken des Volkstums. Nur dort, wo die nordische Bewegung, die ja ein Stück angewandter Geschichte ist, selber geschichtsfremd, geschichtlich ungebildet aufträte, müßte sie allerdings an Übertreibung zugrunde gehen. Denn so wenig der Faktor Rasse aus der Geschichtsbetrachtung und aus der praktischen Bevölkerungspflege ausgeschaltet werden durfte, so wenig war eine einseitige Überschätzung dieses Faktors am Platze. Die ganze Weltgeschichte oder auch irgendeinen Ausschnitt, wie z. B. den Weltkrieg unter den Hauptgesichtspunkt eines „nordisch-ostischen Weltringens" zu stellen, das liefert ein Zerrbild im Widerspruch zur Vielfältigkeit geschichtlicher Bildungen. So hat man mit vollem Recht den gewal-

tigen überrassischen Einfluß des Volkstums immer erneut betont und sogar im Gebiet des Rassischen selbst die umformende Kraft des Volkstypus mehr und mehr erkannt. Wie nahe stand etwa noch in jeder Beziehung der Angelsachse des 10. Jahrhunderts dem Festlandssachsen und wie weit haben einige Jahrhunderte getrennter und zum Teil gegensätzlicher politischer und kultureller Entwicklung den Engländer vom Deutschen entfernt. Der Historiker wird aber niemals einen Faktor geschichtlichen Werdens deshalb übersehen, weil er nicht der einzige ist, und so muß denn auch die rassische Auffassung der Geschichte, Unter- wie Überschätzung gleicherweise vermeidend, sich organisch in eine universale Geschichtsbetrachtung eingliedern.

Wem, der Unersetzliches zu würdigen weiß, tut es nicht leid, die alten Bauernhäuser Niedersachsens unter Fabrikbauten verschwinden zu sehen; sollte man das Verschwinden der noch ungebrochenen Herrenrasse, die auf solchen Höfen sitzt, gleichgültiger ertragen? Und kann es schaden, wenn dort, wo reine Rasse nicht im gleichen Maße mehr zu schützen möglich ist, in der Stadt, der allgemeine Sinn wieder mehr auf die persönlichen als die sächlichen Werte desjenigen Menschen hingelenkt wird, mit dem man sich fürs Leben verbindet? Nicht Rassenschnüffelei im Einzelfall ist der Sinn der nordischen Bewegung, sondern ihr gesunder Kern ist, der alten Adelsrasse, obwohl ihre Rechte und Schutzschranken untergingen, das Bewußtsein ihrer Pflichten desto lebendiger zu erhalten[1]).

Vielleicht erweist sich diese neueste Entwicklung des rassischen Werturteils als eine erhaltende Kraft von wachsender kulturgeschichtlicher Bedeutung. Sollten trotzdem die besonderen Werte verloren gehen, die der nordisch-dalische Typus in seinen verschiedenen Sozialverzweigungen, insbesondere auch in dem Volkstumsrückhalt des germanischen Bauerntums und dessen emporsteigenden Kindern bis heute bewahrt hat, dann würde allerdings bei der zunehmenden Einebnung der Menschheit der Geschichtsschreiber in abermals tausend Jahren vielleicht festzustellen haben, es sei den germanischen Völkern im ganzen und großen ebenso ergangen wie jenem König Hjör mit seinen Söhnen.

---

[1]) Die sittliche Seite der nordischen Bewegung hat, wie ich mich persönlich auf der Jahresversammlung in Heiligendamm 1926 überzeugen durfte, auch in der Standesvereinigung der Träger adliger Namen in Deutschland in dem Sinne Wurzel zu schlagen begonnen, daß in der Heiratspolitik die rassische und persönliche Ebenbürtigkeit (gegenüber der der äußeren Adelsprädikate und des Vermögens) als Standespflicht immer erneut eingeprägt werden soll. Auf diese Weise soll, so hoffen die Führer der „Deutschen Adelsgenossenschaft", dem Adelsgedanken und dem ererbten Blut seine Bedeutung für die Nation erhalten werden. Wie tief die nordische Bewegung in die sittlichen Fragestellungen unserer Zeit hereingreift, beweisen Artikel wie der von Oskar Meister, Rassenkunde und Seelsorge — in: Die Seelsorge. Jahrg. 4 (1926). Der kathol. Verfasser bejaht vorsichtig die Forderung, „daß sich jede Rasse, also auch die nordische, rein erhält in Hinsicht auf den Lebenswandel wie auf die Nichtvermischung mit fremden Rassen." Vgl. auch die oben S. 61 angeführte Schrift von Tillenius. Der Sinn der nordischen Bewegung als „selektiver Rassenhygiene" ist nüchtern und überzeugend kürzlich durch G. Kraitschek in MAGW. 56 (1926), 250 ff. gegen neuere Anfechtungen behauptet worden.



16. Indogermanen und Germanen, ein Rückblick.

Die Erde war immer nur klein und die Menschen stets beweglich; Rassen- und Kulturgeschichte erbringen, je tiefer wir forschen, immer überwältigendere Beweise für die erdumspannende Freizügigkeit menschlicher Gruppen und ihrer Kulturen. Weltzusammenhänge bestehen von den ältesten Zeiten her. Zugleich aber, und dies zweite ist nicht minder erstaunlich wie das erste, zeigt sich, daß auch die Verschiedenheiten, zwischen den Rassen und den Kulturen uralt sind, daß Ungleichheiten der Anlage und Fähigkeit wie der bevorzugten Kulturgüter sich durch beinahe unermeßliche Zeiträume und durch alle Wanderungen, Mischungen und Überlagerungen hindurch behaupten.

Der breite Gürtel pflanzerischer Kulturen, der sich nach der Eiszeit von Ostasien nach Europa erstreckte, wurde im Bereich der europäiden Rassen hauptsächlich getragen von vorderasiatischer und ostischer, auch mittelländischer Rasse. Dieser Gürtel lief den Wäldern, Flüssen und Küsten entlang, verbreitete sich in dem Grasland, welches Wälder, Flüsse und Küsten säumte, und wich nicht nur den Wüsten, sondern auch den offenen Steppen aus. Vorwiegend kleindörfliche, friedliche Siedelungen bezeichnen sie; Childe geht so weit, zu sagen, daß z. B. die jungsteinzeitliche Donaukultur, sich selbst überlassen, etwa auf der Stufe einer melanesischen oder indianischen Pflanzerkultur stehen geblieben wäre (S. 211). Unindogermanisches Pflanzertum hat den Charakter der genannten Rassen zunächst mitgeformt, und trotz späterer Umbildungen haben sich manche Grundlagen körperlich und seelisch behauptet[1].

Auf den Steppen wuchsen die Cromagnon-, die nordische und die orientalische, wohl auch die dinarische und ursprünglich die mittelländische Rasse heran. Als die Zeit gekommen war, dehnten diese Jäger- und Wanderhirtenrassen sich aus. Die am frühesten der Völkerkammer Eurasiens entströmende Mittelmeerrasse spielte die erste Rolle bei der Entstehung mehrerer jungsteinzeitlicher Mischkulturen, die von Indien bis nach Westeuropa sich dehnten und in denen Jäger-, Pflanzer- und wohl auch schon etwas Hirtenkultur zusammenflossen. Vielleicht sind mittelländische und taurische Gruppen in irgendwelcher Mischung die hauptsächlichen Urheber der ältesten Hochkultur der Menschheit, der sumerischen im Zweistromland, gewesen. Jedenfalls ist die Rolle der

[1]) In diesem abschließenden kurzen Überblick habe ich aus V. G. Childes „The Aryans" (1926) vieles übernommen, was heute als communis opinio der vorgeschichtlichen Forschung gelten darf; ich tat dies mit um so größerer Freude, als Childes Ockergräbertheorie oben abgelehnt werden mußte.

nordischen und der orientalischen Hirtengruppen in der ersten Hälfte der Jungsteinzeit für uns noch kaum erkennbar, während in dieser Zeit auch schon die Ostischen, jedenfalls zum Teil als pflanzerische Kolonisten, im Erdreich Europas ihre Spuren ließen.

Dann aber, um die Mitte der Jungsteinzeit, erheben sich die Hirtenvölker, zuerst die von orientalischer Rasse. Die Züge der Hirten sind rasch und sprunghaft. Sie tauchen als Plünderer, dann als Eroberer auf, setzen sich fest, legen Herrenschichten über altes Kulturland und welken ab; aber neue Züge und Stöße führen neue Hirtenkriegerstämme mit neuen Namen und altbekannter Art in die Geschichte ein. Augenscheinlich sind die kulturellen Fortschritte, welche die semitohamitische Vorherrschaft in den Hochkulturländern des Orients in den etwa 2000 Jahren bis zum ersten Auftreten der Indogermanen hervorgebracht hat, weniger groß als die der Indogermanen in den nächsten 2000 Jahren. Zunächst aber ist soviel gewiß, daß die Indogermanen länger im Vorbereitungszustand verharrten und daß sie zu ihrer weltgeschichtlichen Rolle aufgerüttelt worden sind durch Einflüsse, die auf weiten Umwegen von den Hochkulturen des Orients auch zu ihnen kamen, Einflüsse, die ihren Widerstand regten und zugleich sie schulten. Die ursprünglichen Zwischenträger vom Orient nach Westeuropa müssen semitohamitische Kräfte gewesen sein; orientalische und mittelländische Rasse war beteiligt. Das Megalithvolk aber, welches die erste Herrenkultur im O s t s e e gebiet schuf, war rassisch der Hauptsache nach ebenso zusammengesetzt wie etwa die späteren Germanen: auf die Grundlage der alteuropäischen Cromagnonrasse war vor allem nordeurasische gepfropft.

Die Verbreitung der Nordischen in Mitteleuropa geht auf verschiedene Wanderwellen zurück, deren älteste vielleicht noch in die Eiszeit fallen. Als zukunftskräftige Stämme mit (zum Teil) nordischer Rasse haben sich diejenigen ausgewiesen, die nach dem Ende der Eiszeit als Träger von Wanderhirtenkultur aus dem Osten kamen. Das Ostseegebiet blühte auf; klimatische Gunst erlaubte eine verhältnismäßig dichte Besiedelung; eine Volkskraft formte sich langsam durch Jahrtausende dort oben, die dann später auch durch klimatische Verschlechterung dazu gedrängt wurde, sich nach Süden zu entladen. Aber bis zum Auftreten des Megalithvolkes ist das Ostseegebiet friedlich nach außen; es füllt sich langsam mit Kraft. Jäger, Hirten und Pflanzer verschmelzen auch dort oben; aber die Pflanzer können sich hier nicht so geschlossen entfalten wie im Südwesten oder Südosten des Erdteils. Und die Ostischen, die wohl nicht sämtlich als Pflanzer, zum Teil vielleicht im Gefolge von Hirten gekommen waren, blieben dort oben eine rassische Minderheit.

Mit dem Einbruch des Megalithvolkes kam eine reichere Kultur in den Norden; man kann ihr erst den dortigen Anfang eines regelrechten Bauerntums (Gartenwirtschaft) zuteilen. Die dänischen Dolmen der Megalithkultur setzt Childe um 2600 v. Chr.; ihre ältesten Ganggräber um 2200. Um dieselbe Zeit hat aber auch schon die Ausbreitung einer ganz anderen Kultur begonnen, die der Streitaxtvölker. Es sind

Indogermanen, vielleicht die Indogermanen, die sich zuerst im Innern der jütischen Halbinsel erheben, deren Küsten das Megalithvolk besetzt hatte. Die Indogermanen stammen nicht vom Megalithvolk ab; sie sind aber auch nicht damals von außen her nach Jütland gekommen. Elemente der Hirtenkultur sind es, die sich bei ihnen innerhalb einer Mischkultur kräftig erhalten hatten; in ihrem Blut wog die nordische Rasse vor. Die offensive Kraft der Streitaxtstämme dürfte zum Teil auf ihre Hirtenüberlieferung zurückgehen; zum andern Teil mag sie unter dem Eindruck des nahegerückten Krieger- und Herrentums der Megalithstämme sich selbständig organisiert und höhergeführt haben. Wir ahnen überragende Persönlichkeiten, Führernaturen; jedenfalls zeigt sich das Bild dieser lebensvollen indogermanischen Stämme nordisch (=dalischer) Rasse, ähnlich ihrer späteren Geschichte, schon ganz zu Anfang: überall übernehmen sie fremde Kulturen, aber sie stellen die Herrscher; aufnahmewillig nach allen Seiten, lassen sie sich das Fremde nicht geben, sie *nehmen* es sich, und behaupten dabei zweierlei: den innersten Wesenskern ihrer alten Hirtenart mit den ererbten Auffassungen von Familie, Gesellschaft und dem Göttlichen; und die Kraft des Krieges, die Kunst des Herrschens tragen sie überallhin als die geborenen Staatengründer. In diesen beiden Eigenschaften, der Bewahrung ältester Vätergewohnheiten und der Anlage zum Herrenvolk liegt das Geheimnis der indogermanischen Erfolge.

Nachdem die Streitaxtstämme aus schon älter einheimischen schlichteren Kulturen des Ostseegebietes unter Berührung mit der fremden Megalithkultur erwachsen waren, sandten sie erobernde Schwärme nach Osten und nach Süden aus. An Gräbern und Burgen können wir ihre Züge verfolgen, die geschwinden, unwiderstehlichen Vorstöße und die Haltpunkte, an denen Herde ihrer Herrschaft sich festigen. In Mitteldeutschland beginnen sie die Vernichtung der ihnen nicht gewachsenen Donaukultur und vollenden das Werk im Fortschreiten zum Schwarzen Meer hin.

Zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. hat sich z. B. in den südrussischen Steppen ein indogermanischer Kraftherd gebildet, ein zweiter im Herzen Großrußlands; vom Kubangebiet aus gewinnen diese nunmehrigen Ostindogermanen erneute Berührung mit einer fremden Herrenkultur; diesmal ist es die älteste Hochkultur der Welt selbst, in deren Bannmeile sie eintreten. Es ist die schon Jahrtausende früher geübte Methode der orientalischen Rasse, die jetzt auch die nordische aus alter Kulturverwandtschaft heraus anwendet; zunächst plündern die Indogermanen die Schätze mesopotamischer Hochkultur, und weiterhin nisten sie sich selbst im Orient ein. Über den Kaukasus hinüber stiegen die rossezüchtenden Indogermanen (das Pferd war dem Orient noch fremd) und setzten ihre blonden Herrenschichten über einheimische Völker vorderasiatischer, mittelländischer oder orientalischer Rasse. Um 1900 v. Chr. erzittert zum erstenmal Babylon selbst in den Erschütterungen, welche nordische Völkerwellen hervorrufen. Um 1400 v. Chr. werden von der Herrenschicht der Mitanni am oberen Euphrat die Götter des Rig-

veda verehrt. Unter anderem werden Iran und Indien „arisch“. Auch einzelne westindogermanische Stämme finden den Weg nach Vorderasien, ja bis ins Herz Innerasiens hinein. Hatte zu Beginn der Jungsteinzeit das neuerschlossene Ostseegebiet eurasiatische Hirten und Pflanzer nach dem Nordwesten gezogen, so lockte am Ende der Periode der Südosten mit seinen Schätzen der Hochkultur Krieger an. Aber überall ist das nordische Blut nur eine Minderheit, nur jeweils der Kern, der die Lawine in Bewegung setzt. Unvergleichlich betätigt sich die Kraft der Eroberung gerade in diesen fernen Ländern, umflutet von älteren und verwickelteren Kulturen, fremden Rassen und Sprachen; das persische Weltreich überragt nicht nur dem Umfang, sondern auch dem Gehalt seiner Kultur nach weit die semitohamitischen Großreiche, seine Vorgänger; und diese höhere Stufe ist echt indogermanisch und nordisch sowohl in der Kraft des Siegens und Herrschens wie in der Tiefe der sittlich-religiösen Anschauungen; adlige Züge in jedem Sinn bezeichnen das Ariertum des Morgenlandes[1]).

Seine Ausstrahlungen wirkten bis tief in die Grundlagen der ostasiatischen Hochkulturen hinein.

Aber trotz wiederholter Nachschübe mußte das Ariertum so weit entfernt vom Mutterboden im Lauf der Zeit seine Substanz aufzehren. Es kam die Stunde Europas, der im heimatlichen Erdteil verbliebenen indogermanischen Stämme. Einer nach dem andern treten sie stürmisch auf die Bühne der Geschichte und bauen die Reiche und Kulturen der Griechen, der Römer, der Kelten usw. auf. Zurück blieb zunächst, mehr im Dunkel, das Germanentum. Es hatte im Ostseegebiet ausgeharrt, und um Christi Geburt begann der alte Mutterschoß der indogermanischen Völker, Nordmitteleuropa, wieder — diesmal germanische — Stämme in die Welt zu senden.

Das Germanentum war entstanden, indem die an der Ostsee verbliebenen Streitaxtstämme oder Indogermanen allmählich die ganzen sonstigen Bevölkerungen des Landes mit sich verschmolzen. Sie nahmen auch die Megalithkultur auf und verdanken ihr, außer vielleicht sprachlichen Eigenheiten, jedenfalls den starken Zusatz von Cromagnonrasse, der einen nicht unbeträchtlichen Teil der Germanen auszeichnet. Die Bronzezeit des Ostseegebietes war schon nicht mehr eine indogermanische, sondern eine germanische Kultur. In den Germanen lebte die Sinnesart der Indogermanen fort, aber vielleicht heilsam verbreitert durch die längere Reifezeit in verhältnismäßig seßhaften Zuständen und durch die ruhigere Ausbildung bäuerlicher Kultur, die den stolzen Krieger- und Herrengeist nicht schwächte, aber den Gründungen der nordischdalischen Germanen bessere Lebenszähigkeit verlieh, wenigstens dort, wo sie sich vom Mutterlande nicht zu weit entfernten. Das Wandern und

---

[1]) Die „hervorragendere Sprache und Geistesart“, die Childe 212 hervorhebt und auch schon seine Ausführungen S. 143 über die nichtindogermanische bzw. nichtnordische Geistesart der Donaukultur widerlegen aufs schlagende seine eigne unüberlegte Philippika S. 163 f. gegen die „Rassentheoretiker“, die ja auch nicht mehr behaupten, als die besondere Sinnesart, bzw. heldische Sittlichkeit der nordischen Indogermanen!



Erobern, die Treue zur Scholle und zur Arbeit gelangten bei den Germanen zum Teil in ein günstiges Gleichgewicht. Indogermanische Kulturen hatten die Führung ergriffen, welche den semitohamitischen entsank; romanogermanische traten jetzt das Erbe der älteren Indogermanen an.

Die nordische Rasse hat einen verwunderlich großen Anteil an den Höchstleistungen des menschlichen Geschlechts. Nimmt man die beiden andern eurasischen Rassen, die orientalische und die mittelländische hinzu, so sinkt die Wagschale vollends zugunsten des Eurasiertums, selbst wenn man in die andre Schale alle nichteurasischen Leistungen der Welt legt. Soweit eine solche Tatsache überhaupt erklärbar ist, kann die Erklärung nur in dem Erbe von Hirten- und Kriegerkultur, in dem Geist des tatkräftigen Herrentums gesucht werden. Auch diese Menschheitsform ist notwendig einseitig; sie hat ihr Führertum auch regelmäßig mit der Arbeit anderer, dienender Gruppen verknüpft, ohne die sie nicht sie selbst geworden wäre. Aber es läßt sich durch keinen Zweifel erschüttern, daß ein gewaltiges Erbgut in Blut und Überlieferung der Eurasier, der nordischen Rasse, zuletzt der Germanen ruht: der kategorische Imperativ einer Adelsrasse. Vielleicht gehört das alles jetzt der Geschichte an. Aber die geschichtliche Leistung einerseits, die durch die fortschreitende Forschung sich nur immer erstaunlicher bewahrheitet, und das allgemeine Weltvorurteil zugunsten der nordischen Rasse, das als solches auch selbst eine geschichtliche Tatsache ist, aber doch wohl der andern Tatsache der Spitzenleistung entsprungen sein dürfte — diese beiden Tatsachen in ihrer Vereinigung erklären die Hoffnung, daß die geschichtliche Kraft des nordischen Geistes noch nicht erschöpft und unsre Zukunft von der Vergangenheit nicht durch solche Klüfte getrennt sei, um die nordische Rasse totzusagen. Die Pflege eines bestimmten Geistes und die Weitergabe bewährter Überlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht hat der nordischen Rasse auch in der Vergangenheit das Geheimnis der Herrschaft verbürgt.

Anhang 1.

Rassenstammbaum und Blutgruppenforschung.

Über den grundsätzlichen Wert der Blutballungsforschung für die Rassenkunde und über die Brauchbarkeit der bisher vorliegenden Stichproben aus verschiedenen Bevölkerungen habe ich kein eigenes Urteil und stehe mindestens dem so ungleichmäßigen bisherigen Stichprobenbestand mit ziemlichem Mißtrauen gegenüber. Das kann aber nicht hindern, daß zuletzt die auf ganz anderem Wege gewonnenen Ergebnisse unsres Buches mit denen der Serologen verglichen werden. Weder aus der Übereinstimmung noch aus dem Widerspruch wage ich irgendwelche Schlüsse zu ziehen; aber es mag die weitere Forschung in mehrfacher Beziehung befruchten, wenn wenigstens der Vergleich gezogen wird.

Die von Steffan in den Mitt. der Anthr. Ges. Wien 56 (1926) S. 82/84 zusammengestellten Ergebnisse zeigen im Zusammenhang mit seinen Mitteilungen im Text, daß das bisher festgestellte Optimum der „atlantischen" Gruppe in Europa bei Neinstedt am Ostharz und danach in der Landschaft Schwansen in Nordschleswig liegt. Da mir wenigstens die letztgenannte Landschaft aus eigener Anschauung bekannt ist, so vermag ich die Vermutung Steffans zu bestätigen, daß es sich hier wesentlich um nordische, genauer nordisch(-dalische) Rasse handelt. Die Untersuchung an der stark ostischen Bevölkerung des Peterstales hat das interessante Ergebnis geliefert, daß vermutlich die ostische Rasse von der nordischen serologisch kaum zu unterscheiden sein dürfte. Für die mittelländische Rasse gestattet die bisherige Forschung nur die allgemeine Vermutung, daß auch sie nicht weitab von den beiden andern genannten Europäiden zu suchen ist; für die orientalische Rasse ist der Untersuchungsstoff wohl noch gänzlich unzureichend. Dagegen scheint mir für die Dinarier doch eine viel bestimmtere Auffassung möglich, als Steffan annimmt, da die von ihm noch angezweifelte Gauchsche Untersuchung durch die serbischen Ergebnisse (denen wieder die österreichischen, bulgarischen und griechischen nahekommen), auffällig gestützt werden. Bezeichnet man mit Steffan den Gegenpol des „atlantischen" als „gondwanischen" Pol, so würde die dinarische Gruppe zwar noch immer dem atlantischen näher stehen, jedoch verglichen mit nordischer und ostischer Rasse um einen erheblichen Grad der Mitte näherrücken. Das gondwanische Optimum liegt bekanntlich bei den Mongoliden, nächst ihnen

bei den Nigritiern. Streifen wir nur die weiter untersuchten europäiden Gruppen ab, so ergibt sich für die vorderasiatische Rasse eine gewisse, aber noch recht unbestimmte Wahrscheinlichkeit, daß sie den Dinariern ziemlich nahesteht, aber noch mehr zum gondwanischen Pol neigt. Wenigstens sind Türken, Araber, rumänische und mazedonische Juden zwischen Dinariern einerseits, Nigritiern und Mongoliden anderseits zu finden, wobei im ganzen doch wohl mehr auf den Einfluß vorderasiatischer als auf den mittelländischer oder orientalischer Rasse geraten werden darf; doch sind hier die bisherigen Feststellungen recht wenig durchsichtig. Nun kommen wir aber zu einem interessanten Punkt, wenn wir die Gruppen Pellworm, russische Soldaten und Maasholm prüfen. Es sind dies neben den Ungarn Gruppen, die in der Entfernung vom atlantischen Pol mit der erwähnten Türken- usw. Gruppe wetteifern, ja zum Teil sie übertreffen und mit Maasholm schon in die chinesischen Gruppen sich verzahnen. Nun habe ich mit Hilfe von Herrn Lehrer Nissen die Schützsche Blutgruppenaufnahme auf Maasholm insoweit ergänzt, daß ich die mir aus persönlicher Kenntnis vertraute Bevölkerung individuell durchnahm, und dabei ergab sich, daß der Faktor Inzucht wohl für die Annäherung an den gondwanischen Pol keine Rolle spielen dürfte, wohl aber der stärkere Gehalt an ostbaltischer bzw. hellostischer Rasse. Dieser Eindruck überrascht, wenn man die so ganz andere Einreihung der dunkelostischen Peterstaler damit vergleicht, aber er gewinnt an Beachtbarkeit, wenn man die russischen, vielleicht auch die ungarischen Zahlen daneben legt. Und was Pellworm betrifft, so habe ich die dortige Bevölkerung zwar nicht persönlich gesehen, glaube aber nach der Literatur wie nach eigenen Eindrücken den ostbaltischen Einschlag auf den friesischen Inseln nicht gering veranschlagen zu sollen, so daß also die von Steffan in den Vordergrund gestellten technischen Mängel der Pellwormer Untersuchung vielleicht doch nicht den Ausschlag zu geben brauchen. Auf Maasholm ist jedenfalls der gondwanische Zug in den am stärksten ostbaltischen Familien durchschnittlich stärker als in den mehr nordischen, und die Abweichung des Maasholmer Blutgruppenindex vom Schwansener entspricht völlig genau der rassischen Sonderstellung der Maasholmer, die schon längst den Einheimischen selbst aufgefallen und von mir auf mehreren Reisen bestätigt worden ist. Somit läge ein nach dem heutigen Forschungsstand zwar noch längst unzulänglich bewiesener, immerhin heuristisch verwertbarer Fingerzeig dafür vor, daß die ostbaltische Gruppe mehr mongolides Blut in sich aufgenommen hat als die dunkelostische Rasse.

Zusammenfassend würde sich also ergeben, daß die nordische, die mittelländische und die dunkelostische Rasse einander in der Blutballung ganz nahe stehen, während die hellostische Rasse oder vielleicht doch eher erst das ostbaltische Rassengemisch etwas Besonderes enthält. Deutlich steht die taurische Rassengruppe für sich. Bei ihr darf oder muß eine alte, eigenwüchsige Sonderstellung gegenüber den andern Europäiden angenommen werden, während bei den Ostbaltischen die Vermutung auf mongolide Einschläge näher liegt.

Anhang 2.

Nachträgliches.

Einige mir während der Drucklegung zugegangene Neuerscheinungen erheischen an dieser Stelle noch Berücksichtigung. F. Weidenreich, Rasse und Körperbau (1927) ist ein bezeichnendes Beispiel für die Getrenntheit der naturwissenschaftlichen und der kulturgeschichtlichen Kenntnisse und Methoden, woran die gesamte Rassenwissenschaft als Grenzgebiet krankt und deren Überwindung die dringendste Forderung der künftigen Forschergeneration sein sollte. Auch die zureichende Aufklärung des Verhältnisses von Rasse und Konstitution liegt noch in der Zukunft; sie stellt eine der notwendigsten wissenschaftlichen Aufgaben dar, aber zurzeit ist es für den Kulturwissenschaftler ebenso unmöglich, zum Konstitutionsproblem Stellung zu nehmen, wie es nach Heidenreichs Arbeitsweise für den Naturwissenschaftler schwierig zu sein scheint, sich die geschichtliche Übereinanderschichtung ursprünglich getrennt erwachsener Rassen im einzelnen Fall zu vergegenwärtigen. Nur soviel möchte ich sagen, daß die französische Unterscheidung zwischen dem Type respiratoire und dem Type digestif, die ihrer Entstehung nach auf verschiedene Umwelt und Lebensweise zurückgehen sollen, selbstverständlich Beziehung zu dem Gegensatz der Steppen- und Pflanzenrassen hat. Meine Aufstellung ist indes rein ans der kulturgeschichtlichen Anschauung, nicht aus irgendwelcher konstitutionswissenschaftlicher oder lamarckistischer Theorie erwachsen. Weidenreichs Buch kann schon darum keine befriedigende Lösung des gesteckten Themas bringen, weil Weidenreich auf veralteten und unzulänglichen Vorstellungen von den europäischen Rassen fußt. Die Begeisterung, womit die „Frankfurter Zeitung" die Weidenreichsche Schrift wie alles, was dem ihr verhaßten Rassegedanken scheinbar Abbruch tut, begrüßt, wird wie in so manchen Fällen ihres voreiligen Schwärmens vor den Tatsachen nicht standhalten. Die im Sinne der Frankfurter Zeitung „böse" Tatsache, daß die europäische Bevölkerung aus verschiedenen Rassen zusammengesetzt ist, wird weder durch das derzeitige Zetergeschrei der „Betroffenen", noch durch Bücher wie das Weidenreichs aus den Angeln gehoben. Gerade die nüchterne und verantwortungsbewußte Rassengeschichtsforschung, die des hypothetischen Charakters ihrer Einzelaufstellungen eingedenk geblieben ist, darf Phantasien um so deutlicher zurückweisen, die den springenden Punkt übersehen, nämlich, daß in der europäischen Bevölkerung verschiedene Rassen stecken, und

zwar nachweislich, unhypothetisch und unberührt von den Fragen der Entstehung dieser Rassen und des Verhältnisses von Rasse und Konstitution.

Der Freundlichkeit K. Sallers verdanke ich den Einblick in die Druckfahnen seiner Abhandlung über „Die Entstehung der nordischen Rasse“, die in der Zeitschrift f. d. ges. Anat. Abtlg. I Ztschr. f. Anat. u. Entwgesch. Bd. 83, S. 411—590 demnächst erscheinen wird. Da mein eigenes Buch schon im Satz stand, als ich diese wichtige Abhandlung kennen lernte, kann ich nur an dieser Stelle noch auf sie eingehen. Saller führt Paudlers Gedanken fort, die nordische Rasse von der eiszeitlichen Chanceladerasse abzuleiten. Er gelangt zu folgenden Gleichungen: seine Chanceladerasse = nordische Rasse; seine Brünnrasse = (?) Mittelmeerrasse; die Grimaldirasse findet Saller der mittelländischen nahestehend, und seine Barmagranderasse zählt er im weiteren Sinn zur Verwandtschaft der nordischen und der mittelländischen Rasse. Außerordentlich weit faßt Saller den Formenspielraum der Cromagnonrasse; er hält sie nicht mehr für eine nur langschädlige Rasse, er sieht auch kurzschädlige Typen im Schwankungsbereich von Cromagnon, und das Schwergewicht legt er auf eine „intermediäre“ mittelschädlige Cromagnongruppe, die bei ihm geradezu eine zentrale Stellung unter den europäiden Rassen einzunehmen scheint.

Das endgültige Urteil über diese neuen Aufstellungen muß ich den Anthropologen überlassen. Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als ob Saller, obwohl er sich grundsätzlich der weit vorgeschrittenen Rassenmischung in Alteuropa bewußt ist, doch z. B. bei seiner Ausdehnung des Cromagnonbegriffes zu wenig mit den Ergebnissen der Kreuzung rechnet. Es ist doch ein befremdliches Ergebnis, daß die Cromagnonrasse, die heute anerkanntermaßen nur einen kleinen Bruchteil der Europäer stellt, in der Jungsteinzeit noch „den Hauptbestandteil der Bevölkerung Europas“ ausgemacht haben soll. Viel weiter, als ich es oben z. B. mit der hypothetischen Aufstellung einer langgesichtigen Cromagnonvariante getan habe, möchte ich die Variationsbreite dieser Rasse doch nicht ausdehnen. Vor allem scheint es mir, wenn man auch hochäugige Typen Cromagnon zurechnet, überhaupt nicht mehr gut möglich, diese Rasse zu charakterisieren. Wenn das ganze schwere Rüstzeug der Czekanowskischen Methode wirklich notwendig zu solchen Ergebnissen führen sollte, dann könnte ich die von Saller im Vollbesitz seiner mathematischen Methode ausgesprochene Geringschätzung der nichtmathematischen schwerlich teilen. Keine Methode wird doch wohl imstande sein, Rassenunterschiede zu verwischen, wie sie z. B. zwischen unseren Abbildungen 148/150 und 340/342 zu bestehen scheinen. Doch das mögen, wie gesagt, die Anthropologen unter sich ausmachen; was dagegen in jedem Fall gefordert werden muß, das ist die Sonderung des Fundstoffes nach Kulturgebieten. Bei einer bloß geographischen Einteilung des Fundstoffes, die unter der Fiktion einer durchgängigen Seßhaftigkeit der Bevölkerung aufgestellt wird, müssen gerade die entscheidenden Gesichtspunkte unter den Tisch fallen und die größte mathematische Bemühung an einem so ungesiebten Stoff für wichtige Fragen fruchtlos bleiben.

Ein Hauptgesichtspunkt des vorliegenden Buches, die Aufspaltung der „nordischen" Rasse in mehrere Rassenwurzeln, wird durch Sallers so völlig anders eingestellte Arbeit erfreulicherweise bestätigt. Mit Saller wie mit Paudler stimme ich darin überein, daß die Chanceladegruppe zu den Ahnen der nordischen Rasse gehören kann. Indes ist diese Grundlage der nordischen Rasse zurzeit ungemein schmal. Begründet doch Saller selbst seine Chanceladerasse zunächst auf ein einziges eiszeitliches Fundstück. Wir haben es aber nicht nötig, uns auf den Chanceladefund zu versteifen. Auch brauchen wir nicht ausschließlich mit dem mitteleuropäischen Fundstoff zu arbeiten. In seiner Abhandlung über „Die Menschenrassen im oberen Paläolithikum" MAGW. 57, 1927, geht Saller auf Undory (vgl. oben S. 120) ein. Pawlow hatte die dortigen Bruchstücke der (von ihm als Galley-Hill-Rasse bezeichneten) Combe-Capelle-Gruppe zugeschrieben. Saller weist den Undorymann in die Nähe seiner „intermediären" Gruppe und Podkumok, den Weiberschädel am ehesten zu Galley Hill, hält aber eine genauere Bestimmung bei beiden für unmöglich. Soviel ist ersichtlich, daß von der landesüblichen Cromagnonrasse in Undory keine Rede sein kann. Dazu kommt der Ladogafund, bei dem neben Cromagnon langgesichtige eurasoide Langschädelrasse (nach freundlicher brieflicher Mitteilung Sallers dessen Barmagranderasse) im Spiel ist; dazu kommen die übrigen eurasoiden Einschläge in Nordeuropa. Gegen die immer wieder auftauchende irrige Behauptung, es gebe aus der skandinavischen Steinzeit überhaupt keine nord(euras)ischen Schädelfunde, möchte ich auch auf Hvellinge 35 und Verwandtes verweisen. Das nordische Rassenelement fehlt in der nordischen Steinzeit und den östlich angrenzenden Gebieten keineswegs. Wir brauchen uns also für die Herkunft der nordischen Rasse nicht auf die schmale Chanceladebasis mit ihrem einzigen eiszeitlichen Vertreter beschränken; wir dürfen daneben mit einem Menschenzustrom rechnen, der dem unzweifelhaften Einstrom der Hirtenkultur aus dem Osten entspräche. Daß die eurasoiden Elemente im Fundgebiet der nordischen Steinzeit (im Gegensatz zu dem heutigen dortigen Rassenverhältnis) spärlicher sind als die cromagnoiden, das kann bei der besseren Erhaltung der Megalithreste, verglichen mit den Überresten etwa der Wanderhirten, gar nicht anders erwartet werden, während die Spärlichkeit der Chanceladerasse im eiszeitlich-westeuropäischen Fundgebiet angesichts des dort herrschenden gleichförmigeren Kulturspiegels doch wohl eher eine tatsächlich geringere Beteiligung der Chanceladerasse an der Gesamtbevölkerung wahrscheinlich macht.

Wenn also im Fundstoff der nordischen Steinzeit die Cromagnonrasse überwiegt, so ist das noch kein Beweis, daß sie auch in der Gesamtbevölkerung überwogen habe. Die paar hundert gefundenen Schädel, die sich einseitig zugunsten der Megalithbevölkerung verteilen, erlauben keinen Rückschluß auf die Millionen Menschen, die in den fraglichen Jahrtausenden den nordischen Kulturkreis bevölkert haben. Die Funde sind kein zu Gesamtvermutungen brauchbarer Querschnitt. Denn die Bestattungsformen waren so verschieden, daß nur die Megalithiker eine größere Erhaltungsquote haben, Hirtenschädel dagegen nur

durch außergewöhnliche Zufälle erhalten sein können. Diese und andre kulturgeschichtliche Voraussetzungen für die Bewertung des Fundstoffes darf und muß auch der Anthropologe berücksichtigen. Wir wissen leidlich, wie die Megalithleute des Nordens aussahen, nämlich sehr stark cromagnonbedingt, doch rassegemischt. Wir wissen auch, daß im Norden außerhalb der Megalithleute verhältnismäßig mehr Kurzschädel gefunden sind, als in den Megalithgräbern; vielleicht vorwiegend aus pflanzerisch bedingten Mischkulturen. Wir wissen ferner, daß wir nicht wissen (wenigstens nicht unmittelbar), wie die neben den Megalithleuten wichtigste Gruppe, die der Einzelgrableute des Nordens, ausgesehen hat. Wir wissen, daß Cromagnon, Kurzschädel und langgesichtig-hochäugige Langschädel nebeneinander (und sicherlich gekreuzt) im Norden lebten; aber wir können über ihren prozentualen Anteil an der Gesamtbevölkerung des Nordens schlechterdings nichts aussagen. Wenn die gesamte Bevölkerung Skandinaviens noch im 3. Jahrtausend so einheitlich Cromagnon war, wie es nach Saller scheinen könnte, woher kommt dann das heutige Überwiegen der hochäugigen Langgesichter in Skandinavien?

Die Schnurkeramiker Ostdeutschlands fallen nach Sallers Ergebnissen zumeist der nordischen Rasse zu. Diese teilweise Übereinstimmung unsrer Ansichten ist für mich um so erfreulicher, als Sallers Untersuchung die mir zur Verfügung stehenden älteren Angaben methodisch ergänzt. Auch hochäugigere Typen als unser Beispiel in Abb. 343 werden bei Saller erörtert. Man kann also hiernach mit verstärkter Sicherheit sagen, daß die Indogermanen, welche uns als erste körperlich bekannt sind, überwiegend der nordischen Rasse angehört haben. Mit diesem gesicherten Ergebnis könnten wir uns eigentlich zufrieden geben, auch wenn wir uns bewußt bleiben, daß wir die Untersuchung der Rasse der Indogermanen damit nur bis an die zweite Staffel ihres geschichtlichen Daseins herangeführt haben; die erste Staffel, die der eigentlichen „Urindogermanen" der jütischen Einzelgräber, läßt sich nun einmal anthropologisch nicht unmittelbar erschließen. Wir müssen immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß die jütischen Streitaxtleute weniger nordisch waren und ihre Kultur in Ostdeutschland an eine rassisch anders zusammengesetzte Gruppe, eben an die Indogermanen abgegeben hätten, bis zu denen wir die spätere nordhaltige Oberschicht der indogermanischen Völker heute zurückzuführen imstande sind. Wahrscheinlich ist diese Möglichkeit indes aus verschiedenen Gründen nicht. Einmal erscheinen die nordhaltigen Streitaxtleute (Schnurkeramiker), deren Kultur aus dem Norden stammt, im Donaugebiet als etwas Besonderes, das sich aus dem Durchschnitt der dortigen Knochenfunde heraushebt. Man könnte nahezu von einer Typusinsel sprechen. Sodann sind die Streitaxtleute beweglich; eine und dieselbe Generation dürfte erhebliche Entfernungen zurückgelegt haben. Und schließlich haben wir doch eben in der späteren Bevölkerung des Nordens ein überwiegendes nordrassiges Element, von dem niemand mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben vermag, wie es in den Norden gelangt sein könnte, wenn es nicht im 3. Jahrtausend schon dort war. Diese Umstände vereinigt machen es also wahrscheinlich, daß die uns unbekannten ersten jüti-

schen Streitaxtleute auch leibliche Vorfahren der ostdeutschen Schnurkeramiker gewesen sind. Wenn wir uns aber jeder mittelbaren Annahme enthalten wollen, dann müssen wir uns eben mit dem unmittelbar gesicherten Tatbestand begnügen, daß die Streitaxtleute der zweiten Staffel, die ostdeutschen Indogermanen sich unter den andern uns bekannten Gruppen des 3. Jahrtausends durch den stärksten Gehalt an nordischer Rasse herausheben. Diesen Tatbestand verankert Saller erneut, und tiefer, als es bisher möglich war. Wie in dem nordeuropäischen Rassengemenge jener nordhaltige Sippentypus entstanden ist, das werden wir im einzelnen wohl nie mehr aufhellen können; daß er aber da war, läßt sich kaum mehr bestreiten.

So weitgehend ich Saller und Matiegka bei der Ablehnung der vergeblichen Suche nach ungemischten Rassen und ungemischten Kulturen zustimme, so sehr muß doch darau festgehalten werden, daß bestimmt umgrenzte Mischkulturen der Jungsteinzeit auch von umgrenzten, d. h. gautypisch gefärbten Rassengemischen getragen sind. Namentlich die Herren- oder Erobererkulturen zeigen in der gesamten älteren Weltgeschichte immer wieder eine gewisse Gleichförmigkeit der Oberschicht, einen Sippentypus, der sich dadurch bildet und erhält, daß die Oberschicht aus einem Verband von untereinander versippten Familien, von „Geschlechtern" besteht. „Mehrere Geschlechter bilden häufig einen Stamm, für den oft gemeinsame Abstimmung angenommen wird." (Gräbner, Ethnologie 501). „Sich höher dünkend als die von ihnen unterworfenen Völker, mischten die Nomadenvölker sich zunächst nicht mit ihnen, sondern stellten sich über sie... Wenigstens in der ersten Zeit hielten sich die Nomaden in stolzer Sonderung von der übrigen Bevölkerung, schätzten sich höher und edler als sie, hielten deshalb auf Reinheit des Blutes und beobachteten Endogamie. Damit war ein ganz neues Prinzip in die soziale Gliederung hineingetragen" (Schmidt-Koppers, Völker und Kulturen, 306). Diese „neuen" Grundsätze der Blutsabstammung und der ständischen Inzucht der erobernden Nomaden sind so typisch für die frühere Herrenkultur und bilden einen so großen Machtfaktor in der Herrschaftsbehauptung der herrschenden Geschlechter, daß, wer die Macht dieser Sippen brechen wollte, an diesem Punkt anzusetzen hatte. So hat z. B. die chinesische Regierung, um die im 18. Jahrhundert unterworfenen Mongolen zu schwächen, bis zum Abfall der Mongolei im Jahr 1912 das Gesetz durchgeführt, daß mongolische Fürsten niemals die Tochter eines anderen Fürsten oder auch nur eines Edelmanns heiraten durften, sondern ein Weib aus dem Volk nehmen mußten (Consten, Weideplätze der Mongolen 1919, 2, 108). Ich bin auf diesen Punkt noch einmal näher eingegangen, weil die Sallersche Abhandlung mir die Notwendigkeit erneut vor Augen geführt hat, diese dem Kulturhistoriker mehr als dem Anthropologen geläufigen, aber für jede Rassenuntersuchung in Herrenkulturen unumgänglichen Gesichtspunkte mit Nachdruck geltend zu machen. Mit diesem Ebenbürtigkeitsgrundsatz steht selbstverständlich das Kebswesen der Herrenkultur nur scheinbar im Widerspruch. Es kommt im Grunde wenig darauf an, ob man die auch oben im Text S. 173 gestreifte Möglichkeit, daß die ostdeutschen Streit-

artleute sich mit einheimischen Weibern (Kriegsbeute?) mischten, für beweisbar hält; auch Saller erkennt den Unterschied von Männern und Frauen bei der betreffenden Gruppe an, und naheliegender als die von ihm angeführte Möglichkeit innersekretorisch bedingter Geschlechtsbesonderung ist es (wenn man die Streitaxtleute kulturell wertet), eine Rassenverschiedenheit von zwei Bevölkerungsschichten verschiedener Herkunft anzunehmen.

Daß im bandkeramischen Kulturkreis alle möglichen Rassen lebten, wahrscheinlich neben Cromagnon und nordischer Rasse auch ostische und mittelländische, habe ich im Text schon angedeutet. Daß eurasische Rassen dort reichlich und klar vertreten sind (S. 105 ff.), ist nicht nur auf den Einbruch der (allerdings einheitlicher nordhaltigen) Streitaxtleute zurückzuführen. Auch bei der Donaukultur wird man höchst vorsichtig darin sein müssen, aus dem Fundbestand Rückschlüsse auf den Durchschnitt der Gesamtbevölkerung zu ziehen. Der pflanzerische Schädelkult hat nur ausnahmsweise zu wohlerhaltenen „Schädelaltaren" (Ofnet) geführt, viel häufiger zur Aufbewahrung der Schädelamulette im Wohnhaus, Geisterhaus, Schädelschrein u. dgl., wovon nur durch ganz besondere Zufälle etwas auf unsere Tage herab sich erhalten konnte. Dauerbestattungen ganzer Leichen sind in manchen Pflanzergebieten geradezu untypisch. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist also beim Fundbestand in der Donaukultur mit sozialer Auslese zu rechnen, bzw. mit einer Auslese bestimmter Teile aus einem Rassengemisch, das die dortige Mischkultur trug.

Daß Saller das Problem der Körperlänge als ein für die Vorgeschichte der nordischen Rasse mehr nebensächliches behandelt, dürfte kaum Bedenken erwecken. Wenn für den nordischen Typus heute zwei Merkmale als bezeichnend gelten, die sich in Alteuropa nicht verbunden finden, nämlich Hochwuchs und Langgesichtigkeit, so ist das vielleicht keine willkürliche Konstruktion; denn die Statistik der lebenden Bevölkerung zeigt eben im Gebiet stärksten Vorwaltens der nordischen Rasse die Häufigkeit beider Merkmale. In Alteuropa erreichten die langgesichtigen Langschädel, also die vermutlichen Ahnen der heutigen Nordrassigen die Körperlänge der eiszeitlichen Cromagnonrasse nicht. Für die hiernach zu vermutende Zunahme der nordischen Körperlänge in geschichtlicher Zeit lassen sich mögliche Ursachen aufführen, deren tatsächliche Wirkungskraft ich nicht im einzelnen abzuschätzen vermag: biologische, wie etwa die Kreuzung mit Cromagnon, im Fall einer Dominanz des Cromagnonwuchses oder einer Luxuration bei Kreuzung, und kulturgeschichtliche. Zu den letzteren gehört etwa ästhetische und eugenische Auslese bei der Gattenwahl wie bei der Neugeborenentötung, bessere Ernährung der besitzenden Klassen, Sport, Inzucht der Oberschicht u. dgl. Gesichtspunkte, die sich geltend machen konnten, seit im 3. Jahrtausend die nordische Rasse anfing Herrenschichten abzugeben. Die ostafrikanischen Hamiten gewähren möglicherweise ein Beispiel für die auffällige Steigerung einer ursprünglich gegebenen schlanken Anlage durch die für Hirtenherrenvölker typischen Lebensumstände.

Alles in allem bietet also die Sallersche Untersuchung gediegene Be-

stätigungen für die vorstehend vorgetragenen Ansichten und, soweit ich zu erkennen vermag, nirgendwo ein ernstliches Gegenargument. Wir dürfen daran festhalten, daß in der nordischen Rasse zum Teil das Blut langgesichtig-hochäugiger Europäer der Eiszeit fortlebt, daß aber das heutige Überwiegen der nordischen Rasse über die Cromagnonrasse sich nur aus einem jungsteinzeitlichen eurasischen Zuzug von Osten her erklären läßt, der einerseits mit dem Einstrom der Hirtenkultur parallel geht, anderseits die Brücke zu den von Eurasien nach Süden abgewanderten eurasischen Hirtenvölkern Asiens und Afrikas schlägt. Diese Annahme würde nur dann, soweit ich heute sehen kann, modifiziert, wenn sich ergeben sollte, daß unsern bisherigen Annahmen zum Trotz schon in der Späteiszeit eurasische Hirten in nennenswerter Zahl nach Mittel- und Westeuropa gekommen sind. Noch beim Abfassen meines Buches wäre mir eine solche Annahme, wie wohl den meisten Forschern, gänzlich ungereimt erschienen. Jetzt hat indes L. Franz einen ersten Fingerzeig für Rentierzucht im französischen Magdalénien gegeben („Ist das Rentier das älteste Wirtschaftstier des Menschen?" Landwirtschaftliche Monatshefte, Essen-Wien 1, 1926, 1 ff.). Indes so bemerkenswert dieser Fingerzeig ist und so sehr er in einem Forschungsgebiet, das uns täglich umlernen heißt, neue Ausblicke zu eröffnen scheint, so wenig würde es doch im Sinne seines Entdeckers selber sein, weitreichende Schlüsse schon jetzt daraus zu ziehen. Vollends auf dem Gebiete der Rassengeschichte dürfte er zunächst bestimmt keine Auswirkungen zeitigen. Der neue Fund ist nur eine Mahnung mehr, den hypothetischen und vorläufigen Charakter unsres Wissens um die Vorzeit nie zu vergessen. Beherzigen die Leser dieses Buch diese Mahnung ebenso, wie der Schreiber sie nie vergessen zu haben hofft, dann können wir uns um so eher auch an dem Gedanken erfreuen, daß jede gründliche Untersuchung die Hypothesen verbessert und uns der Wahrheit näher bringt. —

Das notwendige Mißtrauen gegen die Endgültigkeit unsrer Erkenntnisse darf nun freilich auch nicht dazu verleiten, an allem und jedem zu zweifeln. Über die nordische Rasse sind mancherlei sachliche Irrtümer und Zweckbehauptungen in Umlauf; aber bei dem konzentrischen Angriff gegen die nordische Rasse, der zurzeit in wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Kreisen eingesetzt hat, wird zum Teil erheblich über das Ziel einer vertretbaren Berichtigung hinausgeschossen. Die nordische Rasse soll geradezu hinwegbewiesen werden. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, zu bestreiten, daß die nordeurasische Rasse heute existiert und daß sie eine wohlcharakterisierte Rasse ist. Ich glaube nicht, daß man ihr Vorhandensein in der europäischen Jungsteinzeit bestreiten kann. Die Gegner der nordischen Rasse verweilen gern mit Spott oder Entrüstung bei den Gefühlsurteilen der für die nordische Rasse Begeisterten. Aber sind sie alle so sicher, wirklich über den Parteien zu stehen? Manche mögen es selbst glauben; aber es ist doch nur zu durchsichtig, daß (um einen Ausspruch Taines abzuwandeln) „ihr System einigen nicht deshalb gefällt, weil sie es bewiesen haben, sondern daß sie es beweisen möchten, weil es ihnen gefällt". Es gibt einige Punkte, über die auch der eingefleischte Gegner der nordischen Rasse nicht hinwegkommen kann: das ist ihr Vorwalten bei den ältesten

bekannten indogermanischen Gruppen, ihr Vorrang im Urteil der Griechen und des späteren europäischen Geschmacks, ihre Verwandtschaft mit Herrenschichten außereuropäischer Herrenkulturen und einiges Andere derart, das durch keinerlei Argumente bisher erschüttert werden konnte. Selbst dann, wenn der aus der Steinzeit vorhandene Fundstoff (was nicht der Fall ist) keinen eurasischen Einschlag zeigte; selbst dann, wenn (was nicht der Fall ist) der jungsteinzeitliche Fundstoff statistische Rückschlüsse auf die damalige Gesamtbevölkerung zuließe; selbst dann, wenn (was nicht wahrscheinlich ist), die mit der Hirtenkultur verknüpften eurasischen Rassen ebenso schonsame Bestattungsformen gehabt hätten wie die Megalithiker; selbst dann, wenn der Begriff der Cromagnonrasse so weit gedehnt werden könnte, daß sogar die Kurzschädel und die hochäugigen Langgesichter darunter fielen (was mir untunlich erscheint); selbst dann, wenn mit einem Wort der gesamte vorindogermanische Rassenbestand nichts als ein großes Fragezeichen wäre (was ich nicht glaube); auch dann, wenn alle diese zweifelhaften oder unrichtigen Voraussetzungen tatsächlich zuträfen, so würden doch der soziale und ästhetische Vorrang des Nordeurasiertums in seinem geschichtlichen Auftreten unterschüttert bleiben. Freilich geht es zu weit, wenn immer wieder behauptet wird (so z. B. von Titius in Religion in Geschichte und Gegenwart² 1, 1927, 364): „die nordische Rasse darf man mit den Indogermanen gleichsetzen". Auch außerhalb der Indogermanen gab es nordische Rasse, und bei den Indogermanen gab es vielerlei Rasse, nur mit dem erwähnten Vorrang der nordischen. Die erfolgreichsten Gruppen mit vorwiegend nordischer Rasse gehörten allerdings zu den Indogermanen.

Wenn es der nordischen Rasse gelingen sollte, die ihr ernstlich drohenden Gefahren (oben S. 281) zu überwinden, dann wird sie, das halte ich für gesichert, an den wissenschaftlichen und den scheinwissenschaftlichen Angriffen, denen sie gegenwärtig ausgesetzt ist, nicht zugrunde gehen! Fragen, wie die besondere seelische Artung der nordischen Rasse und ihre geschichtliche und kulturelle Bedeutung sind von der Naturwissenschaft und deren Methoden aus überhaupt nicht zu lösen; sie setzen kulturgeschichtliche Kenntnisse und Arbeitsweise voraus. Dies möchten beide Parteien so viel wie möglich beherzigen.

Hier ist schließlich ein Wort zur Bezeichnung der Rassen erforderlich. Dr. H. Günther, der kurz vor Erscheinen der 9. Auflage seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" (Herbst 1925) von meinem Buch vorläufige Kenntnis erhielt und dem es Ende 1926 in der Handschrift vorgelegen hat, näherte sich zwischen der 10. und 11. Auflage der hier vorgetragenen Auffassung an, schlug aber Anfang 1927 vor, statt „dalischer" Rasse „fälisch" zu sagen. Die dalische Rasse scheint ihm nämlich in Dalarne (vgl. oben S. 63, Anm. 1) nicht so verbreitet wie in Westfalen. Bewiesen ist das allerdings bisher nicht. Nach C. Röse, Beiträge zur europäischen Rassenkunde, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 3, 1906, 75 wäre Thüringen stärker dalisch als Dalarne, und danach könnte man die lebende Cromagnonrasse auch als hermundurische bezeichnen. Wenn man schon umtaufen will, dann käme ferner wohl auch die Bezeichnung „Livrasse" in

Frage; für die lebenden Liven scheint mir jedenfalls ein höherer dalischer Blutsanteil als für das gesamte Westfalen glaubhaft. Ich gehe ja in der Ablehnung der Günthersschen Rassenumtaufen nicht so weit wie z. B. Eugen Fischer (vgl. oben S. 4 Anm. 1); Pöchs „ostisch" hat m. E. das mißverständliche „alpin" nicht unglücklich verdrängt. Ist aber bei „dalisch" irgendeine Mißdeutung möglich? Ich glaube nein; schon aus diesem Grund sollte man die Bezeichnung des ersten Beschreibers beibehalten. Hamy hat nun doch einmal schon wenige Jahre nach dem Fund des „Alten von Cromagnon" auf dem Stockholmer Kongreß von 1873 das Vorkommen von lebendem Cromagnon unter den Dalekarliern bekanntgegeben, in demselben Zusammenhang, worin er die Rassengleichheit der skandinavischen und der französischen Megalithiker feststellte. In pietätvollem Anschluß an Hamy, aber auch gestützt auf Retzius' so bezeichnende Dalekarlierauswahl hat Paudler dem lebenden hellen Cromagnon den Namen der dalischen Rasse gegeben. Berücksichtigen wir zudem, daß Tydalen, wo Bryn den Hauptsitz des norwegischen Cromagnonbestandes festgestellt zu haben glaubt, nicht weit von Dalarne liegt. Wie immer dem aber sei, so ist eine Umtaufe wider den wissenschaftlichen Gebrauch, da mit der „fälischen" Rasse gar kein neuer Begriffsinhalt eingeführt und nur zur Seite der einmal geschaffenen, unmißverständlichen Erstlingsbezeichnung eine verwirrende Mehrnamigkeit in die Welt gesetzt würde, die den Irrtum veranlassen könnte, als handle es sich bei der umgetauften Rasse um irgend etwas Neues oder Eigenes.

Zum Schluß will ich den Leser noch darauf hinweisen, daß in einer Festschrift für Wilhelm Schmidt Ende dieses Jahres ein Beitrag erscheinen wird, worin ich mich grundsätzlich zur Methode der Rassengeschichte äußere; die dort niedergelegten Gedanken bilden eine Art von zusammenfassender Ergänzung zu der in diesem Buch versuchten Vereinigung anthropologischer und kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte. Wilh. Schmidts Hochlandaufsätze (s. oben S. 116 Anm. 2) sind inzwischen als selbständige Schrift erschienen.

Namen- und Sachverzeichnis.